LiTheS

Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie

Herausgegeben von Beatrix Müller-Kampel und Marion Linhardt

JAHRGANG 10 (2017)
SONDERBAND 4

Bertha von Suttner als Soziologin

Hrsg. von Eveline Thalmann

Medieninhaber und Verleger
LiTheS. Ein Forschungs-, Dokumentations- und Lehrschwerpunkt
am Institut für Germanistik der Universität Graz
Leitung: Beatrix Müller-Kampel

Herausgeberinnen und Lektorat
Ao. Univ.-Prof. Dr. Beatrix Müller-Kampel
Institut für Germanistik der Universität Graz
Mozartgasse 8 / I, 8010 Graz
Tel.: ++43 / (0)316 / 380–2453
E-Mail: beatrix.mueller-kampel@uni-graz.at
Fax: ++43 / (0)316 / 380–9761

Prof. Dr. Marion Linhardt
Universität Bayreuth
Sprach- und Literaturwissenschaftliche Fakultät, Gebäude GW I
Universitätsstraße 30, 95447 Bayreuth
E-Mail: marion.linhardt@uni-bayreuth.de

Umschlagbild
Ausschnitte aus: Bertha Freiin von Suttner, die Vorkämpferin der Friedensbewegung. In: Wiener Blätter 8 (1903), Nr. 24 vom 10. Juni, S. 5.
Teilnehmer des Weltfriedenskongresses 1907; wikipedia
Brief von Bertha von Suttner an einen Herrn. Wiesbaden, 11. 12. 1905; wikipedia
Bertha von Suttner, Nobel Peace Prize 1905; wikipedia

Gestaltung und Satz
mp – design und text / Dr. Margarete Payer
Gartengasse 13, 8010 Graz
Tel.: ++43 / (0) 664 / 32 23 790
E-Mail: margarete.payer@mac.com

© Copyright
»LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie« erscheint halbjährlich im Internet unter der Adresse »http://lithes.uni-graz.at/lithes/«. Ansicht, Download und Ausdruck sind kostenlos. Namentlich gezeichnete Beiträge geben immer die Meinung des Autors oder der Autorin wieder und müssen nicht mit jener der Herausgeberinnen identisch sein. Wenn nicht anders vermerkt, verbleibt das Urheberrecht bei den einzelnen Beiträgern.

Editorische Notiz
Gefördert vom Vizerektorat für Studium und Lehre, vom Dekanat der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Karl-Franzens-Universität Graz und vom Land Steiermark.

ISSN 2071-6346=LiTheS

UNI GRAZ
Vizerektorat für Studium und Lehre

Das Land Steiermark
Wissenschaft und Forschung

KARL-FRANZENS-UNIVERSITÄT GRAZ
GEISTESWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

INHALTSVERZEICHNIS

Eveline Thalmann

Bertha von Suttner – eine Soziologin? 5

Wege zur Soziologie – Wegweiser und Wegbegleiter 5

Suttner und die Soziologen 10

Soziologie in den Werken Suttners 18

„Bildung ist Macht, Bildung ist Freiheit, Bildung ist Veredelung“ 21

„Gegenartikel finden keine Aufnahme“ 25

Frauen, Liebe und Geschlechterverhältnisse 28

„Jede Zeit, wie jeder Mensch hat sein gewisses Gedankenfeld, über das hinaus nichts wahrgenommen wird.“ 30

„Urteil ist ein Reflex“ – Zeit und Zeitgeist 33

Im Zeitalter der Wissenschaft 36

Selbstreflexion 38

Inventarium der soziologischen Aspekte 40

Zu Textauswahl und Edition 41

Bertha von Suttner

Soziologie und Politik 43

Der Jugendunterricht 62

Die Dummheit 83

Ein Wort an die antisemitischen Frauen 88

Die Frauen 93

Das Ideal eines Konservativen 122

Der Zeitgeist 126

Litteratur, Kunst und Wissenschaft 132

Eveline Thalmann

Personenverzeichnis 157

Beatrix Müller-Kampel

Bertha von Suttner. Internationale Bibliographie der Sekundärliteratur 167

Bertha von Suttner – eine Soziologin?

Von Eveline Thalmann

„[E]s gab noch keine Soziologie; erst die Einsicht war vorhanden, daß es eine geben solle“,[1] schreibt Bertha von Suttner über den Stand dieser Wissenschaft in den 1880er Jahren und macht damit darauf aufmerksam, dass die Gesellschaftswissenschaft gerade im Entstehen begriffen war. Die Etablierung der Soziologie in Form eines Lehrstuhles lag in Deutschland noch Jahrzehnte entfernt, und die Werke der uns heute geläufigen deutschsprachigen Soziologen wurden gerade veröffentlicht: Mit Ludwig Gumplowicz' *Grundriß der Soziologie* erschien 1885 das erste deutschsprachige Werk, das den Terminus ‚Soziologie‘ im Titel trägt[2]. Ferdinand Tönnies' *Gemeinschaft und Gesellschaft* wurde 1887 publiziert, Georg Simmels Schrift *Über sociale Differenzierung* 1890.

Den Namen der Pazifistin, Schriftstellerin und Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner im Zusammenhang mit der sich erst etablierenden Gesellschaftswissenschaft zu sehen, mag auf den ersten Blick verwundern. Zu Unrecht. Denn Bertha von Suttner beschäftigte sich seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts intensiv mit Soziologie. Viele ihrer Schriften sind als ‚soziologisch‘, ‚soziopolitisch‘ beziehungsweise ‚sozialanalytisch‘ zu werten oder enthalten Gedanken, die im Zusammenhang mit einer soziologischen Weltanschauung stehen.

Ein Bewusstsein für diese intensive Auseinandersetzung Bertha von Suttners mit der Soziologie zu schaffen, ist das Anliegen dieser Textsammlung: Ausgewählte Essays, journalistische Artikel und Romanausschnitte geben einen Einblick in die soziologisch geprägte Weltsicht der Schriftstellerin und öffnen unseren Blick für bislang unentdeckte Facetten in ihren Schriften. Eingebettet in den Entstehungskontext zeigen uns die Textpassagen, dass auch Bertha von Suttner zur Verbreitung der Gesellschaftswissenschaft im deutschsprachigen Raum beitrug.

Wege zur Soziologie – Wegweiser und Wegbegleiter

Über die Entstehung der Soziologie wurde bereits intensiv geforscht. Zumeist sind die Ergebnisse von der Konzentration auf Klassiker – wie Max Weber und Georg Simmel – und „deren Leben und zentrale methodologische oder theoretische

1 Bertha von Suttner: Das Maschinenzeitalter. Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit. Nachdruck der 3. Aufl. von 1899. Düsseldorf: Zwiebelzwerg 1983, S. 168. Das Zitat entstammt dem Kapitel *Soziologie und Politik*; im vorliegenden Band S. 43–61.

2 Vgl. Bernhard Schäfer: Soziologie in Deutschland. Historischer Überblick zu ihrer Entwicklung und Instrumentalisierung. In: Soziologie im Wandel. Universitäre Ausbildung und Arbeitsmarktchancen in Deutschland. Herausgegeben von Reinhard Stockmann [u. a.]. Opladen: Leske + Budrich 2002, S. 25–44, hier S. 30.

Eveline Thalmann: Bertha von Suttner – eine Soziologin? In: LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 10 (2017), Sonderband 4: Bertha von Suttner als Soziologin. Hrsg. von Eveline Thalmann, S. 5–42: http://lithes.uni-graz.at/lithes/17_sonderbd_4.html
DOI: 10.25364/07.10:2017.SB4.1

CC BY NC ND

Punkte"[3] geprägt und vermitteln so einen Eindruck von dem Feld und der Entstehungsgeschichte der Soziologie. Klassiker aber „indizieren erlesene Tradition und mit ihr identitätsstiftende Kontinuität"[4] und grenzen – auf Kosten der historischen Kontextualisierung – andere SchriftstellerInnen und Werke aus. Wer oder was als Klassiker gilt, ist immer von den vorherrschenden Anschauungen der jeweiligen Zeit geprägt. Da ein Kanon nachträglich entsteht, finden sich darin nur jene Werke und AkteurInnen, die als „aktuell und weiterhin anschluss*würdig*"[5] wahrgenommen werden. Die von Klassikern geprägte (Soziologie-)Geschichte ist folglich durch eine Perspektivenverengung bestimmt, weswegen sich im Kanon der gegenwärtigen Soziologie hauptsächlich Personen finden, die heute als SoziologInnen gelten. Es gibt „fast keine Studien über Gelehrte, die vor 1914 als Soziologen galten, aber nach 1918 entweder thematisch durch disziplinäre Grenzziehungen oder strukturellen Mangel universitärer Stellen aus der Soziologie verdrängt wurden, keine Schulen bildeten und / oder als ‚nicht anschluss*würdig*' gelten". Diese traditionelle Soziologiegeschichtsschreibung übersieht, dass die Soziologie „das Produkt eines vor 1914 offenen intellektuellen und nicht universitär beschränkten Diskursfeldes" ist und es um 1900 eine Vielzahl von Ideen zur Soziologie gab. Verschiedene Vereine und Gruppierungen, DenkerInnen und Strömungen unterschiedlicher Lager formulierten theoretische und politische soziologische Programme. Aufbauend auf dem „Versprechen, Gesellschaft *wissenschaftlich* erforschen zu können",[6] interessierte die Soziologie viele Menschen. Auch Bertha von Suttner.

Suttner hatte, anders als die meisten Frauen ihrer Zeit, eine freie Bildung genossen und war ebenso bildungsbegeistert wie belesen. In ihrer Jugend hatte sie die Klassiker der Weltliteratur – Shakespeare, Goethe, Schiller, Lessing, Hugo, Dickens, Bulwer – gelesen und ihren „Geist mit Kant und Descartes genährt, hatte Platons *Phädon*,[7] hatte Humboldts *Kosmos* studiert, daneben die Geschichte der Inquisitions- und Religionskriege".[8] Sie hatte sich „ethnographische, chemische, astronomische Werke" einverleibt und sich eingehend mit Philosophie beschäftigt. Mit 28 Jahren kannte sie „Kant, Schopenhauer, Hartmann (*Philosophie des Unbewußten*), Strauß, Feuerbach, Pascal, Comte, Littré, Victor Cousin, Jules Janet, Alfred

3 Katharina Neef: Die Entstehung der Soziologie aus der Sozialreform. Eine Fachgeschichte. Frankfurt am Main [u. a.]: Campus 2012, S. 31.

4 Erhard Stölting: Das Klassische an den soziologischen Klassikern. Kontinuität und Veränderung des soziologischen Klassikers. In: Der soziologische Blick. Vergangene Positionen und gegenwärtige Perspektiven. Herausgegeben vom Institut für Soziologie und Sozialforschung der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg. Opladen: Leske + Budrich 2012, S. 9–22, hier S. 13.

5 Neef, Entstehung der Soziologie, S. 32.

6 Alle ebenda, S. 34 und S. 11 (Kursivierung im Original).

7 Phaidon, griechisch Φαίδων Phaídōn, latinisiert Phaedo.

8 Bertha von Suttner: Memoiren. Hamburg: Severus 2013, S. 34–35.

Fouillée“[9] und andere Philosophen. Regelmäßig las sie zudem die 1829 gegründete, ausgesprochen renommierte *Revue des Deux Mondes*, eines jener Magazine, die als Plattform für zahlreiche Persönlichkeiten dienten – darunter Anton Tschechow, Hippolyte Taine, Stendhal und Leo Tolstoi.[10]

Trotz ihrer umfassenden Bildung habe sie, wie Suttner in ihren Memoiren beteuert, zu Beginn der 1870er Jahre noch nichts von „sozialer Philosophie“[11] gewusst;

> „wohl hatte schon Darwin seine *Entstehung der Arten* in die Welt gesandt, schon waren in den Werken von Lassalle und Engels die wirtschaftlichen Probleme aufgeworfen,[12] schon hatte Buckle seine Einleitung zur *Geschichte der Zivilisation* veröffentlicht,[13] der Streit über Büchners *Kraft und Stoff*[14] war schon entbrannt, Herbert Spencers Hauptwerke waren schon ausgegeben, doch zu mir war von alldem noch nichts gedrungen. Ich nahm mit ganzer Wißbegierde hin, was mir die Bücher von Natur und Gesellschaft als von etwas Seiendem berichteten, als etwas Werdendes faßte ich sie nicht auf; und namentlich fehlte mir der Begriff, daß die sozialen Zustände *anders*[15] werden sollen und daß zu dieser Entwicklung der wissende Mensch kämpfend mitwirken kann.“[16]

Suttner dürfte zwischen dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 und ihrer Heirat im Jahre 1876 mit soziologischen Werken in Berührung gekommen sein. Während ihres Aufenthalts im Kaukasus (1876–1885) vertiefte sie sich gemeinsam mit ihrem Ehemann Arthur Gundaccar von Suttner in William Whewells *History of Science*[17] und die Schriften von Charles Darwin, Ernst Haeckel, Herbert Spen-

9 Beide ebenda, S. 75.

10 Vgl. ebenda. – Zur *Revue des Deux Mondes* vgl. die Homepage des Magazins: http://www.revuedesdeuxmondes.fr/ [2017-07-24].

11 Suttner, Memoiren, S. 114.

12 Ferdinand Lassalle: Das Arbeiter-Programm. Über den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes. Vortrag, gehalten am 12. April 1862 in Berlin im Handwerkerverein der Oranienburger Vorstadt. ED Berlin: Nöhring 1862.

13 Henry Thomas Buckle: History of Civilisation in England. Bd. 1. London: Parker 1857; darin: General Introduction, S. 1–35. – Bd. 2. Ebenda 1861. Der dritte Band erschien in einer Gesamtausgabe mit den beiden ersten Bänden posthum in London: Longmans; Green 1868.

14 Ludwig Büchner: Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemeinverständlicher Darstellung. Frankfurt am Main: Meidinger 1855. Das Werk war ein Bestseller, der in Deutschland bis 1904 in 21 Auflagen erschien und in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde. Büchner fordert darin, dass sich die Philosophie an den Naturwissenschaften zu orientieren habe. Vgl. dazu: Klaus Mainzer: Materie. Von der Urmaterie zum Leben. München: Beck 1996. (= Beck’sche Reihe. 2034.) S. 28.

15 Kursivierung im Original.

16 Suttner, Memoiren, S. 75.

17 William Whewell: History of the Inductive Sciences, from the Earliest to the Present Time. Bd. 1–3. London: Parker 1837.

cer, Carus Sterne. „Und vor allem das Buch, das mir eine Offenbarung gewesen: Buckle, *History of civilisation*. Schon vor meiner Verheiratung hatte ich dieses Buch und mehrere der früher genannten gelesen, und ich hatte sie in meinem Koffer mitgebracht."[18]

Nach ihrer Rückkehr im Jahre 1885 ist Suttner von diesen Ideen durchdrungen: In den vor 1889 verfassten Romanen *High-life* (1886 unter dem Pseudonym B. Oulet erschienen), *Eva Siebeck* (1892) und *Die Tiefinnersten* (1893)[19] wird die Wichtigkeit der Soziologie betont, die ProtagonistInnen lesen Bücher, die der Soziologie zuzuordnen sind, und geben Aussagen von sich, die Geschichte als etwas Gewordenes auffassen.

Eine soziologische Weltanschauung ist aber schon im 1883 unter dem Pseudonym B. Oulet erschienenen *Inventarium einer Seele* präsent. Darin schreibt ein fiktiver Baron namens Karl, ein „in vollster Abgeschiedenheit lebende[r] einstige[r] Weltmann[ ]", seine Gedanken „nur für sich selbst"[20] nieder. Seine kurzen essayistischen Texte über Themen wie „Antifatalismus" oder „Gleichwertigkeit von Geld, Zeit, Arbeit und Genuß"[21] lässt der Protagonist Jahre später drucken, wobei er von seinem früheren Ich Abstand nimmt. Er erklärt, dass er „das Ganze heute vielleicht anders schreiben würde" und dass die darin behandelten „ernsten, hohen Fragen" eine „gediegene und gründliche Behandlung"[22] verdienten, die im veröffentlichen Manuskript nicht zu finden sei.

Im fünf Jahre später erschienenen utopischen Roman *Maschinenalter* – in den späteren Auflagen *Maschinenzeitalter* – ist von dieser Vorsicht nichts mehr zu spüren. Im Gegenteil: Das vortragende Ich hält in einer fiktiven Zukunft, in welcher der Mensch höher entwickelt ist, eine Vorlesungsreihe über die gesellschaftlichen Zustände des 19. Jahrhunderts. Die einzelnen Vorlesungen bilden die Kapitel des Buches, welches nicht nur die gesellschaftlichen Missstände des 19. Jahrhunderts darlegt, sondern eine soziale, in sich stimmige Utopie erschafft. Auch dieses Werk erschien unter einem Pseudonym: „Jemand". Ein solches wählt Suttner nicht aus „der Scheu, für die eigene Meinung einzutreten", wie Suttner vorgeworfen wurde[23], sondern „weil mein Name, wenn genannt, gerade solche Kreise meinem Buche ver-

18 Suttner, Memoiren, S. 114.

19 Vgl. zum Entstehungszeitraum der Werke Bertha von Suttner: Vorwort zu: Die Tiefinnersten. Dresden; Leipzig: Pierson 1893, S. V–VII, hier S. V.

20 Bertha von Suttner: Vorwort zu: Inventarium einer Seele. 3., verbesserte Aufl. Dresden; Leipzig: Pierson 1892, S. VII–VIII, hier S. VIII.

21 Ebenda, S. 41 und S. 280.

22 Alle ebenda, S. 364–365.

23 Bertha von Suttner: Vorwort zur zweiten Auflage [des *Maschinenzeitalters*]. In: Suttner, Maschinenzeitalter, S. [III].

schließen könnte, für die es hauptsächlich bestimmt ist“[24] – also in erster Linie, um zu verheimlichen, dass diese geschichtsphilosophischen ‚Vorlesungen‘ von einer Frau verfasst wurden. Das Werk wurde in der Folge bekannten Schriftstellern wie dem Politiker und Mitbegründer der Zionistischen Weltorganisation Max Nordau[25] oder dem deutsch-schweizerischen Naturwissenschaftler und demokratischen Politiker Carl Vogt (Gießen 1817 – Plainpalais, Kanton Genf 1895) zugeschrieben und erhielt zahlreiche positive Rezensionen. Suttner zeigt sich in ihren Memoiren über die Resonanz in Bezug auf das Buch amüsiert und scheint das Versteckspiel genossen zu haben.[26] Bis auf den Autor einer US-amerikanischen Kritik sahen alle RezensentInnen in ‚Jemand‘ einen Mann. Für Suttner war diese Reaktion ein weiterer Beweis dafür, „daß es keine spezifisch weibliche Art zu schreiben und zu denken giebt“.[27] In der dritten, 1899 erschienenen Auflage gibt sie im Vorwort ihre Identität preis, da der Zweck ihrer Anonymität erreicht war: „[D]as *Maschinenzeitalter* ist von Leuten gelesen und Ernst genommen worden, die dem von einer Frau über einen solchen Gegenstand verfaßten Buch keinerlei Aufmerksamkeit geschenkt hätten.“[28]

Diese „erste gesellschaftspolitisch umfassende Utopie einer deutschsprachigen Autorin“[29] wurde in der Suttner-Forschung kaum näher untersucht, wenn sie auch von einzelnen Personen in ihrer herausragenden Bedeutung schon erkannt wurde: Der Roman wurde schon von einem ihrer ersten Biographen Leopold Katscher „das bedeutendste Werk der Suttner aus ihrer Vor-Friedenszeit,“ ja überhaupt „das hervorragendste all ihrer Bücher und eines der wertvollsten unsrer Zeit“[30] genannt. In

24 Jemand [d. i. Bertha von Suttner]: Das Maschinenalter. Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit. Zürich: Verlags-Magazin 1889, S. [IV].

25 In seiner 1883 erschienenen, dann in schneller Folge wiederaufgelegten, in 15 Sprachen, darunter Chinesisch und Japanisch, übersetzten und in der Habsburger Monarchie und in Russland verbotenen Schrift *Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit* hatte Nordau radikale Kritik „an den bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen“ geübt. Max Nordau: Vorwort zur ersten Auflage. In: M. N.: Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit. Leipzig: Elischer [1909?]: http://gutenberg.spiegel.de/buch/-4957/1 [2017-07-24].

26 Einer in Suttners Memoiren beschriebenen Anekdote zufolge wurde im Zuge einer lebhaften Unterhaltung im legendären Hotel Meissl & Schadn in Wien (I., Neuer Markt 2 / Kärntner Straße 16) darüber gesprochen; Bertha von Suttner gab vor, sich das Werk anschaffen zu müssen, woraufhin jemand ausrief: „O, das ist kein Buch für Damen!“ Vgl. Suttner, Memoiren, S. 179.

27 Suttner, Maschinenzeitalter, S. [IV] (Vorwort zur 3. Aufl.).

28 Ebenda.

29 Anne Stalfort: *Das Maschinenzeitalter* und *Der Menschheit Hochgedanken*. Bertha von Suttners literarische Utopien. In: Bei Gefahr des Untergangs. Phantasien des Aufbrechens. Festschrift für Irmgard Roebling. Herausgegeben von Ina Brueckel. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 197–217, hier S. 197.

30 Leopold Katscher: Bertha von Suttner, die „Schwärmerin“ für Güte. Dresden: Pierson 1903, S. 34. – Als „ihr wichtigstes Buch“ bezeichnet es auch Gisela Brinker-Gabler: Nachwort. In: Marianne Wintersteiner: Die Baronin Bertha von Suttner. Erzählende Biographie. Irdning, Steiermark: Stieglitz Verlag E. Händle Mühlacker 1984, S. 255–261, hier S. 257.

der „noch recht brüchigen Utopietradition von Autorinnen“[31] stellt die Schrift einen Meilenstein dar. Suttner verwendet hierfür ein Schema, das in der Folge sehr beliebt wird: das Muster des Rückblicks auf die Gegenwart aus einer fiktiven Zukunft.[32] Doch nicht nur für die Suttner- und die Utopie-Forschung ist das *Maschinenzeitalter* von Relevanz, sondern auch für die Soziologiegeschichte, zumal es – wie schon die zuvor erschienenen Romane *Inventarium einer Seele, Eva Siebeck*, *High-life*, *Die Tiefinnersten* – Geschichte und Gesellschaft als etwas Gewordenes begreift und Suttners Auffassung von Gemeinschaft, Gesellschaft und Staat wiedergibt.

Bertha von Suttners Soziologieverständnis war stark von Auguste Comtes positivistischer Sichtweise geprägt, die auf einem absoluten Glauben an Wissenschaft und Vernunft beruht. Dieses positivistisch geprägte soziologische Programm hatte um 1900 seinen Höhepunkt erreicht und war danach für Jahrzehnte unter den Generalverdacht der Faktenhuberei und der naiven Wissenschaftsgläubigkeit gestellt worden. Mit den Positivisten teilte Suttner ein monistisches Weltbild, sah das menschliche Zusammenleben als naturgesetzliches Ganzes an und negierte eine nomothetische Wissenschaftsauffassung. Für sie hatte die Soziologie – wie die Wissenschaft überhaupt – die Aufgabe, das menschliche Zusammenleben sowohl zu beschreiben als auch zu verbessern.[33] Die VertreterInnen dieser Auffassung waren meist akademisch gebildet, partizipierten in den kommunikativen Foren ihrer Zeit und betätigten sich zumeist im universitätsexternen, sozialreformistischen Milieu; ferner waren sie Mitglieder sozialreformerischer, freidenkerischer Vereine und Zirkel.

Suttner und die Soziologen

Der Pionier der Soziologie als Wissenschaft, Sozialbiologe, Eugeniker und Menschenrechtler Rudolf Goldscheid (Wien 1870 – Wien 1931) war einer der engsten Vertrauten Bertha von Suttners. Er war unter den wenigen, die dem Leichnam der 1914 verstorbenen Nobelpreisträgerin von ihrer Wohnung in der Zedlitzgasse in Wien zum Franz-Josefs-Bahnhof ein letztes Geleit gaben.[34] Zwei Jahre zuvor war Goldscheids pazifistische Schrift *Krieg und Kultur. Die Lehren der Krise* in der von Alfred Hermann Fried (Wien 1864 – Wien 1921), dem Friedensnobelpreisträger

31 Stalfort, Literarische Utopien, S. 206.

32 Als traditionsbildend für dieses Schema gilt allerdings Edward Bellamys nur ein Jahr vor Suttners Utopie erschienenes Werk *Looking Backward 2000–1887*. Vgl. ebenda, S. 203.

33 Ebenda, S. 12, und insgesamt S. 12–15.

34 Von dort wurde er nach Gotha zur Feuerbestattung überführt. Vgl. Wolfgang Fritz und Gertraude Mikl-Horke: Rudolf Goldscheid: Finanzsoziologie und ethische Sozialwissenschaft. Wien [u. a.]: LIT 2007. (= Austria: Forschung und Wissenschaft. Soziologie. 3.) S. 60–61. Zu Goldscheid vgl. v. a. Helge Peukert und Manfred Prisching: Rudolf Goldscheid und die Finanzkrise des Steuerstaates. Graz: Leykam 2009. (= Die Ökonomik der Arbeiterbewegung zwischen den Weltkriegen. 4.)

von 1911, begründeten und in enger Zusammenarbeit mit Bertha von Suttner herausgegebenen Zeitschrift *Die Friedens-Warte* erschienen.[35]

Sowohl Suttner als auch Goldscheid waren von der Verbindung von Soziologie und Pazifismus überzeugt. Die Nobelpreisträgerin sah „Ostwalds Energetik, Muller Lyers [Müller-Lyers] Kulturphilosophie und eine ganze Reihe moderner Werke soziologischen und völkerrechtlichen Inhalts" als „wissenschaftliche Hilfstruppen"[36] der Friedensbewegung. Auch für Goldscheid war der Pazifismus weit mehr als eine politische Bewegung:

> Der „Pazifismus ist die Spitze, in die aller Demokratismus und Sozialismus notwendig ausläuft, ja er ist mehr als das, er ist die Grundlage aller sozialen Reformarbeit. […] Er ist der Mutterboden der Wissenschaft von der internationalen Bedingtheit der Sozietät, durch die die Soziologie ihre größte Erweiterung erfährt.
>
> Und nicht nur die Soziologie! Auch die Rechtswissenschaft erhält erst durch den Ausbau des internationalen Rechts ihre Vollendung."[37]

Goldscheid widmete der Nobelpreisträgerin einen Nachruf[38] und Suttners posthum von Fried gesammelten Glossen *Der Kampf um die Vermeidung des Weltkrieges*[39] eine ausführliche Besprechung in der Wiener *Arbeiter-Zeitung*.[40] Auch Suttner äußerte sich wertschätzend über Goldscheid und dessen Arbeit, indem sie etwa eine Rezension über sein Werk *Höherentwicklung und Menschenökonomie* schrieb, welche in der *Friedens-Warte* veröffentlicht wurde.[41]

35 Rudolf Goldscheid: Krieg und Kultur. Die Lehren der Krise. In: Die Friedens-Warte. Blätter für internationale Verständigung und zwischenstaatliche Organisation vom Dezember 1912, S. 441–446: http://www.fredsakademiet.dk/tid/1900/1912/friedenswarte1912.pdf [2017-07-24].

36 Bertha von Suttner [Rez.]: Höherentwicklung und Menschenökonomie. Rudolf Goldscheid: Höherentwicklung und Menschenökonomie Grundlegung der Sozialbiologie. Leipzig: Klinkhardt 1911. [= Philosophisch-soziologische Bücherei. VIII.] In: Die Friedens-Warte. Blätter für internationale Verständigung und zwischenstaatliche Organisation 13 (1911), S. 193–196, hier S. 193.

37 Goldscheid, Krieg und Kultur, S. 442.

38 Rudolf Goldscheid: Bertha von Suttner. Ein Nachruf. In: Arbeiter-Zeitung (Wien) vom 23. Juni 1914, S. 2–3.

39 Bertha von Suttner: Der Kampf um die Vermeidung des Weltkriegs. Randglossen aus zwei Jahrzehnten zu den Zeitereignissen vor der Katastrophe. (1892–1900 und 1907–1914.) Herausgegeben von Alfred H[ermann] Fried. I. Band: Von der Caprivischen Heeresvermehrung bis zum Transvaalkrieg. II. Band: Von der zweiten Haager Konferenz bis zum Ausbruch des Weltkrieges. Zürich: Orell Füßli 1917.

40 Rudolf Goldscheid: Friedensstrategie. In: Arbeiter-Zeitung (Wien) vom 23. Juni 1917, S. 1–2.

41 Vgl. Suttner, Höherentwicklung und Menschenökonomie.

Goldscheid war zwischen 1907 und 1914 in Wien auch die zentrale Anlaufstelle für den mit der Soziologie allenfalls als Herausgeber, Übersetzer und Biographen von Auguste Comte in Verbindung gebrachten Wilhelm Ostwald.[42] Der deutsch-baltische Chemiker und Philosoph Friedrich Wilhelm Ostwald erhielt 1909 für seine Arbeiten über die Katalyse sowie seine Untersuchungen über Gleichgewichtsverhältnisse und Reaktionsgeschwindigkeiten den Nobelpreis für Chemie. Seine Philosophie, aufgebaut u. a. auf dem Prinzip, dass alles Geschehen in letzter Instanz nichts als eine Veränderung von Energie sei, bezeichnete Ostwald als „Energetik". Auf Anregung von Ferdinand Tönnies und Goldscheid hatte Ostwald sich, „[a]usgehend von Naturphilosophie und Energetik, wurzelnd in seinem reformerischen Engagement in der Schulreform und der Weltsprachenangelegenheit", um 1905 für die Soziologie zu interessieren begonnen. 1909 wurden seine *Energetischen Grundlagen der Kulturwissenschaft* – eine „Anleitung für angehende Soziologen"[43] – publiziert. Der Titel sollte ursprünglich das Wort „Soziologie" anstelle von „Kulturwissenschaften" enthalten. Der Begriff erschien Ostwald aber schließlich zu eng, um das Gesagte zu beschreiben.[44] Obgleich die Arbeit international rege rezipiert wurde, blieb ihr die akademische Anerkennung versagt. Ostwald kann eindeutig als Vertreter einer positivistischen Gesellschaftswissenschaft aufgefasst werden.[45]

Suttner und der Friedensaktivist[46] Ostwald lernten sich persönlich nach 1909 kennen. Suttner hatte in der *Neuen Freien Presse* Ostwalds Aufsatz zur Eroberung der Luft gelesen und ihn eingeladen, in der *Österreichischen Friedensgesellschaft* zu sprechen – woraus eine Vortragsreihe von sechs Vorträgen in fünf Tagen wurde, beginnend mit *Das allgemeinste Problem der Kultur*.[47] In seiner Autobiographie beschreibt Ostwald Suttner als „lebhaft liebenswürdig in ihrem Wesen" und den Verkehr mit ihr als „sehr angenehm".[48] In der Folge sprach er regelmäßig bei ihr vor, wenn er nach Wien kam.[49] Auch Suttner schätzte den Umgang mit Ostwald. Sie sprach ihn in ihren Briefen mit „Hochgeehrter Herr und Freund" und „Meister" an und lud

42 Vgl. Neef, Entstehung der Soziologie, S. 126. – Auguste Comte: Entwurf der wissenschaftlichen Arbeiten welche für eine Reorganisation der Gesellschaft erforderlich sind (1822). Deutsch herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Wilhelm Ostwald. Leipzig: Unesma 1914. – Wilhelm Ostwald: Auguste Comte. Der Mann und sein Werk. Leipzig: Unesma 1914.

43 Neef, Entstehung der Soziologie, S. 133.

44 Vgl. Wilhelm Ostwald: Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaften. Leipzig: Klinkhardt 1909. (= Philosophisch-soziologische Bücherei. XVI.) S. 11.

45 Vgl. Neef, Entstehung der Soziologie, S. 134 und S. 119–145.

46 Vgl. Wilhelm Ostwald: Lebenslinien. Eine Selbstbiographie. Bd. III. Berlin: Klasing 1926 / 1927, S. 329–335.

47 Vgl. Wilhelm Ostwald: Das allgemeinste Problem der Kultur. Vortrag von Geheimrat Professor Wilhelm Ostwald. Wien, 18. Januar [1910]. In: Neue Freie Presse vom 19. Januar 1910, S. 10–11.

48 Ostwald, Lebenslinien, S. 331.

49 Vgl. ebenda.

ihn 1912 zu einer floskellosen Korrespondenz ein.[50] Zudem verlieh sie ihrer Wertschätzung im fiktiven Roman *Der Menschheit Hochgedanken*[51] Ausdruck. In diesem 1913 erschienenen Roman organisiert der amerikanische Millionär Toker einen internationalen Friedenskongress, zu welchem er „Größen aus der wissenschaftlichen Welt"[52] einlädt. Zu diesen Geistesgrößen gehört auch Ostwald:

> „Ein deutscher Schriftsteller. Tiefer Kenner der Naturwissenschaften. Ein Verkünder unendlich poetischer Naturphilosophie; dadurch dem achselzuckenden und naserümpfenden Haß der Fach- und Spezialgelehrten ausgesetzt. Er schachtelt nicht ein, er etikettiert und numeriert nicht; sein Blick umfaßt den ganzen Horizont, sein Geist dringt in den Allgeist, seine wissende Liebe zur Natur schwingt sich bis zur Anbetung auf. Und seine Bücher sind literarische Kunstwerke. Und darum schütteln sich die Pedanten, daß ihre trockenen Seelen nur so krachen, wenn man bloß seinen Namen nennt."[53]

Auch Ostwald verewigte die Nobelpreisträgerin in einem Gedicht:

> „Ich bin ein Internazionalist.
> Du weißt gewiß nicht, Wandrer, was das ist! […]
> Weltsprache, Weltrecht und Weltgeld,
> Das ist, was diesem Mann gefällt
> Weltfrieden, Weltformat, Weltformelzeichen,
> Auch das sucht solch ein Nazi zu erreichen.
> Philatelie, das ist ein Graus vor ihm;
> Dafür ist er mit Berta sehr intim."[54]

Mit dem deutschen Psychiater, Soziologen und Schriftsteller Franz Carl Müller-Lyer stand Suttner in Briefkontakt.[55] Müller-Lyer legte zwischen 1910 und 1924 ein siebenteiliges Werk zu *Die Entwicklungsstufen der Menschheit. Eine systematische Soziologie in Überblicken und Einzeldarstellungen*[56] vor. Die nach ihm benannte „Müller-Lyer-Illusion" beziehungsweise „Müller-Lyer-Täuschung" – eine geome-

50 Vgl. Neef, Entstehung der Soziologie, S. 124.

51 Bertha von Suttner: Der Menschheit Hochgedanken. Roman aus der nächsten Zukunft. Wien; Leipzig: Verlag der Friedens-Warte 1911.

52 Ebenda, S. 3.

53 Ebenda, S. 166.

54 Ostwald, Lebenslinien, S. 215.

55 In Suttners Nachlass in Genf finden sich zwei Briefe von Müller-Lyer, welche mit 9. Juli 1911 und 5. März 1912 datiert sind. Siehe dazu: http://biblio-archive.unog.ch/detail.aspx?ID=41613 [2017-07-24].

56 Franz Müller-Lyer: Die Entwicklungsstufen der Menschheit. Eine Gesellschaftslehre in Überblicken und Einzeldarstellungen. 1: Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft. Grundlinien einer Volksphilosophie. München: Lehmanns 1910. [2:] Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts. Soziologische Überblicke. München: Lehmanns 1908. 3: Formen der Ehe, der Familie und der Verwandtschaft. München: Lehmanns 1911. 4: Die Familie. München: Lehmanns 1911. 5: Phasen der Liebe. Eine Soziologie des Verhältnisses der Geschlechter. München: Langen 1913. 6: Die Zähmung der Nornen.

trisch-optische Täuschung, wonach eine Linie zwischen zwei spitzen Winkeln deutlich kürzer erscheint als eine gleich lange Linie, bei der die Pfeilspitzen umgekehrt sind – entdeckte er 1889. In *Die Familie*, dem 1911 erschienenen vierten Teil seiner *Entwicklungsstufen der Menschheit*, wird ein Brief Suttners an den Verleger zitiert: „Vielen Dank für die Zusendung von Müller-Lyer, *Sinn des Lebens*, obwohl mich das Buch eine schlaflose Nacht gekostet hat; denn, nachdem ich es abends zu lesen begonnen, konnte ich es vor Tagesgrauen nicht aus den Hand legen. … Es ist ein herrliches Werk."[57]

Auch im fünften Teil der *Entwicklungsstufen*, den *Phasen der Liebe. Eine Soziologie des Verhältnisses der Geschlechter*, findet sich eine Stellungnahme der Nobelpreisträgerin, welche sie für das *Berliner Tageblatt* vom 11. November 1911 über den ersten Teil, *Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft. Grundlinien einer Volksphilosophie*, geschrieben hatte:

> „Es gibt Lektüre, die amüsiert, die spannt – aber auch solche, die beglückt, die einen inneren Jubel löst, durch die man fühlbar reicher geworden, reicher an Einsicht, reicher an eigenem Wert, denn man fühlt sich um ein Stück gescheiter und froher dabei geworden. Man weiß jetzt Neues und was man schon früher wußte, ist nun in ein helleres Licht gerückt. So erging es mir durch Müller-Lyers *Sinn des Lebens*."[58]

Suttner selbst wird im ersten Teil von Müller-Lyers *Zähmung der Nornen. Soziologie der Zuchtwahl und des Bevölkerungswesens* und im vierten Teil *Die Familie* einige Male erwähnt. Müller-Lyer zählt sie wie Hermann Hesse, Gerhart Hauptmann und Frank Wedekind zu den „hervorragenden Dichter[n] und Schriftsteller[n]" seiner Zeit, in deren Werken sich der „frühindividuale[ ] Geist"[59] findet. Ferner beschreibt er sie als „durch Charakter und Talent gleich hervorragende Frau […], der das deutsche Volk vielleicht einst nicht weniger dankbar sein wird, als seinen Kriegsmännern"[60], und greift bei der Wahl eines Mottos für das Kapitel „Zuchtwahl in der Personalen Epoche" auf ein Diktum Suttners zurück: „Noch steht unser moralisches Wollen tief unter unserm physischen Können."[61]

Auch mit dem deutschen Historiker Karl Lamprecht (Jessen, Sachsen-Anhalt 1856 – Leipzig 1915), Professor für Geschichte an der Universität Leipzig und bekannt vor allem durch seine Rolle im Methodenstreit der Geschichtswissenschaft, stand die

1. Soziologie der Zuchtwahl und des Bevölkerungswesens. München: Langen 1918. 2. Soziologie der Erziehung. München: Langen 1924.

57 Zitiert nach Müller-Lyer, Die Familie, S. 365.

58 Zitiert nach Müller-Lyer, Phasen der Liebe, S. 256.

59 Müller-Lyer, Die Familie, S. 328.

60 Müller-Lyer, Soziologie der Zuchtwahl und des Bevölkerungswesens, S. 56.

61 Vgl. ebenda, S. 125, und Müller-Lyer, Die Familie, S. 227.

Baronin in Briefkontakt.[62] Lamprecht war stark von Georg Simmels Werk *Über sociale Differenzierung* beeinflusst und ging ebenso wie Simmel vom vergesellschafteten Menschen aus.[63] Suttners Wertschätzung des Historikers drückt sich auch in einer Einladung für einen Vortrag in Wien aus (der dann aus Termingründen nicht zustande kam).[64]

Eine weitere Verbindung zwischen Suttner, Lamprecht, Ostwald und Müller-Lyer bestand durch die von Karl Wilhelm Bührer und Adolf Saager gegründete Institution *Die Brücke – Internationales Institut zur Organisierung der geistigen Arbeit*. Sie alle waren wie Ferdinand Tönnies Mitglieder des Instituts. Ostwald, Nobelpreisträger für Chemie 1909, unterstützte die Einrichtung zudem mit Teilen seines Preisgeldes.[65] Das Institut war ein „Zusammenschluss von Wissenschaftlern und Künstlern aller Art, unabhängig von Nationen und Geschlecht zwecks einer zuvor nie gekannten Organisation des gemeinsamen Wissens".[66] Laut Statuten bestand das Ziel der *Brücke* darin, eine „Auskunftstelle der Auskunftstellen" zu werden, „die auf jede nur denkbare Frage eine genügende Auskunft wird erteilen können".[67]

Der russisch-französische Soziologe Jakov Aleksandrovič Novikov stand gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Westeuropa in hohem Ansehen und seine Werke wurden in eine Reihe mit jenen Herbert Spencers gestellt. Der erste Kontakt zwischen Suttner und dem Soziologen fand im Jahre 1892 statt. Suttner sandte Novikov – mit der Bitte um Beteiligung – das erste Heft der gemeinsam mit Alfred H. Fried herausgegebenen Zeitschrift *Die Waffen nieder!* zu.[68] In den folgenden 20 Jahren – also bis zu Novikovs Tod im Jahre 1912 – lassen sich verschiedene Verbindungen zwischen Suttner und Novikov nachweisen: persönliche Begegnungen, die gemeinsame Teil-

62 Vgl. Roger Chickering: Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856–1915). Atlantic Highlands, NJ: Humanities Press 1993. (= Studies in German Histories.) S. 410.

63 Vgl. Duk-Yung Kim: Georg Simmel und Max Weber. Über zwei Entwicklungswege der Soziologie. Opladen: Leske und Budrich; Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2002.

64 Brief von Karl Lamprecht an Bertha von Suttner vom 23. September 1910: http://biblio-archive.unog.ch/detail.aspx?ID=38880 [2017-07-24].

65 Vgl. Neef, Entstehung der Soziologie, S. 140–141.

66 Vgl. Rolf Sachsse: Das Gehirn der Welt: 1912. Die Organisation der Organisatoren durch die Brücke. In: Wilhelm Ostwald. Farbsysteme. Das Gehirn der Welt. Herausgegeben von Peter Weibel und Rolf Sachsse. Ostfildern: Cantz 2004, S. 64–88, hier S. 65: http://www.hbksaar.de/fileadmin/hbk/images/personen/sachsse/Texte/gehirn_der_welt_web.pdf [2017-07-24].

67 Zitiert nach ebenda, S. 65.

68 Vgl. Valentin Belentschikow: Bertha von Suttner und Russland. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang 2012. (= Vergleichende Studien zu den slavischen Sprachen und Literaturen. 15.) S. 87–89.

nahme an Konferenzen und Kongressen,[69] schließlich der Briefwechsel.[70] Über den gesamten Erscheinungszeitraum der Monatszeitschrift (1892–1899) war Novikov in *Die Waffen nieder!* präsent. Als Herausgeberin machte Suttner auf seine Werke aufmerksam und veröffentlichte Ausschnitte aus seinen Briefen, in welchen sich seine Einstellung zur Gesellschaft widerspiegelt. Im Briefwechsel wurden vor allem die Werke der beiden Autoren und die Friedensbewegung thematisiert. Die Briefe zeugen von gegenseitiger Wertschätzung, einem fruchtbaren Gedankenaustausch und einer Übereinstimmung der Ideen.[71] Auf dieses geistige Einverständnis macht Novikov explizit in seinem Brief vom 6. Dezember 1902 nach der Lektüre von Teilen des *Maschinenzeitalters* aufmerksam:

> „Wenn sie mein Buch [*Conscience et volonte sociales* (1896)] lesen, werden Sie das gleiche Wohlgefallen fühlen, denn unsere Ideen gleichen sich manchmal so sehr, dass die Ähnlichkeit bis zu den Wörtern, bis zur Auswahl der Beispiele geht. Wie schade, dass Ihre zwei brillanten Kapitel [*Die Frauen* und *Die Liebe*] nur in Deutsch verfasst sind. Als ich sie gelesen habe, hatte ich Lust, sie ins Französische zu übersetzen."[72]

Auch zwischen dem Soziologen Ludwig Gumplowicz (polnisch Ludwik Gumplowicz, Republik Krakau, heute zu Polen 1838 – Graz 1909) und Bertha von Suttner gab es einen kurzen brieflichen Austausch. Suttner glaubt sich in ihren *Memoiren* zu erinnern, dass den Anlass zur Kontaktaufnahme mit Ludwig Gumplowicz' dessen Sohn Ladislaus gegeben hatte. Der auch von Suttner als „radikal"[73] bezeichnete Sohn des Soziologen war 1894 wegen seiner Redakteurstätigkeit in der anarchistischen Zeitschrift *Der Sozialist*[74] im Februar zu einer Haftstrafe von eineinhalb Jahren und im Mai zu einer Zusatzstrafe von neun Monaten Haft verurteilt worden.[75] Er hatte überdies eine Reihe von Gedichten des polnischen Lyrikers Adam Asnyk (Kalisz, Russisch-Polen 1838 – Krakau 1897) aus dem Polnischen übersetzt und die mit *Engel der Vernichtung* überschriebene Gedichtsammlung an Suttner geschickt.[76]

69 Beide nahmen u. a. an der VII. Interparlamentarischen Konferenz in Budapest 1896, am VIII. Internationalen Friedenskongress 1897 in Hamburg und am Haager Friedenskongress 1899 teil.

70 Die Briefe von Novikov an Suttner finden sich auf: United Nations Archives Geneva. Catalogue: http://biblio-archive.unog.ch/Dateien/2/D10539.pdf [2017-07-24].

71 Vgl. Belentschikow, Suttner und Russland, S. 88–94.

72 Vgl. den französischen Brief von Jakov Novikov an Bertha von Suttner vom 6. Dezember 1902: http://biblio-archive.unog.ch/Dateien/2/D10539.pdf [2017-07-24]; in deutscher Übersetzung in: Belentschikow, Suttner und Russland, S. 99–100.

73 Ebenda, S. 300.

74 Berlin, wo Ladislaus Gumplowicz dem verhafteten Gustav Landauer nachgefolgt war.

75 Vgl. Reinhard Müller: Ludwig Gumplowicz (1838–1909). Ein Klassiker der Soziologie. Katalog zur Ausstellung an der Universitätsbibliothek Graz anläßlich des 150. Geburtstages von L. G. Graz: Universitätsbibliothek Graz 1988, S. 29.

76 Vgl. Emil Brix: Ludwig Gumplowicz oder die Gesellschaft als Natur. Wien [u. a.]: Böhlau 1986. (= Monographien zur österreichischen Kultur- und Geistesgeschichte. 3.) S. 39. – Vgl.

Der erste Kontakt mit Ludwig Gumplowicz datiert vor Mai 1895; die Verbindung dürfte bald nach Gumplowicz' Brief vom 21. April 1896 abgebrochen sein[77] – was wenig verwundert, hatte doch Gumplowicz auf einen ihm zugesandten Artikel der Autorin süffisant geantwortet. Wer predige, so die Quintessenz seines Briefes, dürfe nicht auf die Wissenschaft und deren Professoren setzen:

> „Der Gegensatz zwischen uns bösen Professoren und Ihnen, Frau Baronin, ist der, daß wir die Tatsachen konstatieren – hierzu die Tatsache der doppelten Moral –, Sie aber die Welt predigen, wie sie sein soll. Ihren Predigten lausche ich stets mit großem Vergnügen – ich hätte nichts dagegen, im Gegenteil, ich wäre sehr froh, wenn sich die Welt in Ihrem Sinne wandeln wollte. Nur fürchte ich, daß es nicht von der Welt abhängt, sich zu häuten, und daß Ihre Moralpredigt eigentlich ein Anklageakt ist gegen den lieben Herrgott, der die Welt so erschaffen hat. Ja wenn sie den rühren könnten, daß er sein Werk in zweiter verbesserter Auflage ausgäbe, das wäre freilich ein Erfolg! […] Verfolgen Sie, hochgeehrte Frau Baronin, ruhig Ihren Weg […], lesen Sie nicht den *Rassenkampf*[78] des Gumplowicz – das könnte Ihnen trübe Stunden bereiten – und bleiben Sie stets, was Sie sind: die Vorkämpferin einer schönen Idee!"[79]

Nach einer Antwort Suttners, welche sich „nicht unwidersprochen die Herablassung gefallen"[80] ließ, dürfte dieser Kontakt beendet gewesen sein. Der Brief des Soziologen zeigt, dass er – wie so viele – Suttner gründlich missverstanden hatte. Aber auch Suttner hatte die Theorie des Soziologen nicht richtig erfasst, wenn sie ihn in ihren Memoiren als „eine[n] der einflußreichsten Vertreter jener unseligen Rassentheorie, auf welche sich der Arierhochmut, Germanen- und Lateinerdünkel aufbauten"[81], bezeichnet.

Den ungarisch-schweizerischen Philosophen, Rabbiner, Publizisten, Pazifisten und Soziologen Ludwig Stein (Erdőbénye, Komitat Borsod-Abaúj-Zemplén, Ungarn 1859 – Salzburg 1930) schätzte Suttner hingegen sehr, wie ein Eintrag in ihren *Memoiren* bezeugt. Kennengelernt hatte sie Stein auf der VII. Interparlamentarischen Konferenz in Budapest 1896: „Mache die Bekanntschaft des Berner Universitätsprofessor Dr. Ludwig Stein", notiert sie, „dessen philosophische Feuilletons

auch Adam Asnyk: Ausgewählte Gedichte. (Poezye. Przez El … y. Lwów 1869.) Aus dem Polnischen von Ladislaus Gumplowicz. Wien: Konegen 1887.

77 Suttner hat von Ludwig Gumplowicz 1895 mindestens vier Briefe erhalten: am 29. April, 3. Juli, 9. November und 25. November. Vgl. United Nations Archives Geneva. Catalogue: http://biblio-archive.unog.ch/Dateien/1/D9522.pdf [2017-07-24].

78 In *Der Rassenkampf. Sociologische Untersuchungen* (Innsbruck: Wagner 1883) hatte Gumplowicz auf der Basis der Evolutionstheorie von Darwin einen Weltkrieg vorausgesagt.

79 Ludwig Gumplowicz, Brief an Bertha von Suttner, 21. April 1886, zitiert nach Suttner, Memoiren, S. 300–302.

80 Vgl. ebenda, S. 302.

81 Ebenda, S. 336–338.

in der Presse mir schon seit langem Freude bereiteten."[82] Später ist Suttner Steins „jährlicher Gast anläßlich der Tagung des ‚Internationalen Friedensbüros'".[83] Seine Tochter Helene war mit Suttner „eng befreundet",[84] wie deren wertschätzende Briefe an die Baronin erkennen lassen.[85]

Generell wurden in den Kreisen um die Friedensgesellschaft und das Medium *Friedens-Warte* die „kausalistischen Entwürfe Ostwalds, Goldscheids und Müller-Lyers rege rezipiert".[86] *Die Friedens-Warte* wurde von Suttners langjährigem Weggefährten Alfred Hermann Fried gegründet. Das Magazin pflegte „ein mechanisches Verständnis von menschlicher Gesellschaft" und sah den Soziologen als ‚Sozialingenieur', weshalb sie „an den sozialtechnologischen Entwürfen der Vorkriegszeit enorm interessiert"[87] war. Dieses Verständnis von Gesellschaft kommt schon im graphischen Banner der Zeitschrift zum Ausdruck: Es sind ein Zahnräderwerk und die Aufschrift „Organisiert die Welt" abgedruckt.

Suttners Interesse für Soziologie trat aber nicht erst durch die Kontakte mit diesen Personen zutage, ihre erste Beschäftigung mit der Konstruktion von Gesellschaft ist, wie erwähnt, in den späten 1870er und den frühen 1880er Jahren anzusiedeln. Im weitesten Sinne als ‚soziologisch' einzuordnende Gedanken finden sich sowohl in Suttners journalistischen und essayistischen Schriften als auch in ihren literarischen Werken, autobiographischen Schriften und Briefen.

Soziologie in den Werken Suttners

Die Soziologie und die Gesellschaftswissenschaften spielten eine große Rolle für Bertha von Suttner. Sie sah diese als unabdingbar für die politische Gestaltung des Zusammenlebens einer Gesellschaft an. Wie die technisch und naturwissenschaftlich gebildeten, dem Positivismus und Monismus nahestehenden Sozialwissenschaftler der Jahrhundertwende nahm auch Suttner eine „Analogie der moralischen und physikalischen Gesetze"[88] an. Sowohl im *Inventarium* als auch in dem hier abgedruckten Text *Soziologie und Politik* aus dem *Maschinenzeitalter* sieht das Ich den Staat als Organismus und vergleicht die Vorgangsweise mancher Politiker mit einem Menschen, welcher über keine physikalischen Kenntnisse verfügt, aber in

82 Ebenda, S. 317.

83 Ludwig Stein: Aus dem Leben eines Optimisten. Berlin: Brückenverlag 1930, S. 15-16. Zitiert nach Monica Bassi: Ludwig Stein e Bertha von Suttner. La forza della resistenza morale. In: Parlare di pace in tempo di guerra. Bertha von Suttner e altre voci del pacifismo europeo. Herausgegeben von Paola Maria Filippo. Rovereto: Osiride 2015, S. 103–128: http://www.agiati.it/UploadDocs/12276_Art_07_bassi.pdf [2017-07-24], hier S. 120.

84 Vgl. Stein, Aus dem Leben eines Optimisten, S. 220, zitiert nach ebenda, S. 122.

85 Vgl. die Briefe von Helene Stein an Bertha von Suttner. Auf: United Nations Archives Geneva. Catalogue: http://biblio-archive.unog.ch/detail.aspx?ID=42319 [2017-07-24], und Bassi, Stein e Suttner, S. 122–125.

86 Neef, Entstehung der Soziologie, S. 260.

87 Ebenda, S. 259.

88 Suttner, Inventarium einer Seele, S. 183.

einem Chemielabor versucht, Substanzen herzustellen. Weil die Gesetzgeber und Machthaber „ohne zu w i s s e n , das ist ohne Kenntnis der gesetzlich notwendigen Folge ihrer That experimentieren, so wird ihr Vorsatz nie erreicht und gar lebensgefährlich brennt und gährt und explodiert es ringsumher."[89]

Suttner fordert deshalb für Politiker eine Ausbildung in Sozialwissenschaften und kritisiert, dass Politiker gar keine fachspezifische Ausbildung brauchten, sondern dass der Gewinn von Wählerstimmen reiche. Allein durch die Wahl erhielten Personen eine Position mit Entscheidungsrecht über weitreichende politische Bereiche – Kultur, Gesundheit, Landwirtschaft, Handel, etc. Für Suttner entbehrte dieses System der objektiven Wahrheit; sie sah es vielmehr geprägt von den ausschließlich individuellen Interessen der einzelnen Personen und den Interessen der politischen Parteien.[90] Die Führung eines Staates aber müsse über die „Wechselbeziehungen zwischen Ursache und Wirkung"[91] Bescheid wissen und dürfe nicht nur kurzsichtig handeln.

Nicht nur im *Inventarium* und im *Maschinenzeitalter*, auch in anderen Romanen betonen die Sympathieträger die Wichtigkeit der Soziologie, tragen zu ihrer Verbreitung bei beziehungsweise erforschen selbst gesellschaftliche Strukturen: So kritisiert Graf Ralph in *Eva Siebeck*, dass sich in den Parlamenten meistens Personen finden, „welche in der Soziologie nicht nur unbewandert sind, sondern gar nicht wissen, daß sie existirt".[92] Im Roman *Der Menschheit Hochgedanken* werden zu dem vom Millionär Toker organisierten internationalen Friedenskongress wissenschaftliche Größen – unter anderem aus „dem Gebiete der Philosophie, der Gesellschaftslehre, der Geschichtsschreibung und der Naturkunde"[93] – eingeladen. Im selben Roman organisiert die Figur Franka einen Lehrkurs für erwachsene Mädchen, in welchem auch Sozialwissenschaften gelehrt werden.[94] Und in *Marthas Kinder* ist Rudolf von der Wichtigkeit der Gesellschaftswissenschaften überzeugt, welche für ihn die Aufgabe haben, Gesetze zu finden und Gebote zu formulieren, um das Elend in seinen verschiedenen Facetten aus der Welt zu schaffen.[95]

Rudolfs sozialreformistischer Ansatz steht im Gegensatz zum Soziologieverständnis des Amerikaners Malgrave im Gesellschaftsroman *High-life* von 1886. In die-

89 Ebenda, S. 193.

90 Vgl. Suttner, Soziologie und Politik, S. 45–47.

91 Ebenda, S. 45.

92 Bertha von Suttner: Eva Siebeck. Leipzig: Pierson 1892, Kap. 15: http://gutenberg.spiegel.de/buch/eva-siebeck-2596/15 [2017-07-24].

93 Suttner, Der Menschheit Hochgedanken, S. 3.

94 Vgl. ebenda.

95 Vgl. Bertha von Suttner: Marthas Kinder. Roman. Eine neue Folge von: Die Waffen nieder! Berlin: Verlag Berlin-Wien [um 1919], Kap. 17: http://gutenberg.spiegel.de/buch/marthas-kinder-2591/17 [2017-07-24].

ser Abrechnung Suttners mit dem Adelsmilieu betreibt der Protagonist „High-life-Forschungen“[96] mit einem werturteilsfreien Anspruch:

> „So wie es Leute giebt, die Botanik studieren, andere, die sich mit Zoologie befassen, so ist es meine Liebhaberei, die Varietäten des geselligen Lebens zu beobachten. Aber die Botaniker versuchen es nicht, dem Giftbaum Vorwürfe zu machen; der Zoologe gibt sich weiter keine Mühe, einen Heuschreckenschwarm zu moralisieren und auch ich trachte, die sozialen Erscheinungen einfach zu erkennen, aber nicht sie wegzupredigen.“[97]

Zudem weist Malgrave auf die Schwierigkeiten seiner Position als Teilnehmer des zu Erforschenden hin: Er bedauert, nicht immer „so ganz sachlich“[98] bleiben zu können, da er immer wieder vom Thema fortgerissen werde. Malgrave ist der Repräsentant einer fortschrittlich gezeichneten Welt: Amerika. Die dort verlegten Zeitschriften *The Boston Investigator* (Boston, 1831–1904), *The Open Court* (*A Monthly Magazine Devoted to the Science of Religion, the Religion of Science, and the Extension of the Religious Parliament Idea*; Chicago, 1887–1936) und der auf Deutsch erscheinende *Pionier* (*Der Deutsche Pionier. Erinnerungen aus dem Pionier-Leben der Deutschen in Amerika*; Cincinnati, 1869–1887) geben im Roman Zeugnis von der Wertschätzung des „auf naturwissenschaftliche[r] Grundlage stehende[n] Geist[es]“ und seiner VertreterInnen. Der Erzähler hebt hervor, dass Geistesgrößen, die in Europa noch zum Teil umstritten sind, in Amerika durch Feierlichkeiten und die Errichtung von Denkmälern geehrt werden:

> „Es wird z. B. die Statue Harriet Martineaus – der Übersetzerin und Jüngerin von Auguste Comtes *Philosophie positive* – enthüllt; es werden Herbert-Spencer-Banketts abgehalten; dem Andenken Paines wird eine Art Tempel ‚Paine-Memorial-Building‘ erbaut, wo regelmäßige Vorlesungen von Amerikas berühmtesten Kämpfern des Freigedankens: Felix Adler, Ingersoll, Salter, Carus, usw. statthaben.“[99]

Malgrave macht ferner auf ein in Entstehung befindliches Schulprojekt aufmerksam, in welchem „keinerlei konfessioneller Geist herrschen soll“, sondern dessen „einziger Glaube die praktische Bethätigung des höchsten Wahrheitswertes sein soll“.[100] Das Programm einer solchen Schule stand in Gegensatz zu den damaligen Bildungsinstitutionen in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und im Deutschen Kaiserreich, welche – wie Suttner kritisiert – an behördliche Programme gebunden waren und einen staatlichen und nationalen Bildungsauftrag zu erfüllen hatten.

96 Bertha von Suttner: High-life. 3. Aufl. Dresden [u. a.]: Pierson 1902, S. 312.

97 Ebenda, S. 184–185.

98 Ebenda, S. 185.

99 Beide ebenda, S. 310–311.

100 Beide ebenda.

„Bildung ist Macht, Bildung ist Freiheit, Bildung ist Veredelung“[101]

Besonders präzise kommt Suttners Standpunkt zur Bildung und ihre Kritik am Bildungssystem in der Vorlesung über den *Jugendunterricht* zum Ausdruck. Das vortragende Ich aus dem *Maschinenzeitalter* kritisiert die Kluft zwischen dem Stand der Wissenschaft und dem in der Schule vorgetragenen Wissen um 1885 / 86. Den Gegensatz erklärt es durch die Zweckgebundenheit des schulischen Wissens: „Was der Staat heranbilden wollte, waren Staatsdiener und nicht Weltweise“, weshalb der Lehrstoff nach vermeintlicher Gefahr und Nützlichkeit ausgewählt worden sei und der Wahrheitsanspruch eine untergeordnete Rolle gespielt habe. Vor allem der Geschichtsunterricht sei im 19. Jahrhundert dazu verwendet worden, den jungen Menschen „sogenannte Grundsätze beizubringen“, wie die Erweckung des patriotischen Stolzes und der Kriegslust, die Loyalität gegenüber dem Vaterland und das Schüren von Rassenhass. Als Beispiel werden Erzählungen von Herrscherbiographien herangezogen: Mit „kriechende[r] Bewunderung“ verfasst, verherrlichen sie Gräueltaten und schreiben Kultur nicht vielen Personen, sondern einer einzelnen zu. Suttner verwahrt sich gegen diese „‚Große-Männer-Theorie‘, welche die Schicksale aller Reiche und Völker von dem Genius einzelner Helden und Führer ablenkt“. Ferner kritisiert sie den verherrlichenden Ton der fürchterlichen Szenen in diesen Biographien, welcher dem wichtigsten Attribut der Wissenschaftlichkeit – der „absolute[n] Gleichgiltigkeit“ – widerspreche. Die vortragende Person ist sich aber auch bewusst, dass es mit dem Weglassen eines Urteiles nicht getan sei, und formuliert einen geradezu diskursanalytischen Gedanken:

> „Das bloße Erzählen gewisser Begebenheiten, auch ohne Kommentar, setzt stillschweigend die Wichtigkeit oder die Bewunderungswürdigkeit dieser Thatsachen voraus[,] denn warum würden sie sonst überhaupt erzählt werden? Gelernt werden müssen, noch dazu? Und dieses Lernen als nützlich und bildend gelten? Unwillkürlich, auch wenn er nicht dazu aufgefordert wird, zollt der Schüler eine gewisse Ehrerbietung denjenigen Thatsachen, die so bedeutend waren, daß sie aus entfernter Vergangenheit bis zu ihm gelangen konnten.“

Suttner stand den traditionellen staatlichen Bildungseinrichtungen sehr kritisch gegenüber. Gerade deshalb spielte für sie eine Bildung, deren Ziel die „Erkenntnis von der Wirklichkeit der Dinge, von deren ursächlichem und notwendigem Zusammenhang“[102] ist, programmatisch eine große Rolle. So wie die Bildungseinrichtungen Buben „zum Kriegsgeist, zum Fremdenhaß, zur Eroberungssucht, zum Beförderungsehrgeiz“[103] und Mädchen zu „spartanischen Mütter[n]“[104] erziehen

101 Bertha von Suttner: Aus der Werkstatt des Pazifismus. Leipzig; Wien: Heller 1912, S. 49.

102 Alle Suttner, Der Jugendunterricht, S. 64, 79, 72, 81, 73, 74 und S. 82.

103 Bertha von Suttner: Rüstung und Überrüstung. Berlin: Hesperus 1909, S. 12.

104 Bertha von Suttner: Die Waffen nieder! Volksausgabe 211.–240. Tsd. Berlin: Verlag Berlin-Wien 1916:
http://gutenberg.spiegel.de/buch/die-waffen-nieder-2594/1 [2017-07-24], Kap. 1.

könnten, läge in einer ‚freien' Bildung der Schlüssel zu einem eigenverantwortlichen Menschen. Denn:

> „Unfreiheit hängt überall mit Unbildung so eng zusammen, daß das beste Mittel zum Festhalten der Gefesselten stets darin bestand, sie so viel als möglich in Unwissenheit zu belassen. Daher der instinktive Widerwille gegen weibliches Wissen von seiten der Männer; gegen Bildung der niederen Klassen von seiten der hohen; gegen Aufklärung überhaupt von seiten der Priester".[105]

Suttners Romane vermitteln das humanistische Bildungsideal durch eine spezifische Gestaltung der ProtagonistInnen. Diese erwerben ihr Wissen vor allem außerhalb der Institutionen und gelangen durch das freie Studieren der neuesten wissenschaftlichen Werke zu neuen Erkenntnissen und erfahren eine Wandlung in ihrer Persönlichkeit.

Der Roman *Die Waffen nieder!* (1889) zeichnet den Weg von Martha nach, die sich von einer naiven Ehefrau zu einer überzeugten Antimilitaristin wandelt: Durch wissenschaftliche Studien, persönliche Erfahrungen und die kritische Reflexion ihrer Anschauung wird sie zur Kriegsgegnerin und zu einem für sich selbst verantwortlichen Menschen, der eigenständig denkt und das humanistische Bildungsideal verwirklicht hat.[106] Das Einverleiben von Büchern spielt in Marthas Entwicklung eine entscheidende Rolle: Nach dem Tod ihres ersten Mannes zieht sie sich zurück und widmet sich in der Schlossbibliothek geschichtlichen Werken.[107] Ihr Buchhändler schickt ihr Darwins *The Origin of Species* und Thomas Buckles *History of Civilisation*. Von Buckles Schrift begeistert, liest sie „noch viele andere, im gleichen Geist verfaßte"[108] Werke.

Auch dem Prinzen Roland in *Schach der Qual* erschließt sich durch das Lesen der von seinem Großvater geerbten Bücher „eine ganz neue Welt, von der die Schulweisheit seiner Gymnasiallehrer und die Weltweisheit seiner Stammesgenossen nichts wußte […]: die Welt der letzten Forschungsergebnisse auf naturwissenschaftlichem, sozialem und ethischem Gebiete."[109] Diese Bibliothek wird mit „alle[n] neu erscheinenden Werke[n] der lebenden Autoren"[110] ergänzt, darunter Bruno Willes

105 Suttner, Die Frauen, im vorliegenden Band S. 113.

106 Vgl. Werner Wintersteiner: *Die Waffen nieder!* – Ein friedenspädagogisches Programm? Friedenserziehung in Österreich-Ungarn und im Deutschen Reich am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Vortrag beim Bertha von Suttner-Symposium 2005 (Eggenburg, Österreich, Mai 2005). Auf: Lebenshaus Schwäbische Alb. Gemeinschaft für soziale Gerechtigkeit, Frieden & Ökologie: http://www.lebenshaus-alb.de/magazin/003416.html [2017-07-24].

107 Vgl. Suttner, Die Waffen nieder!, Kap. 2.

108 Ebenda.

109 Bertha von Suttner: Schach der Qual. Ein Phantasiestück. Dresden: Pierson 1907. (= Bertha von Suttners gesammelte Schriften. 10.) S. 6.

110 Ebenda.

Philosophie des reinen Mittels[111] und Jakov Novikovs *Die Kämpfe der menschlichen Gesellschaften* und *Vergeudungen*.[112] In *Eva Siebeck* liest Graf Ralph „*Urania – astronomische Rundschau*[113] – *La revue philosophique*[114] – *Die Boden-Reformfrage und Henry George*[115] – *Athenäum*".[116] Und Franka (aus *Der Menschheit Hochgedanken*) kennt neben französischer Poesie wie Hugos *L'Art d'être grand-père*[117] auch „sozialökonomische[ ] Literatur".[118]

Marthas Sohn Rudolf ist umgeben von Schriften: In einem Regal finden sich neben Nachschlagewerken, Wörterbüchern und Lexika auch seine Lieblingsdichter; im Bücherschrank stehen „die Werke von Marx, Lassalle, Engel[s], Henry George, Auguste Comte, Litré [Littré], Ernst Haeckel, Stuart Mill, Huxley, Buckle, Strauß, Virchow, Berthelot, Alfred Fouillée, Guyeau [Guyau]".[119] Sein Tisch ist „bedeckt mit Monats- und Wochenschriften sozialpolitischen Inhalts" und einem „zur Ansicht" übersandten Bücherpaket von seinem Buchhändler mit den „hervorragendsten Neuerscheinungen der wissenschaftlichen Literatur. Diesmal: der letzte Nietzsche, *Götterdämmerung*,[120] *Looking backward* von Bellamy;[121] Herbert Spencer:

111 Bruno Wille: Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel. Beiträge zur Pädagogik des Menschengeschlechts. Berlin: Fischer 1894.

112 Vgl. Suttner, Schach der Qual, S. 15. – Gemeint sind: Jakov A. Novikov: Les luttes entre sociétés humaines et leurs phases successives. Paris: Alcan 1893. (= Bibliothèque de philosophie contemporaine.) – Jakov A. Novikov: Les Gaspillages des sociétés modernes. Contribution à l'étude de la question sociale. Paris: Alcan 1894. 2. Aufl. 1899.

113 Gemeint sein dürfte: *Astronomische Rundschau* (Lussinpiccolo [Mali Lošinj]) (1899–1908).

114 Die *Revue philosophique de la France et de l'étranger* war eine 1876 von Théodule Ribot gegründetete Zeitschrift, welche „eine wichtige Etappe auf dem Weg der Institutionalisierung der neuen Psychologie" darstellt. Olav Krämer: Denken erzählen. Repräsentationen des Intellekts bei Robert Musil und Paul Valéry. Berlin; New York: De Gruyter 2009, S. 40.

115 Gemeint sein dürfte: Bernhard Eulenstein: Henry George und die Bodenbesitzreform deutscher Richtung. Eine Abhandlung in zwei Repliken. Leipzig: Friedrich 1894.

116 Das von Tomáš Garrigue Masaryk gegründete Monatsmagazin *Athenaeum. Listy pro literaturu a kritiku vedeckou* (Blätter für Literatur und wissenschaftliche Kritik; Prag, 1883–1893) enthielt Beiträge zur tschechischen Kultur und Wissenschaft. – Alle Suttner, Eva Siebeck, Kap. 11.

117 Victor Hugo: L'Art d'être grand-père. Paris: Lévy 1877 (Gedichte). – Suttner, Der Menschheit Hochgedanken, S. 43.

118 Ebenda, S. 105.

119 Suttner, Marthas Kinder, Kap. 6.

120 Gemeint ist vermutlich das Libretto der *Götterdämmerung* (WWV: 86D), des vierten Teils von Richard Wagners Tetralogie *Der Ring des Nibelungen* (UA Bayreuth 1876).

121 Edward Bellamy: Backward: 2000–1887. Boston: Ticknor 1888; 2. Aufl. Boston: Houghton Mifflin 1889.

Grundlage der Ethik;[122] Carus Sterne: *Alte und neue Weltanschauung*;[123] Carneri: *Entwicklung zur Glückseligkeit*."[124]

Die ProtagonistInnen, die diese Form der Bildung genossen haben, geben ihr Wissen an andere weiter und erziehen ihre Kinder nach diesem Ideal. Unterschiede in Bezug auf das Geschlecht werden nicht gemacht; auch Frauen sollen eine angemessene Bildung erhalten, wie die folgende Passage aus dem Roman *Die Tiefinnersten* bezeugt:

> „Im Erziehungssystem Siegbert von Grehlens hat es nicht gelegen, seine Tochter in Unkenntnis der Natur- und Lebensgesetze zu lassen und jede aufklärende Lektüre von ihr fern zu halten. Sie hatte so ziemlich dieselben Dinge gelernt, wie ihr Bruder und keines Dichters oder Denkers Werk der Weltlitteratur war ihr verboten worden. Wer Goethe und Shakespeare, Viktor [!] Hugo und Byron, Dante und Heine gelesen und verstanden hat; wer dabei in Biologie und Physiologie, Anthropologie und Ethnographie unterrichtet worden, der kann unmöglich dem Mädchenideale entsprechen, das der Kloster- und auch größtenteils der Familienerziehung vorschwebt und welches seine Hauptvorzüge, nicht in den gewußten – denn die sind wahrlich gering genug – sondern in den ignorierten Dingen sucht."[125]

Die Passage gibt darüber hinaus Aufschluss über die vielfach übliche Mädchenerziehung im Deutschen Kaiserreich und in der Habsburger Monarchie, welche in erster Linie darauf abzielte, aus den Mädchen gute Ehefrauen zu machen. Klassiker wurden hierfür gekürzt und ‚sittlich gesäubert'. Mit einer solchen Erziehung sei es für Frauen nicht möglich, überhaupt Berufe auszuüben, meint Franka. Die jungen Frauen „müssen dazu [zu Berufen und Rechten] erzogen sein; ihr Geist muß offen und ihr Interesse muß geweckt sein für die Gesamtheit der Kulturprobleme, die ja alle zusammenhängen", äußert Franka in ihrem Vortrag an die jungen Frauen. Mit ihrer Rede wolle sie vor allem den Mädchen ihre Aufgabe aufzeigen: „d e n k e n z u l e r n e n."[126]

Suttners Überlegungen zur Bildung blieben nicht nur Theorie im Roman. Die Schriftstellerin gab die *Frühlingszeit*, eine Anthologie mit Texten von deutschsprachigen Autorinnen wie Marie von Ebner-Eschenbach und Ricarda Huch für

122 Womöglich Jon Ricard Torceanu: Die Grundlage der Spencer'schen Ethik. Erlangen: Jacob 1900. Zugl. Erlangen, Univ., Diss. 1900.

123 Der populärwissenschaftliche Schriftsteller Ernst Krause (Pseud. Carus Sterne) legte 1889 den ersten Band einer auf drei Bände geplanten Reihe von Studien vor: Die alte und die neue Weltanschauung. Bd. 1: Die Allgemeine Weltanschauung in ihrer historischen Entwickelung. Charakterbilder aus der Geschichte der Naturwissenschaften. Stuttgart: Weisert 1889. (Mehr nicht erschienen.)

124 Bartholomäus von Carneri: Entwicklung und Glückseeligkeit. Ethische Essays. Stuttgart: Schweizerbart 1886. – Suttner, Marthas Kinder, Kap. 6.

125 Suttner, Die Tiefinnersten, S. 99–100.

126 Suttner, Der Menschheit Hochgedanken, S. 240.

„heranwachsende[ ] Töchter", heraus. Diese Textsammlung sollte „anders werden […] als die gewohnten, auf kindischen Ton herabgedrückten ‚Seid-hübsch-brav' predigenden Anthologien".[127] Ferner ließ sie ihren Erfolgsroman *Die Waffen nieder!* von ihrer engen Freundin Hedwig Gräfin Pötting „für die reifere Jugend" bearbeiten.[128] Diese Didaktisierung stellt den wahrscheinlich „erstmaligen Ansatz pazifistischer Jugendschriften" dar und kann „als erster pazifistischer Jugendroman im deutschen Sprachraum"[129] gelten.

„Gegenartikel finden keine Aufnahme"[130]

Nicht nur im Schulsystem, auch in der Presse sah Suttner einen mächtigen Einflussfaktor, um den Menschen zu lenken. Um eine allgemeine Überzeugung hervorzurufen, bedürfe es nur ein paar Zeitungen, welche eine Behauptung über einen längeren Zeitraum täglich wiederholen, ohne Gründe oder Fakten anzugeben. Als Beispiel für die Macht der Zeitungen führt Suttner 1913 die Stimmung in Wien in Bezug auf die Balkankriege an: Nachdem die Medien einige Wochen lang England beschuldigt hätten, höre man das Echo in allen Kreisen. Die meisten Menschen seien aber nicht – auch wenn es ihnen so vorkäme – aus eigener Erfahrung zu diesem Schluss gekommen, sondern gelenkt worden, resümiert Suttner.[131]

Suttner sah die Presse neben der Kriegsmetallurgie als „Hilfskolonne[ ]" des Militärs und des Militarismus. Sie kritisiert aber nicht nur die offensichtliche Verhetzung durch einige Blätter, sondern sieht auch in der liberalen Presse eine Unterstützung des „militaristische[n] System[s] auf eine mehr passive, aber darum nicht unwirksamere Weise", da sie die gegebenen Zustände reproduziere:

> „Sie [die liberale Presse] ist es, die jene politischen Generals-Artikel veröffentlicht, sie berichtet von allen Mehrforderungen ohne ein Wort der Einwendung, sie hält das Publikum über die Einführung neuer Geschütze auf dem laufenden, über die ‚günstigen' Ergebnisse der Schießproben […]. Gegenartikel finden keine Aufnahme. […] diese Gattung Presse vermeidet es zwar, direkt zum Kriege zu hetzen und direkt für Rüstungsvermehrung einzutreten, sie behandelt aber

127 Bertha von Suttner: Vorwort zu: Frühlingszeit. Eine Lenzens- und Lebensgabe, unsern erwachsenen Töchtern zur Unterhaltung und Erhebung gewidmet von deutschen Dichterinnen der Gegenwart. Herausgegeben von Bertha von Suttner. Stuttgart: Süddeutsches Verlags-Institut 1896, S. I–III.

128 Martha's Tagebuch. Nach dem Roman *Die Waffen nieder!* von Bertha v[on] Suttner. Für die reifere Jugend bearb[eitet] von Hedwig Gräfin Pötting. Dresden [u. a.]: Pierson 1897.

129 Wintersteiner, Die Waffen nieder.

130 Suttner, Rüstung und Überrüstung, S. 25.

131 Zitiert nach: Vermächtnis und Mahnung. Zum 50. Todestag von Bertha von Suttner. Herausgegeben vom Internationalen Institut für den Frieden. Für den Inhalt verantwortlich: Leopold Schaffer. Wien: Internationales Institut für den Frieden 1964, S. 62.

> das ganze herrschende System des bewaffneten Friedens als etwas Unverrückbares, Selbstverständliches."[132]

Auch in Bezug auf die Verbreitung des seinerzeit herrschenden Antisemitismus problematisiert sie die Rolle der Presse. Der Antisemitismus

> „operirt […] wissentlich mit Trug. Wenn z. B. – und da nenne ich nur eines der üblichen Kampfmittel – die Blätter seiner Partei alle von Juden begangenen Verbrechen und Vergehen herzählen und die gleichzeitig von arischer Seite begangenen verschweigen, so ist das geflissentliche Falschheit."[133]

Den stark um sich greifenden Antisemitismus erklärt Suttner in ihrem *Wort an die antisemitischen Frauen* auch sozialpsychologisch. Ein Kernaspekt dabei sei die Feindseligkeit, die Hassfähigkeit, die der Mensch „gegen die Dinge wendet, die ihm störend, schädlich oder auch nur – unangenehm erscheinen". Diese Fähigkeit zu hassen werde „sehr leicht angefacht, denn er [der Mensch] ist froh, einen Gegenstand zu finden, auf welchen er die verschiedenen Richtungen seines Grolles concentriren kann." Hinzu komme, dass viele Menschen – vor allem jene mit niedrigem Sozialstatus – aus der Degradierung von Anderen an Selbstwert gewinnen würden. Sie

> „sind gar so froh, wenn sie irgend eine Classe als minderwerthig, als Geschöpfe zweiter Kategorie betrachten können […]. Allen Jenen ferner, die unter dem Druck wirthschaftlicher Verhältnisse leiden, ist es eine Wohlthat, sich eine Classe von Leuten vorzustellen, auf die sie ihren Groll abladen und von deren Zurückdrängung sie sich Abhilfe erhoffen können."

Suttner bezeichnet den Antisemitismus in dem Artikel von 1893 als „Gefahr für die Gesellschaft" und warnt auch eindringlich vor seinen noch latenten, aber nicht weniger gefährlichen Ausprägungen. Zwar werde (noch) kein Kampfruf wie ‚Schlagt sie nieder!' ausgestoßen, doch „die Häufung der einzelnen Beschuldigungen, Verdächtigungen, Geringschätzungen" müsse früher oder später zu jenem Ruf führen. Die AntisemitInnen strebten an, die „Verfolgung" der Juden, „die jetzt noch außergesetzlich ist, zum Gesetz zu erheben". Der Antisemitismus an sich widerstrebe aber dem Prinzip der Gerechtigkeit und basiere auf fehlerhaften Argumentationen, sei also ein Vorurteil: Denn „[a]lle Schlechtigkeiten, Verbrechen und Vergehen, welche innerhalb der Gesellschaft begangen werden, sind i n d i v i d u e l l e Thaten und dürfen daher nur an den Einzelnen verpönt und bestraft werden." Indem man eine Gruppe ihrer „Glaubens- oder Raceangehörigkeit wegen" zurücksetze, tue man vielen Einzelnen unrecht.

Suttner beschreibt das Phänomen, dass AntisemitInnen sich von ihren GegnerInnen permanent persönlich beleidigt und angegriffen und sich als Gruppe diskriminiert fühlten. Sie verwahrt sich gegen die Behauptung eines solchen Angriffs:

132 Alle Suttner, Rüstung und Überrüstung, S. 25.

133 Suttner, Der Antisemitismus, S. 73. In der Folge alle ebenda, S. 71, 73, 72, 69 und S. 74.

> „Wir, die Abwehrenden, wenden uns nicht gegen eine ganze, durch ein generelles und zufälliges Merkmal gebildete Classe, deren einzelne Individuen die verschiedenartigsten guten oder bösen Eigenschaften haben können; wir bekämpfen eine bestimmte G e s i n n u n g , die jedes einzelne Individuum der von uns Bekämpften auch wirklich hegt und zu hegen sich rühmt."

Suttner sah das antisemitische Denken als ein gegen jede Vernunft gerichtetes Denken. Dass viele gegen „das schreiende Unrecht" der Benachteiligung durch Antisemitismus nichts getan hätten, sei auf der falschen Annahme begründet gewesen, dass ein solch unsinniges Denken „sich bei vernünftigen Leuten"[134] von selbst erledigen werde – dass also „das sowohl gegen die Staatsgrund- als gegen die Vernunftgesetze verstoßende Treiben von selber sich verlieren müsse".[135] Dies sah Suttner aber als Irrglaube an, auch deshalb, weil sie die Vernunft in der Gesamtgesellschaft noch nicht weit verbreitet sah, wie sie in ihrem Text *Die Dummheit* darlegt.

Suttner meint in ihrer Betrachtung von 1890, dass man in der Dummheit deshalb „nichts ‚Unmoralisches' sieht", da sie „noch zu allgemein verbreitet [ist], um das öffentliche Gewissen zu beunruhigen. Es gibt noch keine ‚öffentliche Vernunft', gegen die man verstoßen könnte, wie etwa gegen die ‚öffentliche Sittlichkeit'".[136] Während die Dummheit von ihren Zeitgenossen oft als harmlos bewertet wurde, sieht Suttner in ihr das „allerverbreitetste Uebel", dessen „Bethätigungen" mitunter „gemeingefährlich" seien. Als Beispiel hierfür führt sie die Folter an: Die „Torturjustiz" beruhe auf unzulänglicher Denkkraft, zumal es einleuchtend sei, dass man unter den Qualen jegliches Geständnis erzwingen könne, dieses also nichts beweise. Suttner erklärt deshalb die Dummheit zu einem mit Bosheit und Habgier vergleichbaren Übel. Die Folgen einer dummen Tat seien nicht weniger verderblich als jene der angewandten Bosheit. Diese lägen nur

> „von ihrer Ursache gewöhnlich etwas weiter entfernt und um sie in ihrem Zusammenhange wahrzunehmen, muß schon ein höherer Grad von Vernunft vorhanden sein, als dem öffentlichen Geiste – aus dessen Gehalt die jeweilige Gesetzgebung entspringt – zu Gebote steht."

Eindrucksvoll führt Suttner auch den gesellschaftlichen Umgang mit der Dummheit vor Augen. Ihren Text leitet sie insofern humoristisch ein, als sie indirekt jene anspricht, die sich niemals davon angesprochen fühlen dürften: die Dummen.

> „Wenn ich gleich mit der Behauptung anfange, daß die Mehrzahl meiner Leser mit der in der Ueberschrift genannten Eigenschaft behaftet ist, so wird dem Niemand widersprechen und doch auch Niemand sich beleidigt fühlen, da jeder überzeugt ist, der dummheitsfreien Minderzahl anzugehören".

134 Bertha von Suttner: Offener Brief an F. Simon. In: F. Simon: Wehrt Euch!! Ein Mahnwort an die Juden. Berlin: Commissions-Verlag der Central-Buchhandlung 1893, S. III–VII.

135 Suttner, Der Antisemitismus, S. 74.

136 In der Folge alle Suttner, Die Dummheit, im vorliegendem Band S. 85, 84, 85 und S. 83.

Frauen, Liebe und Geschlechterverhältnisse

Die Ungleichbehandlung von Männern und Frauen betrachtete Bertha von Suttner auf Basis einer Theorie der Sozialisation. Für sie gab es keine spezifisch männlichen oder weiblichen Wesenszüge. Bei Frauen oder Männern vermehrt wahrgenommene Charaktermerkmale entstünden entweder durch Zuschreibung, oder sie seien „keine wesentlichen, im Organismus wurzelnden" Eigenschaften, sondern könnten „auf äußere Umstände und Einflüsse" wie „Erziehung und Lebensstellung" zurückgeführt werden: „Individuen und Klassen [zeigen] diejenigen Merkmale […], die durch die stattgehabten Einflüsse so und nicht anders sich entwickeln m u ß t e n ."[137]

Diese soziologisch gefärbte Auffassung von Geschlecht ist detailliert in der fiktiven Vorlesung mit dem Titel *Die Frauen* ausgeführt. Im Text zeichnet Suttner das Bild einer zukünftigen Gesellschaft, in der Geschlecht nicht mehr als hierarchisierendes Ordnungsprinzip fungiert. Nicht einmal die Anrede ‚Sehr geehrte Zuhörer und Zuhörerinnen' ist mehr erforderlich, da der geschlechtliche Unterschied irrelevant ist – so irrelevant wie im Maschinenzeitalter die Haarfarbe. Überhaupt billigte Suttner den Geschlechtern bis auf wenige physiologische Merkmale keine natürlichen Unterschiede zu. Eigenschaften wie körperliche Stärke, Mitgefühl und Mut sah sie bei beiden Geschlechtern gleichermaßen vorhanden. Aus dieser Ansicht heraus verwahrte Suttner sich auch immer dagegen, die Friedensbewegung mit der Frauenbewegung in Verbindung zu bringen. Für sie bestand

> „mit Bezug auf ihre Stellung zur Friedensfrage kein Unterschied zwischen den Menschen männlichen und weiblichen Geschlechts. Begeisterung für Kriegsthaten und Kriegshelden findet man bei Frauen so gut wie bei Männern, Begeisterung und Energie für die Friedensbewegung wird von Frauen ebenso intensiv an den Tag gelegt wie von Männern und schliesslich die grosse Gleichgiltigkeit, das Haften an der Routine, die Verständnislosigkeit einem neuen Zeitgedanken gegenüber gehört gleichfalls unterschiedslos allen Massen an.
>
> Vergeblich ist es, von den Frauen a l s s o l c h e n zu erwarten, dass sie die Friedensbewegung zu ihrer Sache machen; sie würden auch, wenn sie sich darin in einen Gegensatz zu den Männern stellten, nichts erreichen: die Aufgaben der fortschreitenden Menschheitsveredelung sind solche, dass sie nur von der gleichfühlenden und gleichberechtigten Zusammenarbeit beider Geschlechter erfüllt werden können."[138]

Die oft angenommene oder behauptete Zusammengehörigkeit von Frau und Friede beruhe auf den falschen Voraussetzungen, dass „alle Frauen ganz von Milde, Sanft-

137 Alle Suttner, Die Frauen, S. 103, 110 und S. 109.

138 Bertha von Suttner: Die Friedensbewegung und die Frauen. In: Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung 4 (1895), Nr. 7 (Juli), S. 254–257, hier S. 254.

mut und Friedfertigkeit und nebstbei von Angst vor dem Kriege erfüllt seien“[139] und die Friedensbewegung von diesen Gesinnungen getragen werde.[140]

Suttners Auffassung stand im Gegensatz zu der allgemein vorherrschenden, welche auf Hierarchisierungen von Unterschieden beruhte. Suttner kritisiert die Zuordnung von geistigen und charakterlichen Eigenschaften zu physiologischen Eigenschaften, wie sie auch noch heute getroffen wird. Dabei geht sie wissenschaftlich-analytisch vor, indem sie Textstellen aus markanten Büchern, die ‚Frauen‘ zum Thema haben, genau unter die Lupe nimmt und deren fehlende Objektivität und mangelhafte Argumentation darlegt. So führt sie etwa das Fehlen berühmter Philosophinnen auf das Fehlen einer weiblichen Philosophietradition aufgrund ungleicher sozialer Bedingungen für Mann und Frau zurück. Da auf Millionen Männer, die sich mit Philosophie beschäftigen, nur wenige hundert Frauen kämen, sei es aufgrund der mathematischen Wahrscheinlichkeit nahezu unmöglich, dass sich Frauen unter den 20 ‚Großen‘ befänden. Erst wenn es Chancengleichheit gäbe, könne beurteilt werden, ob ein Teil einer Bevölkerung einem anderen unterlegen ist. Weiters zeigt Suttner an historischen Beispielen auf, dass die vorgenommenen Zuschreibungen – ein von ihr zitierter Autor spricht z. B. Frauen die Fähigkeit zu intensivem Nachdenken ab – unzutreffend seien.

Dass bestimmte Eigenschaften bei den Frauen ihrer Zeit häufiger zu beobachten sind als bei Männern, verneint die Autorin nicht, doch erklärt sie diese Prägung mit der Sozialisation. Als ein Beispiel führt sie in der Vorlesung den festeren Dogmenglauben von Frauen an, der zu Ende des 19. Jahrhunderts meist auf das „lebhaftere[ ] und tiefere[ ] Gefühlsleben des Weibes“ und „dessen geringere[ ] Verstandeskraft“[141] zurückgeführt wurde. Suttner erkennt zwar die Tatsache an, dass Frauen gläubiger und abergläubischer sind als Männer, relativiert aber das Bild vermittels geschichtlicher Exempel und sieht als Ursache u. a. die mangelnde Bildung von Frauen an. Zudem macht sie auf das Paradox aufmerksam, dass Männer zwar die Religion lehren, religiöse Frauen ob ihrer Gläubigkeit jedoch belächeln. Das werte aber nicht nur die Frauen, sondern auch die Vertreter des Christentums und die Religion selbst ab.

Suttner macht aber nicht nur auf Paradoxe in der Argumentation aufmerksam, sondern zeigt die verschiedenen Formen auf, in welchen die Unterdrückung der Frau in verschiedenen Epochen zum Vorschein kommt: So argumentierten die VertreterInnen der Lehre von der Minderwertigkeit der Frau im 19. Jahrhundert nicht mehr theologisch, sondern philosophisch und ‚wissenschaftlich‘. Der Rang der Frau sei

139 Bertha von Suttner: Die Mütter und der Weltfrieden. In: Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter. Herausgegeben in Verbindung mit zweiundfünfzig Mitarbeitern von Adele Schreiber. München: Langen 1912, S. 704–708, hier S. 704.

140 Einen Zusammenhang zwischen der Friedens- und der Frauenbewegung sieht Suttner insofern, als sowohl der Zustand des Friedens als auch der der Gleichberechtigung eine höhere moralische Stufe erfordere. Vgl. Bertha von Suttner: Die Haager Friedenskonferenz. Tagebuchblätter. Düsseldorf: Zwiebelzwerg 1982, S. 105–110. ED Dresden: Pierson 1900.

141 In der Folge alle Suttner, Die Frauen, S. 110, 96 und S. 93.

zwar nicht mehr der einer Sklavin, aber immer noch der einer dem Mann Untergebenen. Somit sei bloß die Form subtiler geworden, denn „die Unterordnung, die Abhängigkeit – die war geblieben." Diese Unterordnung der Frau unter den Mann als eine „Art Neben- oder vielmehr Unterabteilung des Menschentums" sieht Suttner auch in der Sprache gespiegelt: Der Begriff ‚Mensch' umfasst im Maschinenzeitalter nur den Mann. Diese Reflexionen Suttners zur Sprache können als „Ansätze zu einer feministischen Sprachkritik"[142] betrachtet werden.

„Jede Zeit, wie jeder Mensch hat sein gewisses Gedankenfeld, über das hinaus nichts wahrgenommen wird."[143]

Suttner gibt in ihren Romanen einen mitunter naturalistisch anmutenden[144] Einblick in die Welt der Aristokratie und beschreibt detailliert deren VertreterInnen. In *High-life* schildert sie ironisch die „Gruppe des internationalen High-life" als „ganz eigene nomadisierende Völkerschaft, die ihre Zelte an alle Vergnügungsorte schleppt und sich überall da zu Hause fühlt, wo sie ihresgleichen begegnet und wo das Leben ‚à grandes guides' geführt wird." Unter den „Zigeuner[n] des Luxus" hebt sie besonders die österreichische Aristokratie hervor, deren extremen Hochmut Suttner durch den gehobenen Status im eigenen Land bedingt sieht.

Suttner zeichnet in ihren Romanen Typen, deren Eigenschaften beziehungsweise Charakterzüge auf die gesellschaftliche Position und bestimmte damit zusammenhängende Erfahrungen zurückgeführt werden. So weisen in *High-life* die Komtessen „in Sprache, in Gesichtsausdruck eine gewisse Familienähnlichkeit" auf und besitzen alle „das gemischte Gepräge von Hochmut, Koketterie und Selbstbewußtsein".[145] Bei gesellschaftlichen Anlässen fallen Außenseiterinnen aufgrund ihrer Herkunft und ihrer mangelnden Erfahrung sofort auf und fühlen sich nicht zugehörig. Eva Siebeck etwa

> „war in diesen Kreisen nicht aufgewachsen, hatte eine andere Erziehung erhalten, sprach nicht denselben ‚Jargon', kannte nicht alle dieselben Leute und Dinge, um welche sich die Interessen der hier Anwesenden drehten, kurz sie fühlte sich einigermaßen als Eindringling."[146]

142 Brigitte Spreitzer: Texturen. Die österreichische Moderne der Frauen. Graz, Univ., Habil-Schr. 1998, S. 118. Dann Wien: Passagen-Verlag 1999. (= Studien zur Moderne. 8.) S. 109.

143 Suttner, Memoiren, S. 37.

144 Zur Frage der literaturgeschichtlichen Zuordnung Suttners zum Naturalimus vgl. Beatrix Müller-Kampel: Naturalistischer Pazifismus oder pazifistischer Kitsch? Zu Bertha von Suttners Erzählprosa. In: Sonderweg in Schwarzgelb? Auf der Suche nach einem österreichischen Naturalismus in der Literatur. Herausgegeben von Roland Innerhofer und Daniela Strigl. Innsbruck: Studienverlag 2016, S. 139–150.

145 Alle Suttner, High-life, S. 148, 184 und S. 329.

146 Suttner, Eva Siebeck, Kap. 11.

Statusbedingt sind dieser Protagonistin auch sexuelle Freiheiten verwehrt, die sich Männer und Frauen der ‚oberen Zehntausend' herausnehmen können. Während die Affäre einer „unauffallenden, in bescheidenen Verhältnissen lebenden Frau"[147] die Gesellschaft dazu veranlasst, die Frau auszustoßen, wagt sich

> „[d]ie üble Nachrede […] nicht laut und keifend an Solche heran, die da sieben Millionen besitzen und ein glänzendes, gastfreies Haus führen: höchstens, daß sich ein leises, mit Fragezeichen, Lächeln und Achselzucken vermischtes Flüstern erhebt, welches eher schalkhaften Beifall als moralische Entrüstung auszudrücken scheint."[148]

Der Status prägt in Suttners Roman aber nicht nur das Verhalten von Personen, sondern auch deren Vorlieben und Anschauungen. Der im *Inventarium* als Prototyp eines Konservativen beschriebene Graf R. ist so, wie er „auch notwendig sein muß". Der Besitzer von großen Liegenschaften und Träger zahlreicher Ordenstitel füllt „den Platz, auf welchem seine Ideen wurzeln, würdig" aus. In seiner Position kann er keinen „Ideen huldigen, die das Prestige all' dieser Herrlichkeiten zu bannen drohen".[149] Karl, welcher den Grafen beschreibt, erkennt, „daß die Bedingungen seiner Verhältnisse, die Grundlage seiner Erziehung, die Tendenzen seines Standes, die Gesinnungen seiner Genossen, kurz alles, was ihn umgiebt, ihn zwingend zu dem stempelt, was er ist." In den Worten der *Memoiren*: Ermessen ließe sich „der Typus eines oder einer Klasse […] daran, was [ihm] als wichtig erscheint."[150]

Suttner legt diese Überzeugung vom Einfluss des sozialen Status auf die Weltsicht auch anderen Protagonisten in den Mund. Der Amerikaner Malgrave findet die österreichische Aristokratie zwar überaus hochmütig, macht ihr aber keinen Vorwurf daraus, sondern sieht auch sich in seiner Vorstellung nicht gefeit vor dieser Eigenschaft: „Wäre ich als [adeliger] Österreicher zur Welt gekommen, ich wäre sicher auch hochmütig."[151] Chlodwig tut sich schwer, eine Auskunft darüber zu geben, wie er als König handeln würde, da er die Abneigung oder Vorliebe für bestimmte Weltanschauungen und die mit ihnen verbundenen Handlungen als nicht bewusst betrachtet. Vielmehr sieht er auch die Instinkte durch die soziale Position beeinflusst:

> „Daß meine Macht in den modernen, konstitutionellen und aufgeklärten Zeiten einigermaßen beschränkt ist, wüßte ich wohl, und würde darum *instinktiv* fürchten, was sie noch mehr bedroht – die revolutionären Ideen und Umtriebe – und ebenso *instinktiv* schätzen, was sie schützt: meinen treuen Adel, meine brave, eidpflichtige Armee – den konservativen Geist überhaupt."[152]

147 Ebenda, Kap. 6.

148 Suttner, High-life, S. 92.

149 In der Folge alle Suttner, Das Ideal eines Konservativen, im vorliegenden Band S. 124.

150 Suttner, Memoiren, S. 16.

151 Suttner, High-life, S. 261.

152 Suttner, Der Menschheit Hochgedanken, S. 324. (Kursivierung E. Th.)

Hier finden sich Ansätze einer Inkorporationstheorie formuliert: Die Abneigung beziehungsweise Vorliebe für bestimmte Ideale und Institutionen entsteht nicht durch eine bewusste Auseinandersetzung, sondern ist in die Position eingelassen. Der Akteur will diese *instinktiv* beibehalten und agiert – nicht unbedingt bewusst – in diesem Sinne.

Im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Stellung spricht Suttner von einer mit der dem Boden vergleichbaren Heimat, zumal sich

> „[e]in Gelehrter, welchen Landes er immer sei, […] in einem aus allen Weltgegenden zusammengerufenen Gelehrtenkongreß mehr zu Hause fühlen [wird], als in der Wirtsstube seines eigenen Geburtsdorfes, in welcher die Viehhändler der Umgebung versammelt sind.“ [153]

Die entscheidende Rolle in Bezug auf die Zugehörigkeit zu einer Gruppe spielt in Suttners Schriften aber die Weltanschauung. Ausgehend von der Überzeugung, dass alles miteinander verbunden ist, sieht der Erzähler in *High-life* auch den Geist als ein verbundenes Ganzes. Deshalb fänden sich, habe man „nur in ein oder zwei Fragen volle Übereinstimmung entdeckt“, auch in anderen Fragen ähnliche Auffassungen: „Urteile oder Vorurteile sind ineinander unzerreißbar verschlungen; Ansichten und Anschauungen leben gruppenweise.“ Eine Meinung sei „die Frucht [der] ganzen zurückgelegten Lebens- und Denkgeschichte“ und könne deshalb nicht aufgrund einer kurzen Rede umschlagen, schreibt Karl im *Inventarium* nieder. Nur ein Gedanke, dessen Keim „in dem eigenen Erkenntnisfelde schon verborgen“[154] liege, könne in den Geist Eingang finden. Erkenntnisvermögen ist für Suttner folglich eine Sache des Horizontes: Nur wer bestimmte Erkenntnisse schon gewonnen habe, sei fähig, bestimmte Erkenntnisse in sich aufzunehmen.[155] Darum sei es vernunftwidrig, eine bestimmte Person von einer Meinung überzeugen zu wollen. Ihr fehlten dafür einfach die nötigen Voraussetzungen:

> „Wer hätte es je erlebt, daß von zwei Streitenden einer den anderen zu seiner Meinung überführt hätte? Überzeugung ist ein gar fest und gar langsam Wurzel fassendes Gewächs. Viertelstündige Wortfolgen vermögen weder es einzusetzen, noch es auszureißen. […] Es kann kein einziger Gedanke darin [in den Geist] Eingang finden, der sich nicht in einer natürlichen Filiation an die bereits vorhandenen anschließen ließe. […] Jede Überzeugung muß sich auf eine vorhergegangene Überzeugung stützen.“[156]

Die Überzeugung, dass InhaberInnen einer bestimmten sozialen Position aufgrund eben dieser Position bestimmte Anschauungen verteidigen, grundiert Suttners gesamtes Werk. Als gänzlich deterministisch ist dieser Ansatz aber nicht zu verste-

153 In der Folge alle Suttner, High-life, S. 166–167 und S. 173.

154 Beide Suttner, Inventarium einer Seele, S. 298 und S. 163.

155 Vgl. Suttner, Rüstung und Überrüstung, S. 5.

156 Suttner, Inventarium einer Seele, S. 62–63.

hen. So weist etwa die vortragende Person im *Maschinenzeitalter* auf die Gefahr von Verallgemeinerungen hin.[157] Und auch der Amerikaner Malgrave schreibt in einem Brief an seinen Freund: „Ich mache dich aufmerksam, daß meine summarisch ausgesprochenen Ansichten sich nur auf die Allgemeinheit beziehen, deren auffällige Züge ich in dicken Strichen in meinem Skizzenbuch festhalte; die Ausnahme lasse ich dabei unbeachtet."[158]

„Urteil ist ein Reflex"[159] – Zeit und Zeitgeist

Im *Inventarium einer Seele* wird nicht nur auf eine Beeinflussung der Person durch ihren Status, sondern auch auf jene durch den vorherrschenden Zeitgeist aufmerksam gemacht. Alles sei von dieser „unsichtbare[n], mächtige[n] Gewalt"[160] abhängig. Vergleichbar mit einem feinen Staub dringe er in jede Ecke und wirke auf der Menschen „geistiges Leben, auf ihr Bewußtsein", weshalb es schlicht unmöglich sei, außerhalb seiner Zeit zu leben.

Auch die Entwicklung und Ausbreitung von Ideen wird als dem Geist der Zeit unterworfen angesehen: Gleich einem Ton, der Resonanz braucht, um erklingen zu können, brauche eine Idee Verständnis, um weitergetragen zu werden. Deshalb gebe es „mitunter in alten Werken Ideen, welche damals, als sie zuerst ausgesprochen wurden, unbemerkt vorübergingen und welche jetzt als neu die Welt revolutionieren." Als Beispiel werden die Vorwegnahme von Charles Darwins Gedankengut bei Jean-Baptiste de Lamarck, Erasmus Darwin (Dichter, Botaniker, Arzt und Erfinder; Charles Darwins Großvater) und Lorenz Oken angeführt.

Obwohl Karl im *Inventarium* den Menschen in die ihn umgebende Zeit eingelassen sieht, weist er auf die Schwierigkeit hin, „die Merkzeichen der Gegenwart" zu erkennen. Erst aus einigem Abstand

> „erscheinen die mannigfaltigen individuellen Empfindungen, Geschmacksrichtungen, Ausdrucksweisen in dichten Gruppen und wir erkennen die verschiedenen Zeitphysiognomien in den Kunstwerken, Hausgeräten, Moden, Schreibstil, Denkweisen der vergangenen Zeiten."

Suttner selbst wagt sich – wie im Roman *Maschinenzeitalter* – immer wieder daran, auch die eigene Zeit kritisch unter die Lupe zu nehmen. So sieht sie auch in ihrer eigenen, auf der Wissenschaft des späten 19. Jahrhunderts beruhenden Betrachtungsweise ein Zeichen ihrer Zeit.

Als weitere Ausdruckform des Zeitgeistes werden im *Maschinenzeitalter* die schönen Künste benannt. Ausgehend von den Einsichten von Hippolyte Taine, welcher die

157 Vgl. Suttner, Maschinenzeitalter, S. 4–5.

158 Suttner, High-life, S. 257.

159 Suttner, Inventarium einer Seele, S. 129.

160 Suttner, Der Zeitgeist, im vorliegenden Band S. 126.

Erscheinungen der Kunst auf die Kategorien „race" (nicht Rasse, sondern der Körper und dessen Position innerhalb der biologischen Evolution), „milieu" (Geographie, Klima) und „moment historique" (das Historische) zurückführt, wendet sich Suttner gegen den Geniebegriff. Zum einen wird im *Inventarium* die eigentümlich-autonome Entwicklung eines Gedankens durch ein Individuum hinterfragt. Aus der Überzeugung, dass „jeder neue Gedanke das Zeugungsprodukt jener Gedanken ist, welche Allgemeingut sind", folgert Karl, dass niemand mit „voller Überzeugung und berechtigter Bestimmtheit" eine Idee sein eigen nennen könne: Denn „wie will man sich so genaue Rechenschaft geben über den durchgemachten Denkprozeß, und wissen, ob das eben Gedachte eigene Zeugung ist, oder vielleicht die Reminiszenz von etwas längst Gehörtem oder Gelesenem?"[161] Zum anderen macht Suttner im Kapitel *Literatur, Kunst und Wissenschaft* des *Maschinenzeitalters* darauf aufmerksam, dass der ‚gottgleiche Status' von damals zur Weltliteratur zählenden Dichtern vor allem auf der Anerkennung der Anerkennenden beruht:

> „Der Ruf eines Dichternamens rollt durch die Zeit, wie ein Stein von der Gletscherspitze rollt. Alles Lob, das ihm gespendet wird, haftet sich an ihn und reißt immer massenhafteres Lob mit sich, gerade so, wie der Stein mit immer riesigeren Schneemassen sich umhüllt. […] Die Leute vergessen ganz, daß die Wucht des Phänomens nicht im Steine liegt, sondern in dem anhaftenden Schnee; d. h. – ohne Bild – sie glauben, daß die Größe des altberühmten Dichters allein aus seinem Genie, und sehen nicht, daß sie aus angesammeltem Lobe besteht."[162]

Überhaupt sah Suttner alle Menschen – also auch DichterInnen – in ihrer Zeit verankert und folglich deren Werke „als das zurückgeworfene Bild der Zeitgeist-Strahlen, welche in dem Brennpunkte eines Geistes sich vereinigt haben". Die Literatur selbst ist in diesem Sinne „nichts abgetrenntes – sie ist vielmehr der Brennpunkt des Zeitbewußtseins" und steht damit mit anderen ‚Feldern' in enger Verbundenheit. Veranschaulicht wird dies anhand des zu Suttners Lebenszeit entstandenen Naturalismus. Er sei eine Erscheinung, welche „durch den Kampf der neuen und alten Weltanschauung hervorgerufen wurde[ ]". Die aus dem Gebiete der Wissenschaft kommende Forderung nach Wahrheit versuchte man auch in der Literatur umzusetzen. Auch diesbezüglich wies Suttner nachdrücklich darauf hin, dass die Forderung nach Wahrheit an sich nichts Neues sei, sondern dass die Resonanz, auf die diese Forderung stoße, das Besondere sei, denn „damals hat es niemand gehört; es stand in ihren [Kants, Goethes, Lucretius'] Werken, aber bisher hat es niemand herausgelesen."[163]

161 Alle ebenda, S. 102–105.

162 Suttner, Literatur, Kunst und Wissenschaft, im vorliegenden Band S. 132–133.

163 Alle ebenda, S. 133 und S. 137.

Wie für alles andere sei für den Erfolg eines Werkes die „Umgebungssphäre" entscheidend, ist Karl aus dem *Inventarium* überzeugt; der Wert eines Werkes liege in erster Linie in „dessen glückliche[r] Adaptierung an die umgebenden Verhältnisse":

> „Ein Buch, das in einem gewissen Lande und zu einer gewissen Zeit ein ungeheures Aufsehen erregt, würde unter andern Umständen und in einer andern Epoche vielleicht ganz verschwinden. Nichts desto weniger bleibt dessen Ruf, so wie er eben ist, ein berechtigter und begründeter, weil die Rechte und Gründe, welche diesen Ruf hervorbrachten, in Wirklichkeit existiert haben."[164]

In diesem Sinne führt Suttner auch den Erfolg ihres Bestsellerromans *Die Waffen nieder!* auf die Publikation zum richtigen Zeitpunkt zurück. Sie glaubt, dass die Friedensidee „dem öffentlichen Geist sympathisch war" und es zehn Jahre früher, „als noch der Siegestaumel in Deutschland und der Revanchezorn in Frankreich überschäumten, ganz und gar erfolglos geblieben"[165] wäre.

Auch die geringe Wertschätzung, die man im Deutschen Reich der damaligen zeitgenössischen Literatur und deren AutorInnen entgegenbrachte, wird in einen geopolitischen Zusammenhang gesetzt. Gleich dem Soziologen Norbert Elias sieht Suttner den geringen Status der SchriftstellerInnen mit dem vorherrschenden militärischen Selbstbewusstsein des ‚deutschen Volkes' verbunden.[166]

> „Deutschland [war] vor allem eine Militärmacht […], welche, nach den so nah hinter ihr liegenden Siegen, das lebhafteste Interesse und den höchsten nationalen Stolz auf ihre kriegerischen und politischen Angelegenheiten konzentrierte. Ein Volk, das eben erst durch Waffenglück einig und mächtig geworden und den künftigen Bestand seiner Mächtigkeit und Einigkeit von seiner Furcht einflößen-wollenden Waffenbereitschaft abhängig macht, das hat andere Dinge zu bedenken und zu betreiben als belletristische Lektüre, das hat andere Personen zu beweihräuchern als seine Schriftsteller."[167]

Dass Kunst ein Spiegel des Zeitgeistes ist – wie auch die Kunstkritik –, führt Suttner ihren LeserInnen auch anhand der Musik vor Augen. Sowohl im *Maschinenzeitalter* als auch in dem 1887 entstandenen[168] und 1893 publizierten Roman *Die Tiefinnersten* zeichnet Suttner ein Bild der fehlenden Objektivität der musikalischen Kritik und entlarvt die Wertungen als weltanschauliche Meinungen der KritikerInnen. Ihre Kritik wendet sich dabei vor allem gegen jene BefürworterInnen einer „sogenannten ‚klassischen' deutschen Musik", welche Tanz- und italienische Musik

164 Suttner, Inventarium einer Seele, S. 126.

165 Suttner, Memoiren, S. 142.

166 Vgl. dazu auch Norbert Elias: Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Michael Schröter. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992. (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft. 1008.)

167 Suttner, Literatur, Kunst und Wissenschaft, S. 135.

168 Vgl. Bertha von Suttner: Vorwort zu: B. v. S.: Die Tiefinnersten. Dresden; Leipzig: Pierson 1893, S. V–VII.

abwerteten. Suttner vergleicht diese mit einer finsteren Priesterschaft, deren Sprache „an Unduldsamkeit, Überspanntheit und Selbst-Beweihräucherung hinter keiner konfessionellen Alleinseligmachungs-Predigt"[169] zurücksteht. Die ‚Tiefinnersten' – so werden die VertreterInnen im gleichnamigen Roman bezeichnet – seien durch die Inhaltslosigkeit und die fehlende Klarheit ihrer Reden gekennzeichnet. Als Paradebeispiel führt sie in beiden Werken den damals vielgelesenen Musikkritiker Ludwig Nohl an[170] und lässt die ProtagonistInnen den bedeutungsleeren Schwulst dieser ‚Tiefinnersten' – um ein Beispiel zu nennen: „die zart verhüllte Nonne als Zeugnis der gewaltig keuschen Mannesnatur"[171] – ironisch kommentieren. Warum dieses Thema, nämlich der Musikstreit zwischen den VertreterInnen der sogenannten Neudeutschen Schule und ihren GegnerInnen, für Suttner nur für kurze Zeit relevant war, legt sie im Vorwort zu den *Tiefinnersten* dar: Nur fünf Jahre später hätte sie nämlich als VertreterInnen der ‚Tiefinnerlichkeit' eine andere Gruppe von Menschen heranziehen müssen. „Unsere Zeit und was sie füllt, vergeht und verwandelt sich so rasch, daß jedes Werk nur im Zusammenhang mit seinem Entstehungsjahr gerecht beurteilt werden kann",[172] schreibt Suttner in diesem Kontext. Auch im *Maschinenzeitalter* verwahrt sich die Stimme der Wissenschaft der Zukunft dagegen, den „Maßstab des eigenen Geschmackes"[173] an Werke aus einem früheren Jahrhundert anzulegen. Dieser Ratschlag sollte auch heute bei der Lektüre von Suttners Texten beherzigt werden. Sie sollten als Zeitdokumente gelesen werden, durchdrungen von einer Betrachtungsweise, welche Suttner mit vielen ihrer großen Zeitgenossen teilte: einem auf dem Darwin'schen Evolutionismus beruhenden Fortschrittsoptimismus.

Im Zeitalter der Wissenschaft

Der Glaube an den geschichtlichen Fortschritt der Menschheit war charakteristisch „für den überwiegenden Teil des politischen und geschichtlichen Denkens in den west- und mitteleuropäischen Gesellschaften des 19. Jahrhunderts"[174] und prägte gegen die Wende zum 20. Jahrhundert die Denkweise vieler Intellektueller.[175] Die Auffassung von einer gesetzmäßigen Entwicklung der Menschheit war schon im 18. Jahrhundert präsent, wurde aber erst im 19. Jahrhundert mit naturwissenschaft-

169 Suttner, Literatur, Kunst und Wissenschaft, S. 141.

170 Vgl. Suttner, Die Tiefinnersten, S. 109–111 und S. 278–283.

171 Ebenda, S. 283.

172 Suttner, Vorwort zu: Die Tiefinnersten, S. VI.

173 Suttner, Literatur, Kunst und Wissenschaft, S. 143.

174 Wolfgang Lefèbre: Darwin, Marx und der garantierte Fortschritt – Materialismus und Entwicklungsdenken im 19. Jahrhundert. In: Materialismus und Spiritualismus. Philosophie und Wissenschaften nach 1848. Herausgegeben von Andreas Arndt und Walter Jaeschke. Hamburg: Meiner 2000, S. 167–188, hier S. 170.

175 Vgl. Wolfgang H. Gleixner: Krisis und Geltung. Phänomenologische Probleme des Anfangs. Berlin: Duncker und Humblot 1999. (= Phänomenologische Schriften. 33.) S. 27.

lichen Theorien verbunden: Der Fortschritt der Menschheit wurde als ‚Naturgesetz' gesehen; nicht Gott oder der Mensch bestimme die geschichtliche Entwicklung, sondern die Natur. Menschen könnten zwar „in technischer, wissenschaftlicher, sozialer, politischer, und nicht zuletzt in moralischer Hinsicht" das Fortschreiten zu „immer höhere[r] Vollkommenheit" hemmen oder unterstützen – aufzuhalten sei dieser naturgesetzliche Prozess aber nicht.[176] Die naturwissenschaftliche Basis für diesen Fortschrittsglauben bot Darwins Evolutionstheorie.[177]

Dieser naturgesetzlichen Fortschrittsauffassung können heutzutage die wenigsten mittel- und westeuropäischen Menschen etwas abgewinnen. Vielmehr ist unsere Zeit von Resignation gekennzeichnet. Zugleich aber prägt der Fortschrittsgedanke unser Denken, denn: Verwerfen wir ihn, so tun wir das gemeinhin aus dem Standpunkt heraus, dass unser Wissen sich weiterentwickelt hat, aus dem Glauben heraus, dass wir mehr erkennen und intelligenter sind als die Menschen der Vergangenheit. Anders gesagt: Wir sind der Meinung, dass unser Denken sich *entwickelt* hat und über die Auffassungen des 19. Jahrhunderts hinaus*gewachsen* ist. Doch damit bewegen wir uns immer noch innerhalb eines entelechischen Gedankenkonstrukts, das auf der Fortschrittsgläubigkeit der zweiten Hälfe des 19. Jahrhunderts beruht. So lebt diese Überzeugung im 21. Jahrhundert weiter, wenn auch viel subtiler als damals. Jedenfalls enthält die evolutionistische Denkweise zwei wichtige soziologische Grundgedanken: das Prinzip von Ursache und Wirkung und die Gewordenheit und Veränderlichkeit aller Dinge. Auf Basis dieser beiden Theoreme sieht Suttner „[j]edes existierende Ding, jede[n] Zustand" als „eine mit Naturnotwendigkeit eingetretene Folge vorhergegangener zwingender Ursachen". Missstände der Menschheit seien Symptome dieser „weit zurückliegenden Ursachen" und könnten nicht ‚an sich' behoben werden. Sehr wohl könne aber die „Ursache geändert oder weggeschafft werden":

> „Alle Ungerechtigkeiten, alle Mißbräuche in den sozialen Verhältnissen – als da sind: Sklaventum, Arbeiterelend u. dgl. – beruhten auf irgend einer fundamentalen Ungerechtigkeit, auf irgend einem von den Menschen – nicht von der Natur – begangenen Fehler. Und Fehler lassen sich gutmachen, Irrtümer lassen sich berichtigen. Freilich nur unter der Voraussetzung, daß man sie als solche erkenne. So war und bleibt die Erkenntnis das Prinzip aller Kulturentwicklung."[178]

Die Tat eines Verbrechers wird somit nicht mehr als die Handlung eines einzelnen gesehen. Karl findet im *Inventarium* darin neben Hunger und Elend „die Spuren des Fußtrittes, unter dem sich sein Nacken beugen mußte, des ungerechten Peitschenhiebes, der seinen Ahnen gezüchtigt hat", und ein soziales Umfeld, das von fehlender Moral und Unwissenheit geprägt ist. Mit dieser Erklärung wird keines-

176 Lefèbre, Darwin, Marx und der garantierte Fortschritt, S. 168.

177 Vgl. Robert Josef Kozljanič: Zur Entstehung und Motivik lebensphilosophischen Denkens. In: Lebensphilosophische Vordenker. Herausgegeben von R. J. K. München: Albunea 2008. (= Jahrbuch für Lebensphilosophie. 4.) S. 9–34, hier S. 24–25.

178 Alle Suttner, Literatur, Kunst und Wissenschaft, S. 155–156.

wegs die Tat gerechtfertigt. Vielmehr leitet sich daraus ein gesellschaftspolitischer Handlungsbedarf ab:

> „Nach einer solchen Analyse des Verbrechens werden wir uns nicht damit begnügen, den Thäter zu strafen, um andere abzuschrecken und unserem Zorne genugzuthun; sondern wir werden vor allem darauf hinzuwirken suchen, daß das Elend gemildert, der Hunger gestillt, die Fußtritte des Hochmutes und die Peitschenhiebe der autokratischen Willkür abgeschafft, der moralische Boden assainiert und die Finsternis der Unwissenheit verscheucht werde. Auf diese Art können wir das Verbrechen – das wir vorhin bloß straften, weil wir es verabscheuten – nun auch vertilgen, weil wir es erkannt haben.“[179]

Selbstreflexion

Suttner sah den Menschen von den äußeren sozialpolitischen Umständen, seinen Erlebnissen und der ihn umgebenden geistigen Lebenssphäre – dem Zeitgeist – geprägt. Davon überzeugt, dass Leben Veränderung bedeute und sich alles ändern müsse, sah und untersuchte sie nicht nur die eigene Zeit und ihre Mitmenschen, sondern hinterfragte auch sich selbst und ihren Standpunkt und allgemein die Konzeption der eigenen Person.

Unter ‚Ich‘ versteht sie „jenes Selbstbewußtsein, das sowohl in der ersten Kindheit als auch öfters im ganzen Lauf des Lebens abwesend ist: im Schlaf, in der Ohnmacht, in der Narkose und in gar vielen Augenblicken“.[180] Der Mensch sei dem Wahn verfallen, „ein gleiches, fortgesetztes Ich mit bestimmten Charaktereigenschaften zu sein“,[181] obgleich jede neue Erfahrung sein Leben modifiziere. In ihrer Selbstbetrachtung sieht Suttner sich nicht mehr als dieselbe, die sie in ihrer Kindheit und Jugend war, und fragt sich: „[W]as habe ich (außer der bloßen Erinnerung, so blaß wie die Erinnerung an längst gesehene Gemälde oder längst gelesene Bücher) mit jenen Schemen gemein und was sie mit mir?“[182] Die Herangehensweise von Karl im *Inventarium* kann als eine Art Selbstreflexion verstanden werden. Für das spätere Ich will er seine Seele inventarisieren. Bedauerlich findet er, dass er kein Tagebuch geschrieben hat, da er so „die Verkettung [s]einer Verhältnisse und Gesinnungen in ihrer Folgerichtigkeit beschreiben“[183] hätte können. Er sieht sein gegenwärtiges Bewusstsein gebildet durch alles, was er „erfahren, gedacht und getan“ hat. Aus dieser Sicht auf die Welt heraus bereut er nichts, was er getan hat, denn man könne nicht wissen, wie sich eine andere Entscheidung auf das eigene Bewusstsein ausgewirkt hätte: Man vergisst, „daß das ‚Ich‘, welches die Vorteile der gedachten und

179 Suttner, Inventarium einer Seele, S. 197.

180 Suttner, Memoiren, S. 10.

181 Ebenda, S. 14.

182 Ebenda, S. 10 und S. 14.

183 Suttner, Inventarium einer Seele, S. 41.

beurteilten Lage erwägt, ein ganz verschiedenes geworden wäre, und daher auch die Auffassung eine andere wäre." Überhaupt gäbe sich kaum ein Mensch

> „Rechenschaft von den in seinem Geiste sich abspielenden Meinungsevolutionen: ein Grundsatz verschlingt den andern in aller Stille; eine sich kräftig fühlende Konsequenz frißt eine widersprechende, sich nur schwach zur Wehr setzende Folgerung auf; und so bilden sich Neugestaltungen im Kopfe, ohne daß man sich's versieht."

Karl aber versucht sich seiner Anschauungen durch die Methode des Inventarisierens bewusst zu werden und fasst dieselben am Ende seiner Niederschrift zusammen. Neben „[e]ine[m] festen frohen Fortschrittsglauben", dem „Glaube[n] an die Analogie […] der die ideelle und materielle Welt beherrschenden Gesetze" und der „Ablehnung des Fatalismus" findet er zu der „Auffassung, daß Einheit überhaupt der Endpunkt und der Ausgangspunkt aller Dinge ist". Er glaubt, dass es eine Gottheit gibt, und definiert diese als „ein W i s s e n alles dessen, was da ist". Zudem ist Karl von der Begrenztheit der eigenen Anschauungen und überhaupt aller menschlichen Philosophie überzeugt:

> „Zwar wird stündlich an diesen Grenzen hinausgeschoben, aber sie umkreisen uns doch in ihrer unüberwindlichen Einklemmungsgewalt. Rings mag die Welt gefüllt sein mit Tönen, die wir nicht hören, Farben, die wir nicht sehen, Düften, die wir nicht atmen – Gedanken, die wir nicht denken."[184]

Wie Karl unterliegen auch wir den Einschränkungen unseres Denkens und sind in unserer Zeit verankert. Unsere Sichtweise prägt die Lesart eines Textes – so stehen wie erwähnt viele etwa einem Fortschrittsoptimismus, wie ihn Suttner vorgelebt und verbreitet hatte, skeptisch gegenüber. Auch ich war bei der Auswahl der Themen und Texte von meinem Weltbild beeinflusst. Überzeugt davon, dass es Teil der wissenschaftlichen Arbeit ist, die „Fragen nach der Natur des wissenschaftlichen Blickes"[185] zu stellen, möchte ich an dieser Stelle einen Aspekt meiner eigenen Position hervorheben, der mir als relevant erscheint.[186]

Ich möchte in der Folge kurz meinen Zugang zur Soziologie beschreiben. Da ich Germanistik und Gender Studies studiert habe, ist mein Interesse für die Gesellschaftswissenschaften aus diesen Richtungen entstanden. Das heißt, ich bin vor allem mit der Literatur- und der Geschlechtersoziologie in Berührung gekommen und

184 Alle ebenda, S. 43, 73 und S. 362.

185 Pierre Bourdieu: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Aus dem Französischen von Hella Beister. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998. (= edition suhrkamp. 1985.) S. 207.

186 Weiterführende Überlegungen zur Hinterfragung der eigenen Position im sozialen Feld finden sich in: Eveline Thalmann: Kriegsgeheule – Friedensklänge. Diskursanalytische Studien zu Theaterstücken im Deutschen Kaiserreich mit Bezug auf Bertha von Suttners Roman *Die Waffen nieder!* Graz, Univ., Masterarbeit 2014: http://lithes.uni-graz.at/downloads/thalmann_eveline_masterarbeit.pdf [2017-07-24], S. 4–7.

habe mich in erster Linie mit Bourdieu und Foucault beschäftigt, was meine Auffassung von Soziologie sicher entscheidend geprägt hat. Durch mein großes Interesse an der Philosophie beschäftigen mich auch im Hinblick auf die Sozialwissenschaften eher philosophische Fragen und die Relevanz von soziologischen Erkenntnissen für mein persönliches Leben – an Bourdieus Ausführungen hat mich vor allem sein Freiheitsbegriff interessiert – denn die Frage, wie sich gesellschaftliche Phänomene wissenschaftlich erforschen lassen. Zentral ist für mich sowohl als Wissenschaftlerin als auch im privaten Leben die Frage, inwiefern wir von Konditionierungen beeinflusst werden und wie viel Freiheit wir denselben abringen können. Die größten Einschränkungen stellen für mich dabei jene dar, von denen wir uns noch gar nicht bewusst sind, dass sie existieren. Die Soziologie, wie ich sie verstehe, stellt unsere Vorstellungen von der Handlungsfreiheit in Frage, indem sie unsere Handlungen, Denkweisen und Wahrnehmungen in einen sozialhistorischen Kontext bettet – sie bietet uns aber „einige der wirksamsten Mittel, um jene Freiheit zu erlangen, die sich den sozialen Determinismen mit Hilfe der Erkenntnis dieser sozialen Determinismen immerhin abringen läßt."[187]

Inventarium der soziologischen Aspekte

Bertha von Suttner kam bereits vor 1876 mit soziologischen Werken in Berührung und setzte sich während ihres Aufenthalts im Kaukasus intensiv mit sozialwissenschaftlichen Themen auseinander. Diese eingehende Beschäftigung mit den Gesellschaftswissenschaften wird in vielen von Suttners Schriften deutlich – besonders eindrucksvoll tritt sie im *Inventarium einer Seele* und im *Maschinenzeitalter* zu Tage. In den Schriften lassen sich, „in gedrängte[n] Sätze[n]"[188] formuliert, folgende im weitesten Sinne als ‚soziologisch', ‚soziopolitisch' beziehungsweise als ‚sozialanalytisch' zu wertende Gedanken ermitteln: Suttner ist von der Gewordenheit und Veränderlichkeit aller Dinge überzeugt und fasst Gesellschaft und Geschichte als soziales Konstrukt (im Gegensatz zur göttlichen Ordnung) auf. Gesellschaftliche Strukturen, Institutionen und Missstände sieht sie als sozial bedingt und nicht als gottgegeben an. Sowohl der Hass auf andere ‚Rassen' als auch die Situation der Frau sind für sie durch äußere Umstände bedingt und stark durch Medien und Erziehung beeinflusst. So führt die Friedensnobelpreisträgerin die Unterschiede zwischen Männern und Frauen in erster Linie auf äußere Umstände wie Erziehung und Lebensführung zurück und macht für das Fehlen von weiblichen Traditionen, zum Beispiel in Kunst und Wissenschaft, die gesellschaftlichen Umstände verantwortlich. Für den Judenhass streicht sie sozialpsychologische Gründe hervor.

Sie verwendet im weitesten Sinne soziologische Methoden und wertet historisches Material für ihre sozialanalytischen Befunde aus. Sie wendet sich gegen den Geniegedanken und sieht die Werke von großen KünstlerInnen als Ausdruck der zeitbedingt aufkommenden Gedanken und die Kunstschaffenden selbst als in ihrer Zeit

187 Bourdieu, Praktische Vernunft, S. 9.

188 Suttner, Inventarium einer Seele, S. 361.

verankert an. Für die fehlende Wertschätzung von SchriftstellerInnen im gerade erst entstandenen Deutschen Kaiserreich macht sie sozialpolitische Gründe aus. In ihren Romanen beschreibt Suttner Typen detailgetreu und als Repräsentanten ihrer gesellschaftlichen Position. Die Eigenschaften von Personen, ihre Werte und Meinungen werden als statusbedingt beschrieben und erklärt: Eine Person, welche eine hohe Position in der Gesellschaft innehat, würde sich *instinktiv* vor bestimmten Ideen fürchten und den konservativen Geist schützen. Darüber hinaus sei auch das Erkennen eine Frage des Horizontes: Nur wer bestimmte Erkenntnisse schon gewonnen habe, sei fähig, bestimmte Erkenntnisse in sich aufzunehmen. Die Friedensnobelpreisträgerin sieht Dinge als zusammenhängend an: Es sei nicht möglich, eine einzige, bestimmte Sache allein zu ändern. Da Ideen miteinander verbunden seien, müssten auch Veränderungen auf mehreren Ebenen gleichzeitig vonstatten gehen. Suttners Ziel ist eine gesamtgesellschaftliche Veränderung, die naturgemäß – Suttner war geprägt von der Anschauung der *allmählichen* Veränderung der Dinge – langsam vor sich gehen müsse.

In ihren Texten spiegelt sich eine soziologisch geprägte Lebensanschauung wieder. Bertha von Suttner hebt aber auch immer die Wichtigkeit der Soziologie hervor und kritisiert ihr Fehlen in der Politik. Es sind zudem erste Ansätze einer Inkorporationstheorie und Reflexionen zum Stellenwert der eigenen Person in ihren Werken auszumachen. Suttner kann deshalb nicht nur aufgrund ihres Engagements für deutschsprachige Soziologen ihrer Zeit als Wegbereiterin der Soziologie betrachtet werden, sondern auch und vor allem wegen ihrer Beobachtung der Gesellschaft und der Darlegung dieser Sichtweise in ihren und vermittels ihrer Schriften.

Zu Textauswahl und Edition

Im Mittelpunkt des vorliegenden Bandes stehen die belletristischen Schriften Suttners – insbesondere der Roman *Das Maschinenzeitalter*. Diese Fokussierung beruht zum einen darauf, dass sich im *Maschinenzeitalter* und im *Inventarium einer Seele* vermehrt als soziologisch einzustufende Gedanken finden. Sie unterliegt zum anderen natürlich auch meinem subjektiven Ermessen. Einzelne Kapitel oder Textausschnitte wurden nach soziologischen Themenaspekten wie *Soziologie und Politik*, *Der Jugendunterricht*, *Die Frauen und Literatur, Kunst und Wissenschaft* geordnet. *Der Zeitgeist* und *Das Ideal eines Konservativen* sind aus dem *Inventarium einer Seele* entnommen. Der Essay *Die Dummheit* entstammt dem vom Ehepaar Suttner verfassten Werk *Erzählungen und Betrachtungen*,[189] *Ein Wort an die antisemitischen Frauen* wurde 1893 im *Freien Blatt. Organ zur Abwehr des Antisemitismus*[190] veröf-

189 Bertha von Suttner: Die Dummheit. In: B. v. S. und Arthur Gundaccar von Suttner: Erzählungen und Betrachtungen. Wien: Szelinski 1890. (= Österreichisch-Ungarische Volksbücher. 13.) S. 39–62.

190 Vgl. Suttner, Vorwort zu: Inventarium einer Seele. – Bertha von Suttner: Ein Wort an die antisemitischen Frauen. In: Freies Blatt. Organ zur Abwehr des Antisemitismus (1893), H. 122, S. 2–3.

fentlicht. Statt der Erstausgaben des *Inventariums einer Seele* und des *Maschinen(zeit)-alters* wurden jene späteren Ausgaben herangezogen, die (wie Bertha von Suttner selbst beteuerte) vom Bemühen um eine bessere Lesbarkeit getragen sind, da darin Druckfehler verbessert, Fremdworte verdeutscht und Breiten gestrichen wurden.[191] Weichen die Textausschnitte inhaltlich von der Erstauflage ab, ist dies in den Fußnoten vermerkt. Zitate wurden, sofern dies möglich war, den entsprechenden Werken zugeordnet.

In Bezug auf die Perspektive beziehungsweise die Erzählhaltung der Texte möchte ich nochmals auf den belletristischen Charakter der meisten Schriften hinweisen: Die sprechenden Personen sind nicht mit Bertha von Suttner gleichzusetzen, wie auch Suttner selbst im Vorwort des *Inventariums* vermerkt.[192] Dass dennoch von den Aussagen des vortragenden Ichs im *Maschinenzeitalter* auf die Anschauungen Suttners geschlossen wird, beruht auf der speziellen, quasi-historiographischen Erzählperspektive: Das Ich im *Maschinenzeitalter* blickt von einer fortgeschrittenen und fortschrittlichen Zukunft aus auf das Jahr 1885 / 86. Diese Perspektive lässt den Schluss zu, dass diese in wissenschaftlich-historischem Duktus sprechende Person Suttners Idealvorstellung einer Gesellschaft wiedergibt und diese Betrachtungsweise derjenigen Suttners im Jahre 1885 / 86 entspricht.

Solche Schlüsse sind bei anderen Romanen nicht zulässig – auch wenn in der Sekundärliteratur zu Bertha von Suttner oftmals betont wird, dass sie ihre Romane dazu benutzte, ihre Forderungen und Ideen zu verbreiten. Sehr wohl können diese Texte aber aufzeigen, dass Bertha von Suttner sich mit Soziologie beschäftigt hat und dass diese für sie so wichtig war, dass die Reflexion darüber zu Stoff, Motiv und Thema ihrer Romane wurde – und dies in einem Ausmaß und auf eine Art, dass dadurch die Genese von Suttners Sozialanalyse nachvollzogen werden kann.

Die ausgewählten Texte entsprechen den Originalen bzw. den verwendeten Drucken – auch in der Interpunktion, die mit den vielen Gedankenstrichen und den mit „…“ markierten Auslassungen als Kennzeichen einer Art Personalstil anzusehen ist.

Die von Suttner kaum einmal mit Quellenbelegen versehenen, mitunter auch übersetzten Titel von Publikationen und wörtlichen oder sinngemäßen Zitate konnten in den meisten Fällen erschlossen werden und finden sich in den Fußnotenapparaten.

Schriftschnitte wie Kursivierungen und Sperrungen wurden beibehalten; Titel von Werken, die in den Drucken häufig unmarkiert bleiben, wurden kursiviert (wie auch jene zwischen doppelten oder einfachen Anführungszeichen).

Offensichtliche Druckfehler wurden stillschweigend korrigiert.

191 Vgl. Suttner, Vorwort zu: Inventarium einer Seele, S. VIII.

192 Vgl. ebenda, S. VII.

Soziologie und Politik

Von Bertha von Suttner[193]

Ich hatte mir vorbehalten, anläßlich der gesellschaftlichen Zustände jener Zeit einiges über die Entwicklungsstufe zu sagen, auf welcher die Sozialwissenschaft damals stand.

Im Vergleich zu ihrer heutigen aufgeblühten Form befand sie sich – in embryonalem Zustande. Der Grundriß war gegeben; die Stoffe, aus welchen sie sich ihre Organe bilden sollte, waren vorhanden, aber g e b o r e n war sie noch nicht. Die wenigsten Leute wußten etwas von dieser bevorstehenden Geburt, und unter denen, die von der Existenz des Embryos benachrichtigt waren, gab es viele, die davon nur eine Fehl- und Mißgeburt erwarteten.

Ohne Bild zu sprechen: es gab noch keine Soziologie; erst die Einsicht war vorhanden, daß es eine geben solle; und diese Einsicht war von Wenigen geteilt, von Vielen bestritten, von den Meisten ignoriert.

Das bedeutendste Werk über diesen Gegenstand, welches damals verfaßt worden, nannte sich nicht *Soziologie* schlechtweg, sondern *Einleitung in das Studium*[194] derselben. Dessen Urheber, der große Herbert Spencer, legte in diesem Werke die Schwierigkeiten dar, welche zu seiner Zeit gegen Erlangen soziologischer Wahrheiten sich türmten, indem er alle herrschenden Vorurteile nannte – das nationale, das theologische, das politische, das Klassen-Vorurteil –, welche gegen eine wissenschaftliche Auffassung sozialer Erscheinungen verstockt machten. In der That, ehe eine Lehre so aufgefaßt werden kann, daß sie den Gegenstand einer offiziell anerkannten Disziplin abgiebt, muß sie der herrschenden Denkweise nicht mehr um hundert Jahre voraus sein, wie dies bei Herbert Spencer der Allgemeinheit seiner Zeitgenossen gegenüber zutraf. Wie er selber sagt: „Man versuche, eine Hand mit fünf Fingern in einen Handschuh mit vier Fingern zu stecken; diese Schwierigkeit steht in passender Parallele zu der Schwierigkeit, eine komplizierte Vorstellung einem Geiste beizubringen, welcher keine verhältnismäßig komplizierte Fähigkeit besitzt."[195]

193 Bertha von Suttner: Das Maschinenzeitalter. Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit. Nachdruck der 3. Aufl. von 1899. Düsseldorf: Zwiebelzwerg 1983, S. 168–197 (Auszüge).

194 Herbert Spencer: Einleitung in das Studium der Sociologie. (The Study of Sociology. London: King 1873.) Nach der zweiten Auflage des Originals herausgegeben von Heinrich Marquardsen. Erster Theil. Zweiter Theil. Autorisierte Ausgabe. Leipzig: Brockhaus 1875. (= Internationale wissenschaftliche Bibliothek. XIV. XV.) S. 154–155. – Der Zusatz *Einleitung* im Titel stammt vom Herausgeber Marquardsen; zur Begründung vgl. das Vorwort, S. V–VI, hier S. V. – Suttner normalisierte bei allen in der Folge verwendeten Originalzitaten die in der deutschen Ausgabe von Spencer vorherrschende altertümliche Orthographie.

195 Zitiert nach ebenda, S. 154–155.

Bertha von Suttner: Soziologie und Politik. In: LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 10 (2017), Sonderband 4: Bertha von Suttner als Soziologin. Hrsg. von Eveline Thalmann, S. 43–61: http://lithes.uni-graz.at/lithes/17_sonderbd_4.html
DOI: 10.25364/07.10:2017.SB4.2

CC BY NC ND

Der Finger, welcher damals dem Handschuh fehlte – um dieses Bild beizubehalten –, war die evolutionistische Denkart. Das Studium der Soziologie ist dasjenige, welches die zusammengesetzten Erscheinungen im Reiche der Umwandlungen – nämlich die Erscheinungen des Wachstums und des Lebens der sozialen Organismen – behandelt, welches somit nach naturwissenschaftlicher Methode zu betreiben ist. Es war daher garnicht denkbar, daß ein richtiges Verständnis der Spencer'schen Ausführungen in weite Kreise dringen konnte, zu einer Zeit, wo die Thatsachen der Geschichte noch so angesehen wurden, als seien sie der Vermittlung der göttlichen Vorsehung oder dem Willen einzelner Herrscherpersönlichkeiten entsprungen, und wo die Einsicht nur sehr vereinzelt vorhanden war, daß diese Thatsachen als durch Jahrhunderte fortgesetzte natürliche Entwicklungsprozesse betrachtet werden sollen. Die Politik, welche ja mit der praktischen Ausführung dessen zu thun haben sollte, was die Gesellschaftskunde theoretisch aufgestellt hat, wurde damals ohne diese theoretischen Grundlagen betrieben und das Wesen ihrer Maßnahmen erscheint uns daher eher als ein Tappen denn als ein Handeln. Die Vorberechnung gesellschaftlicher Zustände, die Zurückführung derselben auf weit entlegene natürliche Ursachen erschienen noch als eine lästerliche oder mindestens unvernünftige Verwegenheit.

Ehe sich eine Wissenschaft konstituiert, muß sie immer das Stadium der angezweifelten Existenzberechtigungen durchmachen. So geschah es, daß nach der Meinung des Sokrates „Physik und Astronomie der göttlichen Klasse der Erscheinungen angehörten, deren menschliche Untersuchung wahnsinnig, fruchtlos und gottlos sei;" – so zog auch Anaxagoras die Anklage der Gotteslästerung auf sich, weil er den persönlichen Helios abgeleugnet und den Versuch gemacht, für die Sonnenerscheinungen unveränderliche Gesetze nachzuweisen.[196]

Die heillose Verwirrung, welche in den politischen Einrichtungen des Maschinenzeitalters herrschte, wird uns mit einem Schlage offenbar, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß das Staatswesen mit ausübender Gewalt funktionierte, ohne durch die Prinzipien einer Staatswissenschaft geregelt zu sein. Stellen Sie sich ein Riesenspital vor, in welchem Kranke aller Gattung untergebracht und behandelt werden, in welchem es von sogenannten Ärzten und Operateuren, Pflegern und Wärtern wimmelt, und denken Sie sich daneben Medizin und Chirurgie noch unentdeckt – oder mindestens sehr angezweifelt: so haben Sie ein genaues Bild von den gesetzgebenden Körpern jener Zeit. An Arzneiverteilungen und Operationsanwendungen fehlte es nicht; purgiert, amputiert und trepaniert wurde zur Genüge; aber eine systematische Kenntnis der zu behandelnden Übel gab es nicht und wurde von den zur Heilung

196 Ebenda, S. 242, wobei Spencer sich wiederum auf George Grote bezieht: „The doctrines of Anaxagoras were regarded as offensive and impious. […] To Greeks who believed in Helios and Selênê as not merely living beings but Deities, his declaration that the Sun was a luminous and fiery stone, and the Moon an earthy mass, appeared alike absurd and impious. Such was the judgment of Sokrates, Plato, and Xenophon, as well as of Aristophanes and the general Athenian public." George Grote: Plato, and the Other Companions of Sokrates. Bd. I. 2. Aufl. London: Murray 1867, S. 62.

Angestellten gar nicht gefordert. Letztere gehörten nicht einer eigenen Klasse von Staatsgelehrten an, die durch einschlägige Studien zu ihrer Amtsverrichtung sich vorbereitet hätten, sondern sie wurden aus allen Schichten der Gesellschaft durch Wahlstimmen ins Amt gerufen. Während alle übrigen Berufsarten nur durch langjähriges Fachstudium, durch abzulegende Prüfungen zugänglich gemacht waren, war einzig die Funktion der Landesgesetzgebung jedermann bedingungslos erreichbar. Man brauchte sich hierzu nur Wähler zu gewinnen – sei es durch Bestechung, durch schönrednerische Versprechungen, durch persönlich eingeflößte Sympathie oder durch den bloßen Klang eines angenommenen Parteinamens. Wer sich „konservativ" nannte, konnte auf eine gewisse Klasse von Wählern rechnen; wer sich „liberal" erklärte, auf eine andere. Von allen übrigen Berufsmenschen wurden Kenntnisse verlangt – eine ganze Kette geordneter Kenntnisse, deren Besitz nachgewiesen werden mußte, nur von dem Gesetzgeber genügte es, wenn er eine Gesinnung zu haben – vorgab.

Der Begriff der Causalität, heute die Grundlage jedes Denkens, war damals noch nicht das Gemeingut des öffentlichen Geistes. Über die Wechselbeziehungen zwischen Ursache und Wirkung hatte jeder nur in seinem speziell erlernten Fache klare Vorstellung erlangt; aber daß überall aus gegebenen Daten ein unvermeidlicher Schluß folgt; daß jede Erscheinung das Endglied einer vorhergehenden Reihe zwingender Ursachen und der Ausgangspunkt ebenso notwendig eintretender mittelbarer und unmittelbarer Wirkungen sein muß, daran dachte man nicht. Wie roh die Auffassung der Ursächlichkeit damals noch war, wie groß das Unverständnis von dem Verhältnis zwischen einer eingetretenen Wirkung und der mutmaßlichen Ursache, das beweisen die abergläubischen Vorstellungen aller Art, welche noch allenthalben verbreitet waren. Nur aus dem Fache, das jeder studiert hatte, war der Aberglaube ausgerottet: der Arzt rechnete bei seinen Kuren nicht auf Sympathiemittel; der Astronom sah in den Kometen keine Vorzeichen von Pest und Krieg; der Mathematiker vertraute nicht auf angepriesene Lotteriekombinationen; jeder Handwerker kannte die physikalischen Eigenschaften der von ihm verarbeiteten Stoffe und erwartete keine anderen Resultate von seinen Handgriffen, als die durch jene Eigenschaften bedingten. Was aber außerhalb des Berufszweiges lag, das war für die Meisten wieder dem abergläubischen Urteile preisgegeben. Nur Wenige gab es, deren Denkgewohnheiten so geschult waren, daß sie das Walten unumstößlicher Gesetze, welches sie in ihrem Spezialfache anerkannt hatten, auch allen Richtungen voraussetzten.

Die Politik war übrigens nicht einmal ein Fach. Denn erstens stand sie jedem Staatsbürger, der sich Wahlstimmen erwerben konnte, offen; sie entbehrte – auch als Beruf betrieben – wissenschaftlich festgesetzter Axiome und blieb dem Gutdünken, der Willkür ihrer im Finstern tappenden Vertreter überlassen. Allgemeine Wahrheiten, sichere Regeln, erkannte Naturgesetze, welche den Untergrund aller Wissenschaften abgeben und von welchen bei jeder weiteren Spekulation, bei jeder praktischen Nutzanwendung besonders ausgegangen werden mußte – wie z. B. die Gravitation

in astronomischen Berechnungen, die Gleichwertigkeit der Kräfte in der Mechanik, die Unvertilgbarkeit des Stoffes in der Chemie – solche Prinzipien besaß die offiziell betriebene Politik nicht. So wurde – um nur ein Beispiel anzuführen – der Handel und die Industrie durch immer wechselnde Verordnungen, Gesetze und Einrichtungen geregelt, ohne daß noch über die Grundfrage Klarheit genommen war, ob vom volkswirtschaftlichen Standpunkt der allgemeinere Vorteil durch staatlichen Schutz oder durch freien Wettbewerb geboten sei.

Gewöhnlich war es auch garnicht der a l l g e m e i n e Vorteil, welcher bei den verschiedenen Gesetzentwürfen ins Auge gefaßt wurde; die Einsicht fehlte, daß dieser durch Anpassung an gewisse Naturnotwendigkeiten mit Sicherheit zu erlangen sei, und so kämpfte jeder nur für seinen eigenen, oder – wenn er ein gewissenhafter Abgeordneter war – für den Vorteil seiner Wähler und die nächste Aufgabe sah Jeder darin, seiner Meinung, welche eine Sache der persönlichen Interessen, des Temperaments, nicht aber der wissenschaftlichen Überzeugung war – zum Siege zu verhelfen, zu welchem Zwecke alle Mittel gut waren – namentlich die Verunglimpfung der Gegner.

Wenn wir jetzt in alten Akten die Parlamentsverhandlungen jener Tage nachlesen, so müssen wir ebenso dazu lächeln, wie unsere Vorfahren zu den Streichen der Lalenburger und zu den Beschlüssen der Räte von Schilda gelächelt haben mochten. „Regierung“ war allemal die vom ganzen Volke abergläubisch verehrte Macht, welche die Gewalt in Händen hatte und ausübte, die Funktionen des Gesellschaftsorganismus zu regulieren, gegen die sich fühlbar machenden Gebrechen Heilmittel anzuwenden, die vorhandene Kraft zur Erreichung der Regierungszwecke zu gebrauchen – und das alles ohne Kenntnis, daher ohne Berücksichtigung der biologischen Gesetze, welchen das Leben der Gesellschaftsorganismen unterliegt.

Daß die ganze Macht in die Hände eines Potentaten oder einer kleinen herrschenden Klasse gelegt sei, welche dieselbe – zu eigenen Zwecken mißbrauchten, war ein Zustand, gegen den man sich – in dem Maße, als der Gottesgnadentum-Aberglaube abnahm – immer mehr aufzulehnen begann, und es wurden Regierungsformen eingeführt, in welchen die gesetzgeberische Macht in die Hände des ganzen Volkes – d. h. deren jeweilig gewählte Vertreter – verlegt wurde. Der einzelne Despot ward vom Thron verdrängt und eine Versammlung von Abgeordneten darauf erhoben. Der Despot hatte nur Einen Willen und Ein Ziel – die Abgeordneten spalteten sich in zwanzig einander bekriegende Parteien.

Um einen kleinen Grad war die letztere Form doch besser; insofern als der Alleinherrscher gewöhnlich nur sein eigenes Interesse verfolgte und weil er möglicherweise ein böser oder ein wahnsinniger Mensch sein konnte, während die zwanzig Parteien doch die Interessen ihrer Mandatäre zu vertreten sich bemühten. Ein wenig besser war’s, aber nicht viel. Denn in beiden Fällen – auch beim besten Willen des Monarchen oder der Parlamente – lag die Macht in Händen der Unwissenheit; denn welcher Monarch, welches Parlament besaß eine gehörige Kenntnis und Würdigung

von den unvermeidlichen Wechselbeziehungen, von Ursache und Wirkung, von der Verschlingung nebenhergehender Resultate, von der Kontinuität, d. h. der nie endenden Arbeit jeglicher Kraft?

Ob gesalbt oder gewählt, nur der Aberglaube konnte dem Machthaber die Fähigkeit zuschreiben, alle Gesellschaftsschäden zu heilen und alles zum Guten zu lenken. „Angenommen," sagt Herbert Spencer, „angenommen einen Durchschnittsfehler in den bestimmenden Eigenschaften der Individuen einer Gesellschaft, so wird keine noch so geschickte Handhabung derselben jenen Fehler hindern, sein Äquivalent schlechter Resultate hervorzubringen."[197] Diese Wahrheit war jenen unbekannt, die da meinten, daß jedes gesellschaftliche Übel eine Heilung zulasse und daß diese im Bereich der Gesetzgebung liege. Was derselbe Autor den „Man-muß-etwas-thun-Trieb" nannte, nämlich die bei unwissenden Leuten anläßlich jedes Übels gehegte Zuversicht – und je größer die Unwissenheit, desto größer die Zuversicht – daß ein spezifisches Heilmittel dafür bestehe, dessen Gebrauch sie eindringlich empfehlen; dieser Trieb charakterisierte auch – eben auf Grund ihrer soziologischen Unwissenheit – die damaligen Politiker. Auch sie verkannten „die *vis medicatrix naturæ*, auch sie sahen nicht ein, daß das eine, was not thut, ist, die Bedingungen, unter welchen die natürlichen Kräfte freies Spiel haben, aufrechtzuerhalten."[198]

Ich kann nicht umhin, Ihnen nachfolgend noch einiges aus dem Spencer'schen Buche anzuführen. Wir finden darin die für unsere Untersuchungen so interessante Thatsache bestätigt, daß zu jener Zeit, wo es noch keine offizielle Sozialwissenschaft gab, doch schon die grundlegenden Gedanken einer solchen gedacht worden waren, daß das Problem, wenn nicht gelöst, so doch schon gegeben war. Ich trenne einige Stellen, aphorismenartig, aus dem fortlaufenden Zusammenhange ab:

> Alle Gesetze und Vorkehrungen, welche darauf berechnet sind, in kurzer Zeit weit bessere Resultate als die gegenwärtigen zu erzielen, müssen unvermeidlich fehlschlagen.[199]

197 Spencer, Einleitung in das Studium der Sociologie, Erster Theil, S. 27.

198 Ebenda, S. 26–27: „Ist es nicht wahrscheinlich, dass was in dem individuellen Organismus uneigentlich, wenn auch bequem, die *vis medicatrix* genannt wird, ein Analogon in dem socialen Organismus aufzuweisen hat? und [!] wird nicht sehr wahrscheinlich mit dieser Erkenntniss das Bewusstsein kommen, dass in beiden Fällen das Eine, was Noth thut, die Bedingungen, unter welchen die natürlichen Kräfte freies Spiel haben, aufrecht zu erhalten?"

199 Ebenda, S. 150: „[…] dass alle Gesetze, Institutionen und Vorkehrungen, welche darauf berechnet sind, binnen kurzer Zeit weit bessere Resultate als die gegenwärtigen zu erzielen, unvermeidlich fehlschlagen werden."

Nach dem Prinzip der Gleichwertigkeit und Umwandlung der Kräfte muß der Folgesatz zugelassen werden, daß alle in einer Gesellschaft vor sich gehenden Wirkungen an gewissen, vorgängigen Kräften zu messen sind.[200]

Wenn man sowohl seine eigene Meinung als diejenige Anderer über öffentliche Angelegenheiten genau betrachtet, so findet man, daß dieselben weit mehr durch Aggregate von Gefühlen als durch Prüfung der Beweise dafür verursacht werden. Niemand (sic!) gelingt es, [selbst wenn er es versucht,] das langsame Wachstum von Sympathien und Antipathien gegen gewisse Einrichtungen, Sitten, Vorstellungen usw. zu verhindern.[201]

Diejenigen [aber], welche sich zu dem Glauben erhoben haben, daß Gesellschaften sich in Bau und Funktion fortentwickeln, werden mit ihren Schlüssen zaudern, wenn sie die lange Entwicklung betrachten, durch welche frühe Ursachen späte Wirkungen hervorrufen. Bei der Beurteilung von politisch Gutem und Schlechtem denkt der Durchschnittspolitiker nur an die nächste Folge. Ruft eine Maßnahme einen unmittelbaren Gewinn hervor, so wird das als genügende Rechtfertigung derselben betrachtet.[202]

Das soziale Denken wird überall mehr oder minder durch die Schwierigkeit gehemmt, sich daran zu erinnern, daß die sozialen Zustände, denen unser Geschlecht entgegengeht, ebenso wenig faßbar für uns sind, als es unser gegenwärtiger sozialer Zustand für einen norwegischen Piraten und seine Gefolgschaft gewesen wäre. […] Die erste beste Diskussion über einen politischen oder sozialen Gegenstand enthält die stillschweigende Annahme, daß in künftigen Zeiten die Gesellschaft einen mit ihrem jetzigen wesentlich gleichen Bau haben

200 Ebenda, S. 7–8: „Jetzt, wo die Männer der Wissenschaft sehen, dass die Umwandlung und Gleichwerthigkeit der Kräfte sich nicht nur in allen unorganischen, sondern auch in allen organischen Wirkungen bethätigt, […] und jetzt, wo der Folgesatz zugelassen werden muss, dass alle in einer Gesellschaft vor sich gehenden Wirkungen mit gewissen vorgängigen Kräften zu messen sind […], ist es seltsam, dass noch nicht das Bewusstsein davon aufgetaucht ist, dass diese höchsten Erscheinungen studirt werden müssen, wie niedrigere Erscheinungen studirt worden sind".

201 Ebenda, S. 187.

202 Ebenda, S. 127–128. Suttner zitiert am Ende sinngemäß und überspringt Spencers Beispiel von der Mutter, die das Kind indirekt zum Ungehorsam erzieht, indem sie es verwöhnt, um ihre Ruhe zu haben; im Original: „Bei der Beurtheilung von politisch Gutem und Schlechtem denkt der Durchschnittsgesetzgeber so ziemlich wie die Mutter bei Behandlung ihres verzogenen Kindes; ruft eine Massregel einen unmittelbaren Gewinn hervor, so wird dies als genügende Rechtfertigung derselben betrachtet."

werde; […] man beurteilt die Frage ausschließlich in Bezug auf jene sozialen Einrichtungen, welche um uns her existieren.[203]

Das Gefühl der Loyalität, welches es fast unmöglich macht, die Natur und Wirksamkeit der Träger der Herrschaft in völliger Ruhe zu studieren, hindert die soziale Wissenschaft ungemein und wird noch lange fortfahren, dieselbe zu hindern, denn das Gefühl ist allwesentlich. […] Es ist noch eine unentbehrliche Hilfe für den sozialen Zusammenhang und für die Aufrechterhaltung der Ordnung, und es wird noch lange dauern, ehe die gesellschaftliche Ausbildung den menschlichen Charakter so weit modifiziert hat, daß Ehrfurcht vor dem Gesetz, als in der moralischen Ordnung der Dinge wurzelnd, die Ehrfurcht vor der Macht, welche das Gesetz durchführt, vertreten wird.[204]

Klassenvorurteil […] Korpsgeist [… sind wohl auch nützlich; aber daneben geht] die Geneigtheit, alle gesellschaftlichen Einrichtungen nach ihrer Einwirkung auf die Klasseninteressen aufzufassen und die daraus entspringende Unfähigkeit, die Wirkungen derselben auf die Gesellschaft als ein Ganzes richtig zu schätzen.[205]

Ethisch betrachtet, hat es nie das geringste Anrecht zur Unterwerfung der Vielen unter die Wenigen gegeben, ausgenommen, wenn dieselbe die Wohlfahrt der Vielen gefördert hat.[206]

[Die Einsicht fehlt,] daß ein Verfall der Klassenmacht und eine Abnahme der Klassenauszeichnung von Fortschritten nicht nur im Leben der regierten, sondern auch der regierenden Klassen begleitet sein könne. […] Der Baron der Feudalzeit hätte sich nimmer die Möglichkeit gesellschaftlicher Einrichtungen vorgestellt, welche ihm weit dienlicher sein würden, als die so tapfer von ihm behaupteten Einrichtungen; noch auch erblickte er in letzteren die Ursachen seiner vielen Leiden und Unbequemlichkeiten. Hätte man ihm gesagt, daß ein Edelmann weit glücklicher ohne Burg mit Ringgraben und geheimen Gängen und Verließen für Gefangene sein könne; daß er sich größerer Sicherheit erfreuen würde ohne Zugbrücke und Fallgitter, Bewaffnete und Schildwachen, und

203 Vgl. ebenda, S. 150 und S. 149. Suttner formuliert lediglich Neben- in Hauptsätze um, hat jedoch am Beginn des Zitats das „sociologische Denken“ bei Spencer durch das „soziale Denken“ ersetzt.

204 Ebenda, S. 219. Die einzige Abweichung vom deutschen Original besteht auch hier darin, dass Suttner die „sociologische Wissenschaft“ durch die „soziale Wissenschaft“ ersetzt.

205 Ebenda, Zweiter Theil, S. 49–50.

206 Ebenda, S. 67. Im Original: „dass dieselbe“ (statt „wenn“).

weniger Gefahren ausgesetzt sein könne, wenn er keine Vasallen oder gedungene Söldner hätte, daß er reicher sein könne, ohne einen einzigen Hörigen zu besitzen – er würde diese Angabe für abgeschmackt bis zur Tollheit gefunden haben. […] Und doch ist der heutige Edelmann in seinem Landhaus sicherer als jener in seiner Burg, doch besitzt er (durch den Verlust der unmittelbaren Herrschaft über die Arbeiter) Bequemlichkeiten und Luxusgegenstände, von denen sein Vorfahre sich nichts träumen ließ.[207]

Die Annahme, daß es einer Nation möglich sei, in der Gestalt des Gesetzes etwas der verkörperten Vernunft Ähnliches zu erhalten, wenn sie selber nicht von einer entsprechenden Vernünftigkeit durchdrungen ist, beruht auf politischem Vorurteil.[208]

In der Repräsentativ-Versammlung selbst regieren die vielen Mittelmäßigkeiten die wenigen überlegenen Persönlichkeiten. Die Überlegenen sind genötigt, nur jene Ansichten auszusprechen, welche die Übrigen zu verstehen vermögen und müssen ihre besten und weitreichendsten Gedanken als solche, welche kein Gewicht haben würden, für sich behalten.[209]

Eine passende Denkgewohnheit bei dem Studium der Soziologie kann nur durch das Studium der Wissenschaften im Ganzen erworben werden. Denn die Soziologie ist eine Wissenschaft, welche die Erscheinungen aller anderen Wissenschaften umfaßt. Sie führt jene Notwendigkeit des Verhältnisses vor Augen, welche die abstrakten Wissenschaften behandeln; ebenso aber auch jenen Zusammenhang von Ursache und Wirkung, mit welche[m] die abstrakt-konkreten Wissenschaften den Forscher vertraut machen, und sie bietet jenes Zusammenwirken vieler Ursachen und die Erzeugung nebenher gehender Re-

207 Vgl. ebenda, S. 68 und S. 70. Spencers Conclusio im Original: „Der Pair unserer Tage weiss, dass er sich weit besser ohne Vertheidigungsmittel, Waffen, Gefolge und Leibeigene, als sein Vorfahr mit denselben, befindet. Sein Landhaus ist sicherer, als ein zinnenbewehrter Thurm, er ist sicherer unter seiner unbewaffneten Dienerschaft, als ein Feudalherr, umgeben von bewaffneten Leibwachen, war; er ist weniger in Gefahr, indem er ohne Waffen einhergeht, als es der gepanzerte Ritter mit Lanze und Schwert war. Obgleich es keine Vasallen mehr gibt, die für ihn zu kämpfen hätten, gibt es doch auch keinen Oberlehnsherrn, der ihn aufrufen darf, sein Leben in einem Streite, der nicht der seinige ist, zu opfern; obgleich er niemand zwingen kann zu arbeiten, macht ihn doch die Arbeit freier Menschen unendlich reicher als der ehemalige Herr von Leibeigenen war und gleichzeitig mit dem Verlust an unmittelbarer Herrschaft über die Arbeiter ist ein industrielles System erwachsen, welches ihn mit mannichfachen Bequemlichkeiten und Luxusgegenständen versieht, von denen jenem, welchem abhängige Arbeiter unterwürfig waren, nichts träumte.“ Ebenda, S. 69–70.

208 Ebenda, S. 111.

209 Ebenda, S. 110.

sultate dar, welche die konkreten, besonders aber die organischen Wissenschaften uns zeigen.[210]

Biologie liefert nicht nur der Soziologie angemessene Denkgewohnheit, sondern auch besondere Vorstellungen, welche als Schlüssel dienen.[211]

Als zweites nach der Biologie ist Psychologie zur Vorbereitung notwendig. Denn es ist gewiß, daß die Handlungen der Individuen von ihren Gefühlen abhängen. – Aus einem Gemeinwesen geht nichts hervor, was nicht aus dem Motiv eines Individuums oder aus den vereinten, ähnlichen Motiven vieler Individuen, oder aus dem Konflikt der vereinten, ähnlichen Motive Einiger, welche gewisse Interessen besitzen, mit den verschiedenen Motiven Anderer, deren Interessen verschieden sind, entspringt.[212]

(Vergleich mit der Eisenplatte.) Hier zur Linken ragt sie ein wenig hervor. Wie soll man sie flach machen? Natürlich, heißt es, indem man auf den hervorragenden Teil draufschlägt. Wir schlagen. Vergebens: die Hervorragung bleibt. Das ist nicht alles. Man sehe die Beugung, welche die Platte am anderen Rande erhalten. Statt den ursprünglichen Fehler abzustellen, haben wir einen neuen erzeugt. Ein im sogenannten ‚Planieren' geübter Arbeiter hätte uns sagen können, daß wir nur Unheil anrichten werden. Er würde uns gelehrt haben, verschieden gerichtete und eigens angebrachte Hammerschläge anderwärts zu geben und das Übel so nicht durch unmittelbare, sondern mittelbare Handlungen anzugreifen. Der erforderliche Prozeß ist weniger einfach als man dachte. Selbst eine Eisenplatte kann nicht mit Erfolg nach jenen schlichtverständlichen Methoden behandelt werden, auf welche man so viel Vertrauen setzt. ‚Meinst du, man könne leichter auf mir als auf einer Flöte spielen,'[213] fragte Hamlet. Ist die Menschheit leichter zu strecken als eine Eisenplatte?[214]

210 Ebenda, S. 145.

211 Vgl. ebenda, S. 158. Im Original: „Wissenschaftliche Schulung im allgemeinen und vor allem das Studium der Wissenschaft des Lebens ist also nothwendig. Doch ist letzteres ganz besonders erforderlich, weil die Vorstellungen der Continuität, Complication und Bedingtheit der Ursächlichkeit sowol wie die Vorstellung von der befruchtenden Ursächlichkeit der Biologie und der Sociologie gemeinsame Vorstellungen sind. Die Biologie bietet eine besonders geeignete Schulung aus dem Grunde dar, weil sie allein unter den Wissenschaften Vertrautheit mit diesen Grundvorstellungen erzeugt […]." Ebenda, S. 157–158.

212 In den ersten beiden Sätzen fasst Suttner Spencers u. a. am Beispiel der Psychologie der Geschlechter abgehandelte Grundüberzeugung zusammen, dass die Psyche das Handeln bestimme; vgl. ebenda, Kap. 15: „Vorbereitung in der Psychologie", S. 195–231; beginnend mit „Aus einem Gemeinwesen" wird im Original zitiert.

213 William Shakespeares Hamlet im Gespräch mit Güldenstern, III. Akt, 2. Szene.

214 Spencer, Einleitung in das Studium der Sociologie, Zweiter Theil, S. 85–86.

Nicht wahr, es nimmt Sie Wunder, aus jener entrückten Zeit so klare, weitblickende Anschauungen über ein Gebiet zu vernehmen, auf welchem, wie uns die überkommenen politischen Dokumente zeigen, so heillose Verwirrung herrschte. Doch diese staunende Überraschung kann man sich oft bereiten, wenn man in alten Schriften wühlt. Da sieht man, um wie vieles früher die Einsicht von den bestehenden Übeln eintritt, als deren Aufhebung. Eine Eichel braucht lange, um schattige Eiche zu werden, aber noch viel länger braucht die Idee, um sich als Institution zu erheben. Fast alle die Grundsätze – d. h. die erkannten wissenschaftlichen Wahrheiten –, auf welchen unsere heutigen öffentlichen Einrichtungen ruhen, sie finden sich in dem besagten Werke schon angeführt, und doch sehen wir zu Lebzeiten des Autors nicht eines seiner Prinzipien zur Direktive politischer Handlungsweise angenommen.

Lassen Sie uns das Chaos der damaligen Politik ein wenig untersuchen. Das meiste darin wird uns nach gegenwärtigen Begriffen schauderhaft oder lächerlich erscheinen, und obwohl wir wissen, daß die richtige Erkenntnis niemals schaudern und niemals lächeln soll – sondern verstehen; so wird uns die Abscheulichkeit und die Komik gewisser Zustände doch unwillkürlich in die Augen fallen.

Was sagen Sie z. B. d a z u ? Für die eingetriebenen Steuern ward dem Bürger allerlei geboten, was er brauchte und was er nicht brauchte: Verkehrswege, Straßenreinigung, Sicherheitswache, Theater, Kirchen, Zollämter, Gefängnisse und noch vieles mehr. Das Eine aber, was aus den Steuereinnahmen nicht bestritten wurde, was jeder Einzelne, wenn er es brauchte, erst extra zahlen mußte, das war d a s R e c h t . Dasjenige, was doch eigentlich die Haupterrungenschaft staatlichen Zusammenhaltens ist, nämlich der Schutz gegen Unterdrückung und Übervorteilung, den leistete der Staat nicht unentgeltlich, den mußte der Unterdrückte und Übervorteilte – falls er das Geld hierzu hatte – sich erst selber erkaufen. Das Endurteil in Streitigkeiten, welches zu wilden Zeiten von der Faustkraft der Streitenden, in späteren Epochen von Gottesgerichten abhing, zu dem konnte man im Maschinenzeitalter nur durch Geldausgaben gelangen. Der Richter wurde zwar nicht erkauft, aber die Prozeßführung verursachte schwere Kosten und wer neben erlittenem Unrecht auch noch an Geldmangel litt, der mußte auf die Aufrichtung seines Rechtes von vorneherein verzichten. Der Gedanke, daß bei einer zu gegenseitigem Schutz und zu allgemeiner Interessenförderung vereinten Körperschaft unentgeltliche Rechtshilfe geleistet werden müsse, dieser Gedanke existierte schon; auch besaßen die verschiedenen Privatvereine einen auf Vereinskosten besoldeten Rechtsanwalt, der jedes Mitglieds Sache ohne Entgelt zu vertreten hatte. In dem Verein der Vereine jedoch, dem Staat, war dieser Gedanke noch nicht verwirklicht; hier ward von den Vereinsgeldern, d. i. von den Steuern, keine Summe erübrigt, um allen Mitgliedern dasjenige zu sichern, was beinahe noch wertvoller ist als das Leben – weil ohne dasselbe das Leben unerträglich werden kann –, nämlich das Recht.

Und galt denn in den Augen des Staates das Leben selber des Bürgers als ein unantastbares, heiliges Gut? Ja, insofern es gegen die Angriffe der Mitbürger zu schützen

war; aber dem Machtgebot der Regierung gegenüber mußte jeder Mann auf den ersten Wink zum Erschossenwerden sich stellen. Man lächelte zwar zu den naiven orientalischen und chinesischen Schranzen, die auf Wunsch ihres Gebieters sich den Bauch aufschlitzten; aber wenn im Occident auf den Wunsch eines Zaren, eines Ministers, oder einer legislativen Versammlung ganze Regimenter, ganze Armeen – oder bei Landsturmaufruf – ganze Völker sich töten lassen gingen, so fand man das ganz natürlich.

Der Krieg ist überhaupt dasjenige, was unsern Abscheu am meisten weckt; was wir nur von der völligen Barbarei begreifen können, was wir aber so schwer mit dem übrigen Gesittungsgrade und der sonstigen Vorgeschrittenheit des Maschinenzeitalters in Einklang zu bringen vermögen. Diese Gesittung war aber nicht imstande, sich folgerichtig nach allen Seiten hin zu entwickeln und zu bethätigen, solange der Kriegsgeist noch in den Institutionen verkörpert war. Der Hauptgedanke des Staatswesens war nicht so sehr die Förderung der inneren Interessen, als der Schutz gegen äußeren Angriff. Letzterer – vorausgesetzt, daß ein solcher Angriff stattfindet – ist jedenfalls das Wichtigere. So lange die Thüre eines Hauses einfallenden Diebshorden offenstehet, muß ich erst daran denken, an diesem Thor zu wachen, ehe ich mir's im Innern mit meiner Familie bequem mache. Diese beiden verschiedenen Prinzipien des Wachens und des Bequemmachens, welche entgegengesetzte Denkungsart und entgegengesetzte Maßregeln erfordern, gleichzeitig zu vertreten, das war die Aufgabe der sogenannten Politik.

Daß die getriebene Politik also ein brodelndes Mischmasch, mitunter ein ekler Brei war, das darf uns nicht wundern. Was wir aber nicht fassen können, ist dies: Warum schlossen alle die nebeneinander wohnenden Völkerfamilien, die ja doch auf gleicher Kulturstufe standen, nicht den einfachen Vertrag, sich gegenseitig nicht anzugreifen, um so ganz und gar der inneren Bequemmachung leben zu können? Die einfallenden Diebeshorden, der grimme, räuberische Feind, gegen den jedes glaubte sich wehren zu müssen, der war ja garnicht vorhanden, denn jedes verwahrte sich feierlich gegen die Zumutung, daß es um anzugreifen in Mordbereitschaft stehe: es geschehe nur, um sich zu verteidigen. Der Unsinn einer Versammlung von fünf oder sechs waffenstrotzenden Leuten, die einander mit verdächtigen Blicken ansehen, messerwetzend, zähnefletschend, dabei aber versichernd, daß sie selber nicht die geringsten feindseligen Gefühle hegen, sondern nur zu äußerster Notwehr sich so verhielten, dieser Unsinn bildete den Untergrund aller sogenannten „diplomatischen Beziehungen".

Was war nun die Voraussetzung, welche bei gegenseitiger Friedensbeteuerung die gegenseitige Kriegsbereitschaft erheischte? Einfach: Lügenhaftigkeit. Man glaubte an die Aufrichtigkeit der Anderen nicht und man war selber nicht aufrichtig; und so finden wir auch, daß die Begriffe Falschheit, Ränke, List mit dem Worte „diplomatisch" sich deckten.

Zur Zeit, als die Völker noch nicht versicherten, daß sie friedlich gesinnt seien, als die Angriffskriege noch Eroberungszüge hießen, die der Welt als Gegenstand höchster Bewunderung hingestellt wurden, da bildete freilich eine große Wehrkraft den wichtigsten und stolzesten Besitz eines Staatswesens. Eines Tages aber standen die Dinge so: die Ursachen, aus welchen Kriege geführt wurden: Bereicherungslust, Handelseifersucht, Herrscherehrgeiz, Religionsstreitigkeiten, die hatten allmählich aufgehört; die Armeen aber, die im Lauf der Zeit gebildet worden, die waren da und ihnen zulieb mußte doch – wenn weiter auch keine Gründe vorlagen – gerauft werden. Ursprünglich waren die Heere entstanden, um den Anforderungen des Krieges zu genügen – später entstanden die Kriege um der Anforderungen des Heeres willen. Das scheint einen Zirkel zu bilden, aber ich will versuchen, Ihnen durch eine kleine Parabel diesen Vorgang zu erläutern.

Es war einmal ein großes Dorf mit strohgedeckten Häusern, in welchem ein ruhiges Völkchen wohnte. Nun geschah es, daß gerade unter jenem Himmelsstriche sehr häufig der Blitz in eine der Hütten schlug und dieselbe, samt den benachbarten, in Brand steckte. Es mußte eine Feuerwehr errichtet werden. Aber die Leute waren bequem und liebten es, zu Hause ihren kleinen Beschäftigungen und Künsten nachzugehen, mit welchen sie sich das Leben verschönten. Dieses Leben riskieren? Das mühsame Leitersteigen und Mauerhinaufklettern – Rettungssackhalten zwischen brennenden Balken? … Ach nein – was dich nicht brennt, das lösche nicht. Im eigenen Hause, wenn's sein muß – aber beim Nachbar? … Kurz, es wollte sich niemand zu dem Dienste melden. Aber in dem Dorfe gab es auch eine Autorität und so wurden die Leute einfach rekrutiert, assentiert, konscribiert, oder wie das Ding auf Deutsch heißt, gezwungen, der Feuerwehr beizutreten. Das ergab noch keine Begeisterung – obschon unter den Rekruten vielleicht auch einige sich fanden, die das Fest ihrer Einfangung mit ein paar überzähligen Gläsern Wein und Kokarden aus den Hüten begingen.

Die Feuerwehr war nun da und löschte die Brände. Ihr Stand ward zum angesehensten im Dorfe. Es war eine Ehre und ein Ruhm, Feuerlöscher zu sein; es knüpften sich Vorteile und Macht daran; Viele, die um des bloßen Löschens willen nicht mitgewirkt hätten, traten bei aus Ehrgeiz, aus Gewinn- oder Machtdurst. Und auch aus Tugend: denn alle Grund- und Lehrsätze zielten darauf hin, als die schönste und edelste Leidenschaft die Löschlust hinzustellen. Und so wurde denn mit Wonne drauflos gelöscht. Zum Glück fiel der Blitz noch immer oft in die Dächer und an Gelegenheiten zu Auszeichnung, zu gegenseitiger Beglückwünschung und Bewunderung mangelte es nicht.

Nach einer Zeit jedoch veränderten sich die meteorologischen Verhältnisse. Während man sonst auf tägliches Gewitter gefaßt sein konnte, schlug es immer seltener und seltener ein; endlich wuchsen ganze Generationen heran, ohne daß sich ein Blitzschlag wiederholte. War's jetzt mit der Löscherei zu Ende? O, nein – es kann

ja auch brennen ohne Blitz; es giebt ja Zündhölzer, die man unter ein Bund Stroh legen kann; man kann ja absichtlich recht nachlässig sein – Feuer auskommen lassen ist nicht schwer … und richtig: immer noch lohten die Brände und die tapferen Löscher konnten ihre Vorzüge entfalten. Das Feuerlegen ward endlich als Geschäft betrieben. Was in der übrigen Welt die Diplomaten und die Presse besorgten: das Zündstoffbereiten und das Schüren – das besorgten dort die Leute untereinander. Jeden, den geringsten Streit benutzten sie, um in das Nachbarhaus einen brennenden Klotz zu schleudern und das lobenswerte, nützliche Werk des Löschens konnte immer noch unter gegenseitiger Beglückwünschung, Auszeichnung und Bewunderung fortgeübt werden.

Daß die Vorteile des Nichtanzündens diejenigen des Löschens weit übertroffen hätten, das sahen die Feuerwehrleute nicht ein und konnten es auch nicht einsehen; denn für sie wäre dabei alles verloren, sie mußten das Aufhören des Brandes für einen Traum erklären und – „nicht einmal ein schöner Traum".[215]

In gleichem Stadium befand sich im Maschinenzeitalter die Frage von Krieg und Frieden. Eigentlich viel schroffer noch als in dieser Parabel; denn das Löschhandwerk ist doch an sich nichts so Grauenhaftes, nichts den übrigen Gefühlen so Widersprechendes wie das Mordhandwerk. – Töten – Töten – Töten … wir begreifen nicht, daß der Sinn dieses Wortes, der doch in den Blättern der damals geltenden menschlichen und göttlichen Gesetzbücher so tiefen Abscheu weckte, seines ganzen Schauders, seiner ganzen Verbrecherhaftigkeit verlustig ging, sobald der Krieg im Spiele war. Das zeigt, wie dröhnend laut und unausgesetzt, von ältesten Zeiten her, neben dem Worte Krieg die Worte Heldentum, Macht, Glanz, Tugend, Ehre, Pflicht erschallten und die anderen, daran haftenden Vorstellungen verdrängten. Zur Zeit des Maschinenzeitalters war jener Blitz auch schon immer seltener und seltener eingeschlagen; denn was diesem elementaren Ereignis entspricht, das waren namentlich die wilden Horden feindlicher Raubvölker: Avaren, Hunnen, Vikinger, die in den Uranfängen der europäischen Geschichte sengend, plündernd und mordend das Land überfielen. Später kam die Rolle des verheerenden Blitzes den einzelnen Führern und Herrschern zu, die in sogenannten „Siegeszügen" die durchstreiften und durchwüsteten Gebiete ihren Reichen einverleibten. Von diesen letzteren ragten noch die Spuren ins Maschinenzeitalter hinein: noch erhob sich der Triumphbogen des Korsen Bonaparte, der Bewunderung der Völker hingestellt.

Gegen solchen Blitzschlag war man auch noch immer nicht sicher, so lange den einzelnen Throninhabern das Recht und die Macht belassen ward, mit Einem Be-

215 Vom preußischen Generalfeldmarschall und Chef des Generalstabes Helmuth von Moltke stammt der oft zitierte Aphorismus: „Der ewige Friede ist ein Traum und zwar nicht einmal ein schöner Traum. Der Krieg ist ein Element der von Gott eingesetzten Ordnung. Die edelsten Tugenden des Menschen entfalten sich daselbst: der Mut und die Entsagung, die treue Pflichterfüllung und der Geist der Aufopferung. Der Soldat gibt sein Leben hin. Ohne den Krieg würde die Welt in Fäulnis geraten und sich im Materialismus verlieren." (Vgl. Johann Casper Bluntschli: Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Bd. 3: Die deutsche Periode. Hälfte 2. Heidelberg 1861–1881. Nördlingen: Beck 1884, S. 473.)

fehlswort das ganze Land unter die Waffen zu rufen und die Bewaffneten alle über die Grenze zu schicken. Der Zar hätte nur zu winken gebraucht und Europa war in Brand. Also: „Feuerwehr bereit!" Daß die Abschaffung der Möglichkeit zu einem solchen Feuerwink ein einfacheres Procédé gewesen wäre als die Löschbereitschaft, das wollte man auch nicht einsehen.

Die Herrscher jedoch winkten nicht. Sie waren doch auch Söhne ihrer Zeit und daher der Wildheit entwachsen; keiner wollte das Verbrechen begehen und verantworten, aus keinem anderen Grunde denn aus Kriegs- und Eroberungslust, die Fehde zu erklären; und von jedem Regenten, anläßlich jeder Thronrede konnte man hören, daß er persönlich nichts sehnlicher wünsche, als den Frieden zu erhalten – nur für den Fall, als der Nachbar anfinge … oder für den Fall, als die Ehre, als die Würde des Landes es erheischten … dann allerdings wollen wir usw. „Hurrah," ruft das Volk, von solcher Sprache hingerissen, „es lebe unser friedfertiger Fürst, es lebe unser erhabener Kriegsherr!"

Dieses war aber nunmehr der gefährlichste Zündstoff: die Frage der nationalen Ehre. Nicht um einen Markknochen, wie unsere ersten Vorfahren, die Höhlenbewohner, nicht um den Besitz von Weibern, von Länderstrichen, nicht um ein Glaubensbekenntnis oder einen Handelsvertrag aufzuzwängen, fielen nunmehr die Menschen übereinander her, sondern um ihre Ehre und Würde zu wahren. Ein paar gewechselte Unhöflichkeiten, Verdächtigungen, Mißverständnisse, das genügte, um den Grund – mitunter auch nur den Vorwand – zur Kriegserklärung abzugeben. Materielle d. h. also wirkliche Ursachen zum Dreinschlagen hatten die Völker nicht mehr; bloß die moralischen, welche doch nur anläßlich der materiellen und zur Verstärkung derselben entstanden und großgezogen waren, wirkten fort. Mittels Empfindung wurde das Kriegsprinzip am Leben erhalten, mittels Empfindelei zur Bethätigung gebracht. Überall witterte man Beleidigungen, Provokationen; gegenseitig schuldigte man sich der Absicht an, anfangen zu wollen; jeder hielt sich zu der prahlerischen Beteuerung genötigt, daß, wenn der Andere anfinge, er mit größtem Vergnügen, mit Siegesgewißheit, mit Begeisterung bereit wäre, den so gewissenlos geschleuderten Handschuh aufzuheben. „Anfangen wollen" galt wohl als beleidigende Zumutung, aber etwa zurückweichen – das wäre eine schimpfliche Zumutung gewesen. Man wird sich doch nicht demütigen; man wird doch seinem „Prestige" nichts vergeben, man wird sich doch nicht auf den Fuß treten lassen …

Der Krieg im Maschinenzeitalter verhielt sich zu dem Kriege früherer Zeiten, wie das geregelte „ritterliche Duell" zum ursprünglichen Kampf. Das Streitobjekt, um welches zwei raufende Wilde – oder zwei raufende Horden – sich balgten, war doch thatsächlich vorhanden und fiel als Siegesbeute dem Stärkeren zu; im Duell hingegen handelte es sich nur noch um den Sieg und nicht mehr um die Beute; selbst der Sieg kam erst in zweiter Linie – die Hauptsache war das „Sichschlagen". Das eigentliche Objekt des Duells war die Ehre und so wurden die Worte „*affaire d'honneur*", „Ehrenhandel", auch mit Zweikampf gleichbedeutend. Die Ehre knüpfte sich nicht,

wie anfänglich, an den Ausgang des Streites; sie bildete sich zum Gegenstand desselben aus; es wurde „um die Ehre“ sich geschlagen, und das Schlagen selber war für beide Teile – für den Beleidigten und Beleidiger, für den Sieger und den Besiegten – gleich ehrenvoll.

Es versteht sich, daß in derjenigen Klasse von Menschen, unter welchen das „*point d'honneur*“ am meisten Geltung hatte, also in der Adelsklasse, auch das Duell am üppigsten gedeihte [!]. Da gab es eine Zeit, wo Der kein richtiger Kavalier war, der nicht ein paar Degenhiebe und ein paar Pistolenschüsse mit Standesgenossen getauscht hätte; und so genügte der geringste Anlaß – ein schiefer Blick, ein zufälliger Fußtritt, ein anzügliches Wort – um eine Herausforderung ergehen zu lassen; und die Abweisung einer solchen – sei dieselbe noch so grundlos – war ganz außer Frage. Je leichter Einer beleidigte, und je schneller er bereit war, „vom Leder zu ziehen“, für desto edelmännischer galt seine Gesinnung. Das Gut des Lebens als das geringste der Güter zu achten, bildete ja den Hauptgrundsatz des ritterlichen Ehrenkodex!

Das Duell war übrigens im Maschinenzeitalter eine bereits in Abnahme befindliche Institution. Allgemein begann man dessen Unsinnigkeit einzusehen; man erkannte es als ein Vorurteil, dem man sich nur unwillig fügte; in England war es schon verschwunden und auch in den übrigen Ländern trat es immer seltener und seltener auf. Aber der ganze Geist des Duells lebte in Sachen des Krieges fort. Dieselbe Kitzlichkeit des Ehrgefühls zwischen den Nationen, wie zwischen rauflustigen jungen Edelleuten; dieselbe Sucht, in seiner Lebensgeschichte ein paar Ehrenhändel verzeichnet zu haben; dieselbe Unmöglichkeit, eine Herausforderung abzulehnen. Dasselbe Mißverhältnis auch zwischen erlittenem Unrecht und zu erlangender Genugthuung – denn was konnte der Krieg wieder gut machen? Auch hier handelte es sich um die Beute in letzter, um den Sieg in zweiter, um das „Sichschlagen“ in erster Linie. Und dasselbe – vielmehr das noch hunderttausendfach vergrößerte – Mißverhältnis zwischen dem eingesetzten Wagnis und dem zu erzielenden Erfolg; auch hier mußte Blut fließen und zwar in Strömen; daneben noch Saaten zertreten, Dörfer und Städte eingeäschert werden; auch hier mußten diese Güter alle, besonders das Gut des Lebens, als gering, als nichts geachtet werden; denn daß die Existenz des einzelnen Bürgers zu Kriegszeiten gleich Null sei, das war ja der Hauptgrundsatz des p a t r i o t i s c h e n Kodex.

Der einzige wirkliche Gewinn, welcher sich an das Bekriegen knüpfte – wie übrigens an das Duellieren auch – war die Befriedigung des Hasses. Daher der Nationalhaß eine der bestgepflegten Grundlagen des Patriotismus. Genügenden Haß für jeden folgenden Krieg gaben die Erinnerungen des letztvergangenen Krieges ab. Von allen den begangenen Greueln brachte man die selbstbegangenen auf Rechnung erfüllter Soldatenpflicht, und die des Feindes – des bösen „Erbfeindes“ – auf Rechnung seiner Rohheit. Der Groll und der Rachedurst der Besiegten konnte nicht anders befriedigt, die unerträgliche Großsprecherei des Siegers konnte nicht anders bestraft werden, als durch neues Dreinhauen. Und so wurden denn die Völkerduelle

munter drauflos geschlagen. Die Leute nannten das „frischen, fröhlichen Krieg" und marschierten unter klingendem Spiel und flatternden Fahnen hinein.

Dem Widersinn des Privatzweikampfes begann man sich zu widersetzen; den Widersinn des Völkerzweikampfes, den sah man nicht. Noch weniger sah man dessen Verbrecherhaftigkeit: stolz und prahlerisch, herausfordernd und krittlich – echt krakehlermäßig – standen sich die waffenstrotzenden, kampfgeübten Völker gegenüber, gewärtig, bei dem geringsten Anlaß, um vom „Leder zu ziehen". Die Wucht des so bereitwillig gezogenen Schwertes wurde aber – immer gewaltiger und gewaltiger. Denn es verkörperte sich nicht mehr in einer mit mehr oder minder Geschick geschwungenen Klinge, sondern in unabsehbaren Zügen feuerspeiender Maschinen; in auf immer größere Entfernung geschleuderten todgefüllten Bomben, die dort, wo sie einfielen, immer weitere Vernichtungskreise zogen. Durch die Lüfte, in stets höheren Bogen, unter dem Wasser, mit stets wachsender Sprengkraft flogen die Granaten, schwammen die Torpedos; mit zunehmender Leichtigkeit und Schnelligkeit stürzten die Brücken in den Abgrund, flogen die Schiffe in die Luft, fielen die Mauern dröhnend zu Schutt; in immer riesigeren Haufen thürmten sich die Leichen; immer dicker qualmten die pest- und cholerabrauenden Dünste; immer gellender klang der Schmerzensschrei der in Wundenqual sich windenden Männer, der um ihr Liebstes beraubten Weiber … Und wie nannten diese Rasenden ihr Zeitalter? – es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre – das Zeitalter der Gesittung und der Menschlichkeit.

Es drohte noch fürchterlicher zu kommen. Mit den sich stets mehrenden Erfindungen, mit der Entdeckung immer mächtigerer Sprengstoffe, mit der schließlichen Bewältigung der Elektrizität zu strategischen Zwecken wurden die Kriege zu derart vernichtenden Katastrophen, daß sie sich zu den Feldzügen früherer Zeit etwa so verhielten, wie der Telegraph zur Fußpost.

Die Folge von dieser Riesenhaftigkeit des Krieges war – sein Ende. Da von beiden Gegnern jeder nur vom Leder zu ziehen brauchte, um den anderen in einer halben Stunde mit mathematischer Sicherheit zu „nichts" zu zerreiben und zu derselben Substanz zerrieben zu werden; da daher jedes Völkerduell dem bekannten Kampf der beiden Wüstenlöwen gleichgekommen wäre, die sich gegenseitig so vollständig aufgezehrt, daß nur ihre zwei Schweife im Sande liegen blieben, da also keine Auszeichnung, kein befriedigter Haß, kein Sieg am Ausgang des Krieges winkte, wurde er nicht mehr geführt.

Doch dies gehört nicht hierher; die Ereignisse und Entwicklungen, die in einer spätern Epoche liegen, sollen nicht in unsere Betrachtung gezogen werden. Was wir hier zu behandeln haben, ist der Stand der damaligen politischen Zustände, und wenn dabei so viel von Krieg die Rede ist, so hat dies darin seinen Grund, daß von allen politischen Fragen die militärische die wichtigste und vornehmste war. Des Landes Wehrkraft war des Landes höchster Stolz. Der Krieg wurde als der eigentliche geschichtemachende Faktor betrachtet und alle übrigen Interessen verhielten sich

zu diesem Mittelpunktinteresse, wie die Planetoiden sich zur Sonne verhalten. Der innere Widerspruch, der zwischen dem Geiste der Feindseligkeit und dem Geiste der Friedfertigkeit liegt, von welchem der eine das Leben jedes Staates nach außen, der andere dessen Leben nach innen regeln sollte, dieser Widerspruch war die Ursache, daß die Politik sich nicht zur Wissenschaft erheben konnte – denn eine solche baut sich nur auf der Grundlage unantastbarer, jeden Widerspruch ausschließender Wahrheiten auf –; und war auch die Ursache, daß alle diplomatische, legislative, parlamentarische, kurz politische Weisheit mehr oder minder – Quacksalberei war. Nicht das durch wissenschaftliche Untersuchung und Erfahrung erkannte Verhältnis der Dinge wurde als Richtschnur der anzuwendenden Maßregeln genommen, sondern die jeweiligen Impulse und Einfälle, Vermutungen und Wünsche einer soziologisch ungeschulten Mehrheit.

Wahrlich, wenn es Wahnwitz war, der Willkür eines Autokraten die Leitung des ganzen Volkes zu überlassen, so war es keine viel geringere Thorheit, diese Leitung in die Hände einer bunt zusammengewürfelten Menge zu legen, die da auf gut Glück ihre Edikte erließ. Das Prinzip der Arbeitsteilung, welches allein Vervollkommnung herbeiführt, war in Sachen des Gesellschaftsorganismus noch nicht zu genügender Geltung gelangt: nicht jedes Gebiet hatte seine sachverständigen Lenker, sondern es entschieden die Vielen über vieles, um nicht zu sagen, Alle über alles. Die Finanzen und der Kultus, der Ackerbau und der Unterricht, das Verkehrs-, Zoll- und Steuerwesen, die Armee und die Marine, der Handel und die Gewerbe, die öffentliche Gesundheit und die öffentliche Sittlichkeit: alles das war das Geschäft der Regierung, welch letztere aus Leuten hervorging, die von dem Tage an, als ihr Name der Wahlurne entstieg, berechtigt waren – und dem konstitutionellen Aberglauben für befähigt galten – über sämtliche obigen Fragen mitzureden und mitzuentscheiden. Nun sprach und stimmte jeder nach seiner sogenannten Farbe. Ein Aggregat von Gefühlen und Vorurteilen, gemischt mit ein paar „praktischen Erfahrungen", bildete eines Jeden politische Meinung, der zufolge er sich zu dieser oder jener Partei schlug; und vom Gesichtspunkt der Klassen- und Rasseninteressen dieser Partei aus wurden dann sämtliche Fragen behandelt.

Von dem schönen Einklang, der in den repräsentativen Versammlungen herrschte, kann man sich einen Begriff machen, wenn man die Fraktionen betrachtet, in welche dieselben gespalten waren. Nehmen wir nur als Beispiel vorerst den österreichischen Staat, da derselbe durch seine Nationalitätenvermengung die bunteste Mannigfaltigkeit der Parteien auszuweisen hat. Da gab es „Deutsche", „Deutschösterreichische", „Deutschnationale", „Zentrum", „Rechtes Zentrum", „Polenklub", „Czeskyklub", „Ruthenenklub", „Trentinoklub", „Nationalitätenpartei", „Kroatenpartei", „Regierungspartei", „Unabhängigkeitspartei", „gemäßigte Opposition", „Antisemiten". Oder betrachten Sie in Frankreich die Republikaner und Royalisten, Imperialisten, Orleanisten, Kommunisten, Revanchisten[216] … es wird Einem ganz schwindelig dabei.

216 In der ersten Auflage sind an dieser Stelle zusätzlich die Anarchisten angeführt.

Ich überlasse es Ihrem Scharfsinn, zu ermessen, wie viel objektive Wahrheit aus den subjektiv geführten Verhandlungen dieser widerstreitenden Gruppen hervorgehen konnte. Ein hübsches Resultat nationalökonomischer Weisheit wäre z. B. erzielt worden, wenn man Handelsgesetze im Geiste der „Antisemiten" erlassen hätte, die da beantragten, daß den Juden dieser oder jener Industriezweig verboten werde.

Ich sehe aus Ihren Mienen, daß Ihnen das Wort „Antisemit" als Bezeichnung einer politischen Partei nicht recht verständlich ist. Wie konnte denn, so fragen Sie, die Feindschaft gegen einen Bruchteil der Bevölkerung ein Banner abgeben, unter dem für das Wohl des gesamten Volkes gewirkt werden sollte? Judenhaß – der Begriff ist Ihnen nicht fremd; die Chroniken des entrückten Mittelalters haben Ihnen ja zur Genüge von dem finstern und barbarischen Wahn berichtet, der die grausamen Judenhetzen zur Folge hatte; und nach alledem, was Sie aus älterer Zeit von den Gewaltthaten wissen, welche der religiöse Fanatismus, verbunden mit Unwissenheit und Rohheit, gebiert, sind Ihnen die antisemitischen Bewegungen des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts nichts Rätselhaftes; – was konnte aber dieser Begriff mitten in den gesetzgebenden Körpern des neunzehnten Jahrhunderts suchen, wo doch der Satz „Vor dem Gesetze sind Alle gleich" die Grundlage des Rechtes abgab?

Wohl haben Sie recht, so zu fragen. Auch zu jener Zeit gab es Viele, welche immer wieder mit Staunen und Entrüstung dieselbe Frage hinausriefen: Wie ist dies in unserem menschlichen und aufgeklärten Jahrhundert nur möglich! Wir, von der Höhe unserer Zeit, könnten freilich darauf sagen: Euer Jahrhundert, ihr guten Leute, ist eben weder menschlich noch aufgeklärt – es leben nur schon ein paar aufgeklärte Menschen drin. Ein Schandfleck ist's für unser Jahrhundert – fuhren jene fort, die da wähnten in einer hochentwickelten Kulturepoche zu stehen – ein Rest wilder Barbarei, religiösen Wahnes! … Aber diese letzteren Anschuldigungen wußten die Antisemiten des Maschinenzeitalters von sich zu wälzen und mit den blinden Fanatikern des Mittelalters wollten sie nichts gemein haben; sie wollten ihrem Standpunkt den Schein einer gewissen Aufgeklärtheit und Wissenschaftlichkeit geben und hatten folgendes Cliché gefunden: Nicht der Religion, sondern der Rasse gelten unsere Angriffe. Für die Gelehrtthuenden unter ihnen wurde dieser Satz mit endlosen ethnographischen und anthropologischen Floskeln umrankt, wo es von Ariern, Turanern und Indogermanen wimmelte; für den Gebrauch der schlichteren Klassen wurde er in den hübschen, volkstümlichen Vers gebracht:

> Was der Jude glaubt, ist einerlei,
> In der Rasse liegt die Schweinerei.

Daß der Rassenhaß ebenso verwerflich ist wie der religiöse, das sahen die Semitenfeinde nicht ein. Ja, der naive Abscheu eines fanatisch gläubigen Christen, der da meinte, in dem Juden einen von Gottes Fluch getroffenen Menschheitsauswurf zu sehen, den Abkömmling der verruchten Heilandsmörder, den Schlächter von Christenkindern, den tückischen Vergifter der Brunnen – dieser Abscheu war, wenngleich ungebildeter, so doch natürlicher, von seinem Standpunkt aus berechtigter

und in seinen Motiven und Zielen aufrichtiger, als der mit einem Apparat von archäologischen und national-ökonomischen Betrachtungen umgebene politische Antisemitismus, welcher diesen Apparat nur gebrauchte, um seine uneingestehbaren Motive und Ziele zu verbergen. Nein, nein:

> „Warum der Christ verfolgt, ist einerlei,
> In der Verfolgung liegt – sagen wir – die Barbarei."[217]

Es würde mich zu weit führen, wollte ich Ihnen hier Näheres über die ganze Bewegung mitteilen. Auch über deren Aufhören kommt es mir nicht zu, zu sprechen – Sie wissen, daß die „Frage" nicht gelöst wurde, sondern daß sie verschwand – das ist ja so aller geschichtlichen gordischen Knoten Ende –: Juden und Christen oder, um im Stile der Zeit zu reden, Semiten und Arier, welche schon damals anfingen, untereinander zu heiraten, vermischten sich endlich so sehr, daß die kleinere Rasse in die größere aufging; und da keine Juden mehr da waren, war's auch mit der Judenfrage aus.

Doch das gehört nicht hierher. Was in unserer gegenwärtigen Untersuchung an der Sache zu beleuchten ist, ist dieses: Auf welcher primitiven Entwicklungsstufe muß die Gesellschaftswissenschaft gestanden sein, wenn diejenige Gewalt, der die Lenkung der Gesellschaft anvertraut war, zum Teil in die Hände Solcher gelegt ward, die als Zeugnis ihrer Fähigkeiten, ihrer Tendenzen keinen anderen Titel auszuweisen fanden als ihr bischen [!] gehässiges Vorurteil. Der Herr Abgeordnete soll mitentscheiden, wie der Reichtum des Landes verwaltet, wie der Unterricht geleitet, wie das Recht verteidigt, die Ordnung erhalten werden solle … „Warum nicht? Das alles wird er gewiß auf die vernünftigste und zweckentsprechendste Weise thun, er ist ja – Doktor der Soziologie?" „Warum nicht gar – diesen Grad giebt es nicht, Soziologie ist überhaupt etwas Verdächtiges, haben wir dagegen nicht das Sozialistengesetz erfunden? – Nein, er ist Antisemit." – „Was in aller Welt hat denn das mit den vorgenannten Angelegenheiten zu schaffen?" – „Das ist doch klar: jene Angelegenheiten gehören zur Politik; Antisemitismus aber ist eine politische Partei; folglich ist der in Frage stehende Herr Abgeordnete ein Politiker, und als solcher in politischen Dingen kompetent."

Vor dieser Logik muß man sich verneigen. Sie zeigt uns nur, wie weit noch jene bessere Zukunft entfernt lag, in der an der Spitze des Staates nur mehr bewährte Soziologen stehen sollten – gerade so wie damals an Sternwarten nur Astronomen und an Spitälern nur Ärzte walten durften –; jene Zukunft, wo an Stelle der dem Parteigeist und der Leidenschaft überlassenen Politik, die objektiv klar und sicher vorbedenkende Gesellschafts-Wissenschaft obwalten würde; – wo die ganze „Politik" zu dem herabsinken sollte, was damals die Magie schon war: eine veraltete Kunst.

217 Das Diktum stammt wahrscheinlich von Bertha von Suttner und ist in ihrem Roman *Maschinenzeitalter* erstmals schriftlich belegt.

Der Jugendunterricht

Von Bertha von Suttner[218]

Ehe ich in meinen Vorträgen fortfahre, muß ich noch die Gründe betonen, die mich bewogen haben, die bezeichnete Epoche zum Gegenstande unseres Studiums zu wählen. Ich weiß ganz gut, daß Sie mir den Vorwurf machen können, ich hätte mir da eine ereignislose und – man könnte fast sagen – charakterlose Zeit ausgesucht, welche weder kulturelle Umwälzungen, noch irgendwelche besonders hervorstechende Züge aufzuweisen hat. Entweder hätte ich weiter zurückgreifen sollen, – zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts z. B., wo in der großen französischen Revolution eine alte Gesellschaftsform zusammenbrach; oder aber weiter vorwärts, in eine Zeit, wo jene großartigen Ereignisse – die ich hier nicht näher bezeichnen darf – dasjenige erfüllt hatten, was damals erst als Furcht und Hoffnung vereinzelten Geistern vorschwebte, und wo die damals schon überlebten, aber noch bestehenden Zustände schon endgiltig verschwunden waren. Aber ich gehe von der Ansicht aus, daß es lehrreicher und interessanter ist, die sogenannten „Übergangsperioden" zu studieren, in welchen sich die künftigen Ereignisse langsam, aber doch fühlbar vorbereiten – lehrreicher, als das rasche Abspielen dieser Ereignisse selber zum Gegenstand dramatisch bewegter Schilderungen zu machen. Und für uns, die wir wissen, welchen Verlauf die nachherigen Kämpfe genommen haben, und wissen, wie bald und vollständig die meisten damals herrschenden Einrichtungen und Ideen neuen – teils angebahnten, teils ganz ungeahnten – Einrichtungen und Ideen Platz gemacht haben; für uns ist es doppelt interessant, uns in jene Epoche zurückzuversetzen, wo so vieles dem nahen Untergang Geweihtes noch so weitverbreitet und scheinbar festgewurzelt dastand … Haben Sie beobachtet, wie, im Monat April, manche Bäume, die an allen Zweigen schwellende Knöspchen tragen, noch mit dem dürren Laub des Vorjahres dicht behangen sind? Von einiger Entfernung gesehen, zeigt eine Gruppe solcher Bäume Farbe und Charakter des Herbstes; zahlreicher, größer, auffälliger als die jungen Triebe sind die welken Blätter und daher sind es diese, die der Baumgruppe den Stempel verliehen. Ebenso in der Geschichte: die Epoche, welcher unser Kursus gilt, war ein so herbstlich belaubter April; betrachten wir also jenes Bild, wie es sich den Zeitgenossen bot – ehe es von tosenden Frühlingsstürmen gänzlich verwandelt worden –, und vergessen nur dabei nicht, daß der Charakter des Bildes auf einer Täuschung beruht, da er dem Charakter der Jahreszeit nicht entspricht: wenn wir die über das ganze damalige Europa ausgebreiteten veralteten Bräuche, Gesetze, Anschauungen betrachten, die mit ihrer gelben Fülle alle schüchternen grünen Sprößchen überdecken, so lassen Sie uns dabei denken – Herbstlaub im April!

218 Bertha von Suttner: Das Maschinenzeitalter. Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit. Nachdruck der 3. Aufl. von 1899. Düsseldorf: Zwiebelzwerg 1983, S. 34–66.

CC BY NC ND

Bertha von Suttner: Der Jugendunterricht. In: LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 10 (2017), Sonderband 4: Bertha von Suttner als Soziologin. Hrsg. von Eveline Thalmann, S. 62–82:
http://lithes.uni-graz.at/lithes/17_sonderbd_4.html
DOI: 10.25364/07.10:2017.SB4.3

Mein heutiger Vortrag gilt einer besonders verdorrten Gattung jenes Blätterwerks, welche ein gar großes Gebiet durchraschelte: ich meine den Schulunterricht. – Ich habe mir Lehrbücher und Schulprogramme aus den 1880er Jahren hergeholt und wenn ich dieselben mit den gleichzeitig vorhandenen – nicht für die Jugend bestimmten – wissenschaftlichen Werken vergleiche, so tritt hieran die Herbstlaubtheorie am deutlichsten hervor. Nichts war zu welk und zu dürr, um offiziell gelehrt zu werden. Im grellsten Widerspruch zu den Ergebnissen des frischen geistigen Treibens der Gegenwart standen die aus grauer Vergangenheit überkommenen Lehren, welche dem jungen Geschlechte obligatorisch beigebracht wurden und welche von diesem, sofern es auch lebendige Sproßkraft besaß, später erst wieder abgeschüttelt werden mußten.

Dieser Gegensatz erklärt sich leicht: die Forschung war frei, der Unterricht an behördliche Programme gebunden; die Beiden konnten daher nicht gleichen Schritt halten. Der Zwang schließt das Wachstum aus. Nicht nur die Entfaltung neuen Lebens hindert jegliche Routine, sondern, was schlimmer ist, sie hindert das Absterben des Hinfälligen und das Wegräumen des Abgestorbenen. Tote Sprachen, tote Dogmen, tote Mythen – das nahm auf jenen Programmen den größten Platz ein; für die Bewegung des modernen Wissens blieb gar kein Raum. Wollte man den Kulturzustand jener Zeit nur nach ihren Schulbüchern beurteilen, so könnte man von den frühlingssprossenden Geistestrieben, die doch schon so mächtig anschwellten, nicht den leisesten grünen Hauch entdecken. Das Gelehrte stand hinter dem Gewußten um hundert Jahre zurück. Nicht so sehr in Bezug auf die Thatsachen der exakten Wissenschaften – hier mußte den neuern Entdeckungen mitunter Rechnung getragen werden –, als in Bezug auf die diesen Thatsachen entspringenden Folgerungen. Der Geist des Unterrichts war noch gefesselter, noch altertümlicher als dessen Stoff. Während z. B. die Entwicklungslehre, welche allmählich alle Wissenszweige zu durchdringen begann, eine ganz neue Weltanschauung schuf, der sich die bedeutendsten Geister enthusiastisch anschlossen, ward diese Idee in den Schulen ganz totgeschwiegen. Dort ging man von dem Grundsatze aus, daß die Welt und Alles, was in ihr enthalten ist, als fertige Schöpfung ins Leben getreten sei. Dieses Fertige mit Systemen, die sich ebenfalls als fertig hinstellten, zu erklären, war die Aufgabe der Schule. Dem Schüler ging niemals eine Ahnung davon auf, daß die Dinge, von welchen die Wissenschaften handeln – Erde, Sprache, Moral, Thier-, Pflanzen- und Mineralreich – langsam entstandene, tausendfach umgewandelte und zu neuen Umwandlungen bestimmte Erscheinungen seien; und noch weniger dämmerte ihm der Verdacht, daß auch die Erkenntnis dieser Dinge eine noch unvollständige, änderungsfähige und erweiterungsbedürftige sein könne … Das Fundamentdogma für den Lernenden war, daß es nichts Unbekanntes giebt – die Schule war der Born der Gewißheit; es handelte sich nur darum, recht fleißig zu schöpfen. Den ganzen Vorrat konnte ein Einzelner natürlich nicht in sich aufnehmen, aber jeder aus diesem allhältigen Born geholte Tropfen war ein Tropfen der Weisheit und Wahrheit. Unfehlbarkeit ist nämlich das Attribut, welches jede eingesetzte Macht für sich

beansprucht, und so finden wir den Unfehlbarkeitston nicht nur in den päpstlichen Bullen und staatlichen Erlassen, sondern in jedem kleinsten, „zur Einführung in die Volksschulen genehmigten" *Leitfaden* angeschlagen. Die blödesten Fabeln, die von der zeitgenössischen Kritik längst als haltlos erkannten kindischsten Überlieferungen werden da in apodiktischer, einen möglichen Zweifel garnicht zulassender Weise vorgetragen, wie eine solche eigentlich nur den mathematischen Lehrsätzen zukäme.

Besonders erbaulich erscheint es, wenn die gelehrten Wahrheiten je nach der politischen, nationalen oder religiösen Zugehörigkeit der betreffenden Gemeinde mit wechselndem Inhalt, aber in stets gleicher Sicherheitsform auftreten. Als Beleg hierfür kann ich Ihnen folgendes Inserat vorzeigen, das ich in einer damaligen Zeitschrift gefunden habe: „Realienbuch für Volksschulen von Rektor Karl A. K[rüger]. Siebente verbesserte Auflage. Inhalt: Bilder aus der Geschichte. Naturlehre usw. 1) Ausgabe für katholische Schulen. 2) Ausgabe für evangelische Schulen. 3) Ausgabe für Schulen beider Konfessionen." Von diesen drei Darstellungen mußten wenigstens zwei – vermutlich alle drei – falsch sein, und Falsches zu lehren, war also nicht nur erlaubt, sondern geboten. Dieser Gedanke erfüllt uns, die wir dem Sittengesetze der Wahrhaftigkeit unterstehen, mit Schaudern – mit dem gleichen Schaudern, welches die damalige Welt etwa vor Menschenfresserei und ähnlichen Wildheiten empfand. Aber daß es ein Verbrechen an dem erhabensten Gute der Menschheit, nämlich an der Erkenntnis, sei, etwas Ungewußtes als gewußt oder zwei sich gegenseitig aufhebende Dinge neben einander als wahr zu lehren, davon mangelte dem damaligen Schulgewissen die Einsicht. Das Wort Laplaces: „Was wir wissen, ist wenig, was wir nicht wissen, ist unendlich,"[219] welches auf dem Giebelfeld späterer Universitäten eingegraben wurde, fand damals bei den Pädagogen noch ebenso wenig Anwendung wie bei den Theologen – beider Wahlspruch lautete: „Wir wissen Alles."

Die Erkenntnis war ja eigentlich auch nicht der unmittelbare Zweck des öffentlichen Lernens. Was der Staat heranbilden wollte, waren Staatsdiener und nicht Weltweise. Die Tugenden, die sein Unterricht einpflanzen sollte, waren in erster Linie Bürgertugenden, und so geschah es, daß, wenn draußen in der freien Gemeinde des Forschertums neue Entdeckungen auftauchten und sich die Frage aufdrängte, ob sie in der Schule gelehrt werden sollten oder nicht, diese Frage nicht nach dem Maßstab der wissenschaftlichen Begründung der betreffenden Lehren, sondern nach demjenigen ihrer vermeintlichen Gefahr oder Nützlichkeit erwogen wurde. Ich habe Dokumente in Händen gehabt, aus welchen ersichtlich ist, daß

219 Dies soll Pierre-Simon Laplace auf seinem Totenbett geäußert haben. (Vgl. Volksconversationslexikon. Umfassendes Wörterbuch des sämmtlichen Wissens. Bearbeitet von Gelehrten, Künstlern, Gewerbe- und Handeltreibenden, und herausgegeben von der Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher. Vollständig in 18 Bänden. Zehnter Band: Lager – Margarethe. Stuttgart: Scheible, Rieger & Sattler 1845, S. 40.) Laplace dürfte Sir Isaak Newtons bekannten Aphorismus „Was wir wissen, ist ein Tropfen, was wir nicht wissen, ein Ozean" in eigene Worte gekleidet haben.

in Deutschland einige hochverdiente Männer wegen einzelner im Lehrvortrage gemachter darwinistischer Äußerungen in Anklagezustand versetzt wurden, und daß ein Minister Falk in der Kammer gesagt habe, „man werde doch nicht von ihm denken, daß er jemals notorische Darwinisten in naturwissenschaftlichen Fächern der mittleren Unterrichtsanstalten anstellen werde!“ Das ist ungefähr eine Wiederholung dessen, was drei Jahrhunderte früher der Kopernikanischen Lehre widerfuhr. Und so wie diese, trotz der anfänglichen Anfechtungen und Abwehrungen, endlich doch Eingang in die Schulen gefunden, so war der Entwicklungstheorie – gegen welche keine Scheiterhaufen mehr errichtet waren – ein gleiches und viel schneller zu erreichendes Resultat sichergestellt. Nie war es die offizielle, programmmäßige Wissenschaft, sondern immer nur das außerhalb der Schulmauern frei betriebene Studium, welches neue Entdeckungen und große, weltumwälzende Anschauungen ins Leben förderte. Das Recht, der Jugend gelehrt zu werden, mußten diese Entdeckungen so langsam erkämpfen, daß sie erst mehrere Generationen später von ihrem Range als erkannte Thatsachen zu dem Range eines autorisierten Lehrgegenstandes aufrücken konnten. Im Lauf der Dinge trat immer ein Zeitpunkt ein, wo der Stand der sich frei entwickelnden Wissenschaft das Niveau der festgebannten Schulgelehrsamkeit überschritten hatte, und dann mußte das zu eng gewordene Programm erweitert werden. Dies geschah immer nur nach Widerstand und mit Widerwillen. Wenn sich Geneigtheit zeigte, Neues aufzunehmen, so war man doch hartnäckig abgeneigt, Altes fallen zu lassen. Die Notwendigkeit, den modernen Sprachen einige Stunden einzuräumen, sah man wohl ein; aber die Zumutung, die alten Sprachen aufzugeben, erschien als Ketzerei; den neuen Disziplinen, welche von der sich immer mehr verzweigenden Naturkunde eingeführt wurden – wie Geologie, Paläontologie usw. – sollte auch Platz geschafft werden, dabei aber kein Abschnitt der vorhandenen mit Zahlenkram überfüllten naturgeschichtlichen Lehrbücher verloren gehen; die Ereignisse der jüngsten Geschichte, die Ergebnisse der letzten geographischen Forschungsreisen sollten studiert, dafür aber keine Episode der punischen Kriege und kein Flüßchennamen des makedonischen Reiches vernachlässigt werden; kurz, das Wissen sollte nicht an Gehalt und Wert, sondern an Ausdehnung zunehmen; die Unterrichtsstunden wurden immer vermehrt, ebenso die Studienjahre, und die Kindheits- und Jugendzeit ward bald zur geplagtesten, gequältesten des Lebens: hundert körperliche und geistige Gebrechen zog die Überanstrengung nach sich – gekrümmte Rücken, schwächliche Lungen, kurzsichtige Augen, stumpfe Geister … uns schaudert bei diesem Jammer! Wir können es kaum begreifen, daß die Zwangs- und Bevormundungsmethode, mit welcher der Staat nach so vielen Seiten hin seine hemmende Protektion ausübte, sich auch auf die den Kindern zu reichende Geistesnahrung erstreckte; daß er sich das Recht nahm, alle aufwachsenden Bürger einer geregelten Kopfmästung zu unterziehen. Kontrolle, Revision, hohe Genehmigung, Examen, Zensur, – und wie alle diese obrigkeitlichen Einschreitungen heißen, bei deren Nennung der Genius der Freiheit unwillig die Achseln zuckt, – alles Dinge, von welchen sich das Privatleben, die Gewerbe, die Künste und die Wissenschaften schon so ziemlich emanzipiert hatten, in der Schule walteten sie noch mit unein-

geschränkter Macht. Alle Kinder, die begabten, wie die unbegabten, die rüstigen, wie die schwachen, die Söhne der Bauern, wie die der Adeligen, die künftigen Gelehrten, wie die künftigen Kaufleute, Alle mußten bis zu einer gewissen Klasse nach e i n e r Schablone geformt werden. Von einer späteren Klasse an, wenn die Berufswahl schon getroffen war, trat wohl ein Auseinandergehen des Unterrichts ein; mit der Trennung der Fakultäten trennten sich auch einige Disziplinen, aber die Abweichung war keine bedeutende: ob Einer Arzt, Priester, Philolog oder Jurist werden wollte, immer waren die klassischen Sprachen Hauptsache und sämtliche Beamtenlaufbahnen mußten auf Grundlage des altrömischen Rechts vorbereitet werden.

Sie können sich wohl vorstellen, meine geehrten Zuhörer, was das gesetzlich gebotene Festhalten an alten Lehrgegenständen und das praktisch nicht zu vermeidende Aufnehmen neuer Thatsachen zur Folge hatte: Überbürdung einerseits, Widerspruch andererseits; ganze Schuttberge von unnütz Gewordenem, ganze Schlachtfelder von einander bekämpfenden und sich gegenseitig vernichtenden Theorien. Gegen beide Gefahren wandte wohl die Natur des Schülers einen Schutz an: den Wust des Unnützen vergaß er, die einander widersprechenden Ideen verstand er nicht. Ohne diese beiden Hilfsmittel – Vergeßlichkeit, Verständnismangel – hätte jeder Jünglingskopf unfehlbar bersten müssen.

Von vielen Lehrgegenständen mußten die Anhänger der alten Programme selber zugeben, daß sie für das praktische Leben keinerlei Nutzen brächten und daß sie unmöglich im Gedächtnis behalten werden konnten, aber da hatte man ein Argument für die Zuträglichkeit dieser Studien bereit: – man nannte sie „Gymnastik des Geistes". Von dem Gelernten hatte man nichts brauchen können und es war auch fast nichts davon geblieben – einerlei: es hatte das Gedächtnis und den Verstand geübt. Mag sein – aber was würde man zu einer Gymnastik des Magens sagen, welche darin bestünde, Sand und Kieselsteine zu verschlucken? Die Kau- und Verdauungswerkzeuge wären dabei vielleicht geübt worden, aber nichts wäre assimiliert, nichts hätte den Blutreichtum vermehrt, nichts dem Gaumen geschmeckt.

Der Widerspruch zwischen dem, was der Knabe in der Schule – namentlich in der Katechismusstunde – lernen mußte, und den Anschauungen, die in der Familie und der Welt herrschten, war damals schon ein ziemlich allgemein erkannter Widerspruch; weniger bemerkte man den Gegensatz, der sich innerhalb der Schule selber einstellte, wo in der einen Lektion dasjenige eingeschärft wurde, was in der nächsten wieder aufgehoben ward. Kaum hatte der Professor der Physik das Axiom von der Beharrlichkeit der Naturgesetze vorgetragen, so verkündete der Religionslehrer die Wunder der Bibel; und neben solchen auffallenden Widersprüchen hundert andere, minder schroffe, aber dennoch geistverwirrende, bei allen Gegenständen, welche, gleichzeitig gelehrt, verschiedenen Entwicklungsstufen der Wissenschaft angehörten. Während z. B. der Vortrag einer neueren Disziplin, wie die Geologie, die langsame Formation und stete Wandlung der Gebilde anschaulich machte, ging aus der Lehre der älter eingeführten Naturgeschichte die Vorstellung einer plötzlichen

Schöpfung scharf abgegrenzter Formen hervor. Natürlich: jede neue Wissenschaft, wenn sie endlich den Eingang in die schwer zu erobernden Katheder gefunden, brachte den Geist ihrer Zeit mit, und die alteingesessenen Lehren ließen an dem Geiste der Zeit, da sie schulfähig geworden, nichts ändern. Der unglückliche Student, der sich etwa befleißigte, aus jedem Gegenstande die daraus entspringende Anschauungsweise herauszusuchen und aufzufassen, mußte in ein solches Wirrsal von einander gegenseitig ausschließenden Ideen verfallen, daß ihm schließlich gar keine Idee aufrecht blieb und er zu dem einzigen Mittel griff, welches den Schulzweck erreichen half, nämlich – auswendig lernen. Das Endziel des ganzen Kursus war ja auch nur die Prüfung und diese konnte man sicher bestehen, wenn man die Paragraphen der verschiedenen Lehrbücher gut memoriert hatte. Wenn es also eine geistige Fähigkeit gab, die durch den Schulunterricht gymnastisch geübt wurde, so war es das Gedächtnis, nicht aber die Vernunft.

Aber auch das Gedächtnis hat seine Grenzen. Endlich wuchsen die Lehrgegenstände, die neu aufgenommen werden mußten, so riesig heran, daß eine tägliche Lernzeit von vierundzwanzig Stunden und ein Studienkursus von siebzig Jahren dem Schüler nicht mehr genügt hätten, um das Maturitätszeugnis zu erwerben. Da wurden denn von den alten Disziplinen nach und nach doch einige hinausgedrängt, oder wenigstens einigermaßen ihrer Weitläufigkeit entlastet. Stellen Sie sich nur vor, wie wir heute bestellt wären, wenn das Prinzip von der Notwendigkeit, die toten Sprachen und ihre Litteraturen zu erlernen, sich aufrecht erhalten hätte, und wir nun Goethe, Shakespeare, Hugo, Leopardi, Puschkin – und wie alle diese alten Klassiker heißen – in der Ursprache studieren müßten; – dabei alle seit jener Zeit vorgefallenen kriegerischen und politischen Ereignisse mit derselben Detailtreue, mit welcher damals Geschichte vorgetragen wurde, auch jetzt noch behalten sollten und neben unseren gewöhnlichen Fächern, als da sind Soziologie, Evolutionsmoral, Stenographiekunde usw., auch die früheren, schwerfälligen, längst überholten Dinge lernten. Sie ergänzen wohl das eben angewandte Undsoweiter, welches ich gebrauchen mußte, um nicht – meinem Programm entgegen – Wissenschaften zu nennen, welche in der Zeit, auf deren Sprachweise ich mich beschränke, noch ganz ungeahnt waren. So wie damals ein in altrömischem Geiste abgefaßter Kursus der Geschichte Roms nicht von der Elektrizitätslehre, von Nationalökonomie und monistischer Philosophie hätte handeln dürfen, ebensowenig darf ich der Wissenserrungenschaften erwähnen, welche die Signatur unserer gegenwärtigen Zeit abgeben.

Was ich hauptsächlich dem Schulunterricht jener Epoche zum Vorwurf mache, ist, daß er hinter dem Geiste seiner Zeit zurück war, und daß die naturgesetzlich gebotene Änderung der Programme immer auf so starren Widerstand stieß, auf die Unerkenntnis der Notwendigkeit, daß der Entfaltung des Lehrwesens Spielraum gelassen werde. Hundert Jahre früher lastete auf Handel und Gewerbe dieselbe systematische Aufsicht, wie solche damals der offiziellen Jugenderziehung vorstand. „Die Regierung“ – so zitiert Stuart Mill in seiner „*Political Economy*“ –

> „entschied über die Personen, welche beschäftigt, die Artikel, welche angefertigt, das Material, welches gebraucht, die Prozedur, welche befolgt werden, und die Eigenschaften, welche die Erzeugnisse besitzen mußten. Staatsbeamte zerbrachen die Webstühle und verbrannten die Waren, welche nicht dem Gesetz gemäß angefertigt worden. Verbesserungen waren ungesetzlich und Erfinder wurden mit Strafen belegt."[220]

Daß unter solchem Regime die Industrie nicht gedeihen konnte, war hundert Jahre später, nachdem die Gewerbefreiheit eingetreten, wohl Jedermann einleuchtend; daß aber genau dasselbe System, auf den Unterricht angewendet, – wo auch die Lehrer angestellt, die Methoden vorgeschrieben, das Lehrmaterial geprüft, die Neuerungen verdammt und die Neuerer entlassen wurden – fördernd wirken sollte, war noch immer das der ganzen Schulorganisation zu Grunde liegende Postulat.

Der Abstand, der zwischen dem Geiste des öffentlichen Unterrichts und demjenigen der hervorragenden wissenschaftlichen Autoren lag, läßt sich besonders deutlich an den Lehrbüchern der Geschichte ersehen, wie solche in den Schulen und wie in der *Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek*[221] im Umlauf waren. Während unter den letzteren die Buckle, Taine, Scherr, Hellwald, Tylor u. A. eine Geschichtskunde lieferten, die den Entwicklungsgang der menschlichen Geschichte unter den Einflüssen des Klimas und der Bodenverhältnisse, des industriellen Wettbewerbs, der Zunahme des Wissens usw., nicht nur zu erzählen, sondern auch zu erklären suchten – brachten die offiziellen Geschichtsbücher immer noch ausschließlich Schlachtenberichte und Regentenchroniken, als ob das Schicksal der Völker einzig von den durchgemachten Kriegen und von den Thaten ihrer Herrscher abgehangen hätte. Wurde nebenbei doch vom Stand der Gewerbe und Künste, von bedeutenden Bauten usw. berichtet, so ward dies gleichfalls in die Fürstenbiographien eingereiht. Da hieß es z. B.:

> „Als Sesostris nach neunjähriger Kriegführung mit reicher Beute und einer Anzahl von Gefangenen in seine Staaten zurückkehrte, ließ er jene an der Assainierung und Verschönerung Egyptens arbeiten. Er erbaute Städte und

220 „La société exerçait sur la fabrication la juridiction la plus illimitée et la plus arbitraire; elle disposait sans scrupule des facultés des fabricants; elle décidait qui pourrait travailler, quelle chose on pourrait faire, quels matériaux on devrait employer, quels procédés il faudrait suivre, quelles formes on donnerait aux produits, etc. […] Des légions d'inspecteurs, de commissaires, de contrôleurs, de jurés, de gardes, étaient chargés de les faire exécuter; on brisait les métiers, on brûlait les produits qui n'y étaient pas conformes: les améliorations étaient punies ; on mettait les inventures à l'amende. […] M. [!] Dunoyer: De la Liberté du Travail, vol. ii. pp. 353, 354". Zitiert bei: John Stuart Mill: Principles of Political Economy, with Some of Their Applications to Social Philosophy. Bd. II. New York: Appleton 1868, S. 570. Mill bezieht sich auf die kritische Erläuterung eines französischen Reglements von 1670 in: Charles Dunoyer: De la liberté du travail, ou, Simple exposé des conditions dans lesquelles les forces humaines s'exercent avec le plus de puissance. Bd. 2. Paris: Guillaumin 1845, S. 353–354.

221 Die naturwissenschaftlich geprägte Reihe *Internationale wissenschaftliche Bibliothek* wurde 1871–1904 von Brockhaus herausgegeben.

ließ Straßen anlegen, damit die Bewohner während der Ueberschwemmungen miteinander verkehren konnten. Die Denkmäler, die er erhob, sind zahllos. Er erbaute – oder beendete – den großen Tempel Phtah in Memphis, das Ramasseum in Theben, die herrlichen Bauten von Karnak, die Obelisken von Luxor und die beiden in den Fels gegrabenen Tempel von Ibsambul."

Noch fleißiger war Semiramis, welche, nachdem sie sich im neuunterjochten Babylon niedergelassen, daselbst nachstehende Arbeiten verrichtet hat:

„Die Stadt wurde mit einer 480 Stadien langen Mauer umgeben, die so breit war, daß sechs Wagen nebeneinander darauf fahren konnten. Nachdem die ersten Arbeiten vollendet, wählte die Königin den Platz, wo der Euphrat am schmälsten war, und warf eine fünf Stadien lange Brücke darüber. Dann ließ sie an jede Seite des Flusses einen Kai bauen, dessen Mauern ebenso breit waren, wie diejenigen der Stadt und an beiden Enden der Brücke ließ sie zwei thurmflankierte und mit dreifachen Ringmauern umgebene Schlösser sich erheben. Semiramis (so erzählt Diodoros weiter) vollbrachte noch eine andere wundervolle Arbeit. Sie grub ein riesiges Becken, in welches der Fluß abgelenkt wurde; während er dorthin floß, beeilte sie sich, in dem trocken gelegten Bette eine Galerie zu bauen, welche von einem jener Schlösser zum andern führte. Dieser Bau ward in sieben Tagen vollendet und als dann der Fluß wieder in sein Bett zurückgelenkt worden, konnte die Königin trockenen Fußes von einem Schloß in das andere gelangen. Endlich erbaute sie in der Mitte der Stadt den Baalstempel. Nachdem Babylon so verschönert worden und der Bevölkerung im Falle eines plötzlichen Überfalles ein sicheres Asyl bot, ging Semiramis die ausständigen Meder unterwerfen und die Stadt Ecbatan gründen, welche sie mit Wasser versorgte, indem sie in den Berg Oront einen 43 Meter tiefen Kanal graben ließ, der in einen jenseits des Berges liegenden See mündete. Von da ging sie nach Persien, dann nach Armenien, wo sie beim See Vau die Stadt Arcisso erbaute, hierauf unterjochte sie Egypten und Ethiopien …"[222]

Das nenne ich thätig sein.

In der antiken Welt bestand die Geschichtsschreibung überhaupt aus nichts anderem, als den glorifizierenden Erzählungen von Herrscherthaten; und so zeigte dieselbe noch ganz deutlich ihren Ursprung: nämlich die um das Lagerfeuer der Wilden gemachten Erzählungen von den Jagd- und Kriegserfolgen des Häuptlings – Erzählungen, welche, wenn der gegenwärtige Tag kein Abenteuer bot, sich auf die Ereignisse eines verstorbenen Häuptlings bezogen und, indem sie von Mund zu Mund weitergingen, immer an Großartigkeit und Wunderbarkeit zunahmen. Als die Schrift erfunden ward, wurde sie benützt, um die Thaten der Könige mit Hieroglyphen und Keilzeichen in Stein zu graben, später die Buchstaben auf Pergament

222 Die Quelle beider Zitate konnte nicht ausfindig gemacht werden; Suttner könnte Diodor selbst übertragen oder die entsprechenden Textpassagen aus einer deutschen Übersetzung zusammengefasst haben. In Frage kommt dafür z. B.: Diodor's von Sicilien Geschichts-Bibliothek übersetzt von Dr. Adolf Wahrmund. Buch 1–5. Stuttgart: Krais und Hoffmann 1866–1869.

zu schreiben und endlich mit Druckerschwärze in Büchern zu vervielfältigen – der Geist blieb derselbe, in den Schulen des neunzehnten Jahrhunderts wurden die wilden Lagerfeuergeschichten weiter erzählt. Immer fuhr man fort, die aus tausend verschiedenen Gründen und Einflüssen erstehenden Kulturzustände dem Willen und der Thätigkeit einzelner Regenten zuzuschreiben und nur als nebensächlich, hinter den kriegerischen Erfolgen einhergehend, zu erwähnen. Von Karl dem Großen lese ich in einem der Jugend von 1880 bestimmten Buche:

> „… Denn gerade die Sorge für Kultur macht den blutigen Eroberer Karl ganz besonders ehrwürdig: er eroberte, um einer barbarischen Welt die wahre Religion, Gesittung, Nationaleinheit und blühenden Wohlstand zu geben. Die Klöster gestaltete er so um, daß von ihnen nicht nur das Licht des Glaubens, sondern namentlich die Förderung der Wissenschaften ausging. An seinem eigenen Hofe stiftete er eine gelehrte Gesellschaft. Noch als Mann lernte er schreiben, er, der Sieger in Schlachten, und versuchte sich in Erlernung der Sprachen. Vorzügliche Liebe wandte Karl der Förderung und Ausbildung der deutschen Sprache und Litteratur zu. Mit Denkmälern der kirchlichen und weltlichen Baukunst schmückte er den deutschen Boden. Ebenso versuchte Karl, das schwarze Meer und die Nordsee zu verbinden, durch einen Kanal, der die Donau mit dem Main verbände. Blieb es auch nur ein Versuch, so zeigte es doch die Größe und Weite seiner Gedanken; eine lange Reihe heilsamster Staatsanstalten führte er durch …“

Ist das nicht derselbe Stil, in welchem bei den Alten die Thaten der Sesostris und Semiramis verkündet wurden? Alles, was unter einer langen Regierung geschehen, alle Fortschritte der Erkenntnis, alle Erfolge der arbeitenden und handeltreibenden Klassen, die Werke der Architekten und Ingenieure, der Gelehrten und Künstler – alles war nur vom Könige besorgt, in der Muße, die er zwischen zwei Kriegen fand. „Sprache und Litteratur entwickelte er“ – der erst als Mann anfing schreiben zu lernen. – Und wie herablassend von ihm, „dem Sieger in Schlachten“, sich eine so demütige Kunst, wie die Schreiberei, aneignen zu wollen!

Eine so kindische, dem wahren Vorgang der Dinge so widersprechende Darstellungsweise erscheint uns heute als das Zeugnis einer unglaublichen Rohheit des historischen Urteilsvermögens. Auch damals fanden sich schon gar Viele durch eine so antiwissenschaftliche Methode verletzt, und der Drang, die Kulturgeschichte, die der Wahrheit entspricht, dem öffentlichen Unterricht einzuverleiben, machte sich allenthalben fühlbar. Aber die Routine, der Zopf, der Pedantismus, der Schlendrian – oder wie alle die Formen heißen, welche das Naturgesetz der Trägheit annimmt, wenn es in Rektorsköpfen waltet – stemmten sich heftig gegen solche Neuerung. In dem schon einmal angeführten Artikel A. Duruys finden wir z. B. folgende Stelle:

> „Die Geschichte des sozialen Lebens der Völker, ihrer Gebräuche usw., ist jedenfalls ein Faktor, den man nicht ganz vernachlässigen soll; aber, was man auch thue, das Studium der territorialen Gestaltung der Staaten durch den Krieg, durch die Diplomatie und durch das Genie ihrer großen Männer wird

immer die Grundlage und den Hauptanziehungspunkt des öffentlichen Geschichtsunterrichtes bleiben."[223]

Ein zweiter auffälliger Zug damaliger Geschichtskunde war das zähe Festhalten an Anekdotenkram. Wenn man den historischen Klatsch betrachtet, der da die unerheblichsten Ereignisse, die gehaltlosesten Aussprüche, die sämtlichen Liebes-, Heirats- und Mordgeschichten aus dem Privatleben der Fürsten kolportirt, so steht dies in gar nichts dem verpönten Klatsch altweiberischer Kaffeegesellschaften nach. Verleumdet und gelogen, erfunden und leichtgläubig wiederholt ward in beiden Klatschkategorien – der historischen, wie der strickstrumpflichen – in gleichem Maße; der Unterschied war nur der, daß die Frau-Basen ihre Mitteilungen auf die in nahen Kreisen lebenden Bekannten beschränkten, während die Professoren den Schülern erzählten, was Cyrus mit seinem Großpapa gesprochen; was der schmutzige Diogenes dem Alexander sagte; wie am Hofe Eduard III. eine Dame ein Strumpfband verlor;[224] wie Wilhelm Tell – der vielleicht niemals existiert hat – so geschickt einen Apfel abgeschossen; wie viel Maitressen von Ludwig XV. und wie viel Günstlinge von der großen Katharina beglückt worden; wie viel Eier der brave Schweppermann zu essen bekam;[225] wie – wenn schon von Eiern die Rede ist – Christoph Columbus das seine auf den Tisch stellte;[226] wie Karl V. des Ma-

223 „L'histoire intérieure des peuples, leur vie sociale, leurs mœurs, leurs coutumes, leurs arts, leur degré de civilisation sont assurément des facteurs qu'il ne faut pas mégliger, et les bons maîtres n'avaient pas attendu la réforme de 1880 pour leur donner une part de leur attention; mais, quoi qu'on fasse, c'est l'étude de la formation territoriale des états par la guerre, par la diplomatie, par le génie de leurs grands hommes et de leurs grands capitaines, qui sera toujours le principal attrait et le fond des études historiques dans l'enseignement secondaire." Albert Duruy: La Réforme des Études Classiques. In: Revue des Deux Mondes Bd. 61 (1884), S. 845–874, hier S. 858–859.

224 Suttner spielt hier auf die sogenannte Strumpfband-Affäre an. Der Fama nach soll die Geliebte von Eduard III., Catherine Grandison, beim Tanz ihr blaues Strumpfband verloren haben. Der König soll dieses aufgehoben und die Situation gerettet haben, indem er es mit den Worten „Ein Schelm, wer Böses dabei denkt" an sein Bein band.

225 In der Schlacht von Mühldorf am 28. September 1322 soll sich der Feldhauptmann Seyfried Schweppermann durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet haben. Gemäß einer Anekdote hatten Kaiser Ludwig der Bayer und sein Gefolge nur einen Korb Eier dabei, sodass der Kaiser bei der Aufteilung entschied: „Jedem Mann ein Ei, und dem braven Schweppermann zwei." Dieser Spruch wurde in Schweppermanns Wappen und seine Grabschrift aufgenommen.

226 Die Redensart „Das Ei des Kolumbus", welche eine einfache Lösung für ein schwieriges Problem beschreibt, beruht auf folgender Anekdote: Nach seiner Rückkehr aus Amerika wird dem Seefahrer Christoph Kolumbus während eines Essens bei Kardinal Pedro González de Mendoza vorgehalten, die „Neue Welt" hätte auch jeder andere entdecken können. Kolumbus stellte an die Anwesenden die Forderung, ein gekochtes Ei auf der Spitze aufzustellen, was niemandem von den Anwesenden gelang. Kolumbus schlug sein Ei mit der Spitze auf den Tisch, so dass diese leicht eingedrückt wurde und das Ei stehen blieb. Als die Anwesenden protestierten, dass das auch sie gekonnt hätten, antwortete Kolumbus: „Der Unterschied ist, meine Herren, dass Sie es hätten tun können, ich hingegen habe es getan!"

lers Pinsel vom Boden aufhob;[227] wie durch Heiraten dieses oder jenes Königs mit dieser oder jener Prinzessin das Land um eine als Mitgift gebrachte Provinz bereichert wurde; schließlich wie Haß und Neid und Herrschsucht die verschiedenen Thronkandidaten bewog, Verschwörungen anzuzetteln, um sich gegenseitig mittels Ränken oder, wenn's nicht anders ging, mittels Dolch und Gift zu stürzen.

Ein dritter Zug der Historiographie war der platte Schmeichelgeist, die kriechende Bewunderung vor der Macht, mit welcher die Lebensgeschichten siegreicher Regenten erzählt wurden. Auch ein Erbstück aus barbarischen Zeiten und wilden Ländern; unter den Fidschis hielt noch damals der ungefesselte Mann still, um sich den Kopf abschlagen zu lassen, wenn es hieß, daß dies des Königs Wille sei. Wenn nun freilich auch Lehrer und Schüler nicht mehr so still gehalten hätten, wäre Ähnliches über sie verhängt worden, so zögerten sie doch nicht, die kopfabschlagenden Fürsten der Vergangenheit mit den Titeln „der Große", „der Weise", „der Gütige" zu bedenken und die Berichte ihrer Grausamkeiten mit ehrfurchtsvoller Anerkennung zu wiederholen. Schlagen wir nochmals in dem vorhin angeführten Geschichtsbuche nach:

> „Als Karl im sechsundzwanzigsten Jahre seines Lebens den Thron bestiegen – dies die Worte seines Enkels Neidhard –, sei er jedem Zeitgenossen an jeglicher Weisheit und menschlicher Tugend überlegen gewesen, Allen gleich liebenswürdig und schrecklich, Allen gleich bewundernswert …" Nun wird weiter erzählt, wie dieser Karl gegen die Sachsen zog und „alles Land bis zur Weser mit Feuer und Schwert verwüstete", wie er zu Orheim die betäubten Völkerschaften unter den härtesten Bedingungen den Eid der Unterwerfung schwören ließ: … „Jeder Sachse, der seine Toten nach altem Brauche verbrennen, sich der Taufe durch Flucht entziehen oder in den Fasten Fleisch essen würde, sollte hingerichtet werden. Die Todesstrafe setzte er ausdrücklich auf jedes Festhalten am Heidentum. Mit Strenge wurden die Zehenten eingetrieben, mit Strenge die Frohnarbeit am Bau der Kirchen, der Zwingburgen und der Verschanzungen gefordert. Ein vom Rhein gesandtes Hilfsheer zog die Trümmer der geschlagenen Sachsen vor sich und machte einen Vertrag mit Wittekind. Aber Karl selbst brach den von seinen Heerführern eingegangenen Vertrag. Er überfiel mit ungeheurer Kriegsmacht die Sachsen und lud Edelinge und Freisassen vor sich. Viertausendfünfhundert erschienen; Karl ließ sie umringen und alle an einem Tage bei Verden an der Aller enthaupten."

Das war der mit „allen menschlichen Tugenden" geschmückte Kaiser, das war Carolus – *magnus*, Karl der Heilige.

Obiger Passus – der Verrat an den 4500 – steht auf Seite 95 unseres Buches, und auf Seite 99 sagt der Autor: „Das war ein Mann, das war ein König, wie er sein soll!"[228]

227 Als Karl V. sich von seinem Hofmaler Tizian malen ließ, soll diesem der Pinsel aus der Hand gefallen sein. Der Kaiser habe den Pinsel selbst aufgehoben und ihn Tizian mit den Worten „Ein Tizian verdient es, von einem Kaiser bedient zu werden" zurückgegeben.

228 Die Quelle des Zitats konnte nicht ausfindig gemacht werden.

In dieser Nebeneinanderstellung von Bericht und Urteil liegt das Empörende, nicht so sehr im Bericht selber. Der unparteiische Forschungsgeist braucht vor der Aufdeckung stattgehabter Greuel nicht zurückzuweichen, da diese das richtige Bild der betreffenden Epoche liefern; aber neben den Thatsachen des barbarischen Zeitalters auch die derselben Zeit entsprechende Auffassung hinzuzufügen, das ist das Unverantwortliche und Fortschrittswidrige an dieser Methode. Wenn ein europäischer Reisender erzählt, was er unter den Kannibalen gesehen, so wird dies belehrend sein; aber er braucht der Beschreibung eines den Göttern zu Ehren veranstalteten Festessens aus Menschenfleisch nicht in Kannibalenton hinzuzufügen: Das schmeckt! Das freut die Götter! Ebenso hätte der Zeitreisende des neunzehnten Jahrhunderts, wenn er die entfernten Gebiete vergangener Jahrhunderte explorierte, sich des Fehlers enthalten sollen, in seinen Kommentaren den Geist und die Gesinnungen wiederzugeben, in welchen die alten Chroniken verfaßt waren. Nicht daß das entgegengesetzte Verfahren notwendig gewesen wäre, nämlich jede aus barbarischer Zeit erzählte That vom Standpunkte der vorgeschrittenen Humanität zu betrachten und zu tadeln. Dadurch wäre gleichfalls ein verzerrtes Urteil entstanden, denn die Anschauungen und Begriffe, kraft welcher jene Thaten verdammenswert erscheinen, waren zur Zeit, als diese verübt wurden, noch gar nicht vorhanden. Der Maßstab von Pflicht und Ehre hat sich stetig verändert und es ist eine Ungerechtigkeit, einen später erlangten Maßstab an frühere Handlungen anzulegen.

> „Ach hüten wir uns“ – sagt ein damaliger Autor, Melchior de Vogue [Vogüé], sehr richtig – „hüten wir uns, Geschichte von jenem kindischen Standpunkte zu schreiben, als wäre das menschliche Gewissen ein [un]wandelbares, ewig gleiche Aspekte zeigendes Gebiet; nein, dasselbe ist so wenig, wie alle anderen Dinge, dem unaufhörlichen Wandel der Jahrhunderte entgangen. Wenn wir diese Wahrheit nicht erkennen, so wird uns alles unbegreiflich und empörend erscheinen in den Annalen der Vergangenheit und wir werden jenes strahlende Gesetz des Fortschritts nicht wahrnehmen, welches beständig das verfeinerte Gewissen der Menschheit zu größerer Gerechtigkeit erhebt.“[229]

Es wirkt also ebenso verwirrend, wenn man vom ethischen Gesichtspunkt einer vorgerückteren Zeit die Zustände und Charaktere vergangener Jahrhunderte verdammt, wie wenn man den im damaligen Schulunterricht viel häufigeren Fehler begeht, die barbarischen Thaten einer entrückten Vorzeit in barbarischem Tone zu erzählen. Die absolute Gleichgiltigkeit, welche das Attribut der Wissenschaftlichkeit ist, muß auch dem Vortrag der Geschichte eigen sein.

229 „Ah! n’écrivons pas l’histoire de ce point de vue enfantin, que la conscience humaine est un terrain immuable, aux aspects éternellement uniformes. Elle n’a pas échappé plus que le reste des choses au travail incessant des siècles; faute de comprendre cette vérité, tout nous sera mystère et scandale dans les annales du passé, et nous n’apercevrons pas cette loi radieuse du progrès qui élève sans cesse vers plus de justice la conscience affinée de l’humanité.“ Eugène-Melchior Vogüé: Le Fils de Pierre Le Grand. II: La Capture et le Retour du Tsarévitch. L’Inquisition de Moscou. Le Procès de Pétersbourg et la Mort d’Alexis. In: Revue des Deux Mondes Bd. 39 (1880), S. 295–332, hier S. 332.

Aber die Enthaltung von lobenden und tadelnden Randglossen thut's nicht allein. Auch die trockene Wiederholung von in alten Chroniken gehäuften Thatsachen zieht eine irreleitende moralische Bedeutung nach sich. Das bloße Erzählen gewisser Begebenheiten, auch ohne Kommentar, setzt stillschweigend die Wichtigkeit oder die Bewunderungswürdigkeit dieser Thatsachen voraus – denn warum würden sie sonst überhaupt erzählt werden? Gelernt werden müssen, noch dazu? Und dieses Lernen als nützlich und bildend gelten? Unwillkürlich, auch wenn er nicht dazu aufgefordert wird, zollt der Schüler eine gewisse Ehrerbietung denjenigen Thatsachen, die so bedeutend waren, daß sie aus entfernter Vergangenheit bis zu ihm gelangen konnten, daß sie „geschichtlich" geworden, ein Begriff, der ihm als der Gipfelpunkt der Wichtigkeit erscheint. Neben dem Respekt vor den Personen, die dieses „Geschichtliche" geleistet haben, – und meistens sind es rohe Gewaltthaten, die da erzählt worden –, erwacht in ihm der ehrgeizige Wunsch, ebensolches leisten zu können. Oder, wenn er sich dazu auch nicht fähig fühlt und einsieht, daß in jetziger Zeit zu gewissen Großthaten keine Gelegenheit geboten ist, so stellt sich doch für das Erzählte ein Gefühl des moralischen Beifalls auf zwingend logische Weise von selber ein. Die Kinder sind überhaupt meist logischer in ihren unbewußten Schlüssen, als die Unterweiser es in ihren mechanischen Vorträgen sind; denn sie horchen mit der ganzen frischen Kraft ihrer Aufmerksamkeit auf, während jene oft nur gedankenlos wiederholen, was die Routine vorschreibt. Logisch wäre es von Seiten der Geschichtslehrer gewesen, wenn sie gewisse aus der Vorzeit überkommene Berichte, welche im Lichte der jeweiligen Anschauung unerheblich oder sogar verletzend erschienen – nicht etwa kritisiert, sondern einfach aus dem Unterricht gestrichen hätten. Die ausführlichen, sich endlos wiederholenden Berichterstattungen über die Einzelheiten der Schlachten, über die Greuelthaten machthabender Helden mochten wohl zu einer Zeit am Platze sein, wo es überhaupt nichts Höheres und nichts Interessanteres gab, als die kriegerischen Ereignisse; wo keiner anderen Erzählung mit gleicher Spannung gelauscht wurde, wo auch die Dichterleier nichts Anderes zu besingen fand, als Waffenthaten und Siege; aber solches paßte nicht mehr in ein Zeitalter, in welchem der Krieg zu einem bedauerlichen Ausnahmszustand geworden war und wo auf den Feldern der Künste und der Wissenschaften schon viel schönere Lorbeeren blühten, als auf dem sogenannten „Feld der Ehre".

In dieser Methode lag eine auffällige Verherrlichung der Barbarei und wirkte daher als künstliche Erweckung des durch die Kultur schon abgeschwächten, aber im Kinde noch immer schlummernden Grausamkeitstriebes. Diese demoralisierende Gefahr des Unterrichts übersah man ganz und gar, obwohl in anderer Richtung das Wort Sittlichkeit stets salbungsvoll im Munde geführt wurde. Mit allergrößter Strenge wachte man darüber, daß die Schuljugend ja nichts von dem Walten der Natur erfahre, welches der Fortpflanzung des Lebens vorsteht, am allerwenigsten von den damit verbundenen Erscheinungen von Wonnegefühlen; – aber von den vielfachen Arten, wie das Leben unter Qual und Schmerz vernichtet wird, davon konnte man ihr nicht genug erzählen und kein Detail der Grausamkeitswollust war

zu raffiniert, um nicht die Kampfberichte der Vorzeit schmücken zu dürfen. Daß hierin eine Unmoralität verborgen lag, eine gewiß entmenschendere, als diejenige auf dem als „tierisch" verpönten erotischen Gebiete, davon hatte die damalige Zeit noch kein Bewußtsein. Alles, was zum sexuellen Leben gehört, wurde als entwürdigend – als dem Borstenvieh zukommend – erklärt und jede Anspielung darauf sorgsam aus den Jugendbüchern entfernt; dabei übersah man, daß die Akte roher Mordlust eigentlich den Raubtieren zukommen. „Pornographie" nannte man die Schilderungen aus der ersten Kategorie – aber Tigrographie könnte man füglich nennen, was im Geschichtskursus der Jugend eifrig beigebracht wurde.

Ich will hier einige Beispiele des tigrographischen Stils anführen. Daß dabei Ihr Schamgefühl der Milde – eine damals noch ungekannte Regung – durch manche Ausdrücke verletzt werden wird, darauf muß ich Sie gefaßt machen; Ihr ganzes Menschlichkeitsgefühl – was wir jetzt menschlich nennen – wird sich empören, wenn Sie hören, was dazumal den jungen Menschenkindern ohne Verschleierung und in unzähligen Wiederholungen vorgetragen wurde; ahnungslos, daß dadurch eine Verrohung des Gemütes, ein Zerknicken jener Blüte bewirkt wurde, deren Samen man andererseits durch Ermahnungen zur Nächstenliebe in die Herzen gesäet hatte. Denn darin liegt das Widersprechende, das Anstößige an der Sache, daß die tigrographischen Vorträge neben der Lehre: „Liebet eure Feinde!" einherging, und daß man, wie es scheint, gar kein Bewußtsein davon hatte, daß die beiden Systeme einander aufhoben. Überwinden Sie also gefälligst die Gefühle des Abscheus und des Ekels, welche die folgenden Anführungen aus den Schulbüchern unserer Ahnen Ihrem feiner und zarter gewordenen Gemüt – jene würden statt „fein" und „zart" vermutlich „schwach" und „verweichlicht" gesagt haben; wir aber sagen: Ihrem menschlicher gewordenen Gemüt – einflößen werden und hören Sie zu:

> „Es war im Jahre 1020 vor Christo, daß ein Häuptling, Namens Bel-Kat-Jrasin, in Ninive die neue Königsdynastie gründete. Während anderthalb Jahrhunderten blieb dieselbe ruhmlos. Die Eroberungen fangen erst wieder gegen 889 mit Touklat-Adar II.[230] an, welcher durch seine Grausamkeit und seine Siege berühmt wurde. ‚Er stellte auf Pfählen die Leichen seiner Feinde aus,' besagte eine Inschrift. Sein Sohn Assur-Nazir-Habal[231] (882) greift Armenien an. ‚Die Einwohner,' so lautete eine in seinem Namen verfaßte Eingrabung, ‚zogen sich auf die Berggipfel zurück, damit ich sie nicht erreichen könne. In drei Tagen erklomm ich das Gebirge und ihre Leichen bedeckten die Abhänge wie die Blätter der Bäume.' – Da eine Revolte hinter ihm ausbricht, kehrt er um. Die Aufrührer flehen um Gnade, aber er ist unerbittlich. ‚Ich tötete von je zweien einen; den Rädelsführern ließ ich die Haut abziehen und bedeckte eine Mauer mit ihren Häuten. Einige wurden lebendig eingemauert, andere in meiner Gegenwart gekreuzigt und aufgespießt. Ich ließ ihre Köpfe in Form von Kronen aufhäufen und ihre durchbohrten Leichname in Form von Kränzen aneinan-

230 Tukultī-Ninurta II.

231 Aššur-nâṣir-apli II.

> derreihen. Zwischen Trümmern erhellt sich mein Angesicht; in der Stillung meines Zornes finde ich meine Lust.‘ Auf einer anderen, in Ninive vorgefundenen langen Inschrift prahlt König Senecherib[232] mit folgenden Großthaten: ‚In jenem Lande habe ich vierunddreißig große und eine Unzahl kleine Städte belagert und eingenommen; ich brannte sie zu Asche und ließ den Rauch ihres Brandes zum Himmel steigen, wie den Rauch eines einzigen Opfers.‘ Eine Verschwörung aller südlichen Völker führte blutige Kämpfe herbei, deren letzter, den ein fürchterliches Gemetzel begleitete, dem Fürsten die Thore Babylons öffnete. ‚Auf dem Boden schwammen, wie in einem Strome, die Waffen und das Sattelzeug im Blute meiner Feinde, denn die Kriegswagen hatten ihre Leiber zerquetscht. Von den Toten machte ich Trophäen, den Lebenden schnitt ich die Hände ab. Die Stadt und ihre Tempel schlug ich nieder, von den Dächern bis zu den Grundmauern, und füllte den Kanal mit ihren Trümmern aus.‘“[233]

Vermutlich übertreibt der gute König. Wie groß auch seine Macht und Heldenhaftigkeit gewesen, so viel wird er doch nicht geleistet haben. Aber wenn er diese Worte geäußert oder sein schmeichelnder Biograph ihm dieselben in den Mund gelegt, so zeigt dies, wie das zu assyrischen Zeiten dem Volke vorgesteckte Ideal beschaffen war. Aber was soll uns die Thatsache zeigen, daß über zweitausend Jahre später die Schüler europäischer Lehranstalten diese Legenden noch auswendig lernen mußten? Wie wichtig und wie belehrend war es doch zu wissen, daß jener berühmte König Touklat-Adar II. hieß – ja nicht zu verwechseln mit Touklat Adar dem Ersten[234] –; daß jener Assur-Nazir-Habal, der sich aus Kadavern Kränze flocht, den Thron im Jahre 882 – nicht etwa 83 – bestiegen hat, und daß jener andere, der sich mit Händeabschneiden die Zeit vertrieb, den Namen Senecherib führte! Geschah dies nur, um die Rohheit der alten Zeit vor Augen zu führen und sie mit der sanften Gesittung der Gegenwart zu vergleichen? Nein; denn die Detailmalerei des Greuels zog sich durch die ganze Geschichte fort, berichtete in gleich stolzem Prahlertone von den Dragonaden Ludwigs XIV. oder den Hekatomben eines Napoleon I., und in dem Buche: *Vaterländische Geschichte für die deutsche Jugend*[235] werden des Kaisers Rotbart[236] Thaten in folgendem Stile erzählt:

> „… Jetzt ließ er die Leichname der Erschlagenen und faules Aas in die Brunnen werfen, aber auch dies hielt den rasenden Durst der Belagerten nicht zurück …
>
> … Ausgemergelt, leichenhafte Gerippe, zogen die Besiegten aus der Stadt, wie aus dem Grabe, hervor, und wandten sich nach Mailand. Ein Teil blieb in der Hauptkirche zurück, den Einzug des Königs zu erwarten. Dieser ließ die

232 Sîn-ahhe-eriba / Sanherib.

233 Die Quelle des Zitats konnte nicht ausfindig gemacht werden.

234 Tukultī-Ninurta I.

235 Es dürfte sich hierbei um Wilhelm Zimmermanns *Wahre Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte für das deutsche Volk, und insbesondere für die deutsche Jugend* (1862) handeln.

236 Friedrich I., genannt Barbarossa.

> Stadt plündern und zu Ruinen ausbrennen. Denen von Pavia ließ er die Freude, die Türme und Mauern, die den Flammen widerstanden hatten, zu brechen und zu zerstören. Von dem Schutt Tortonas hinweg eilte der König im Triumph nach Pavia, der königlich gesinnten Stadt. Die Straßen waren mit Teppichen geschmückt, weißgekleidete Jungfrauen zogen dem König entgegen und streuten Blumen; die Schönsten der männlichen Jugend, die Priester, die Magistrate der Stadt, in festlichem Anzuge und Jubelhymnen singend, begrüßten den König als Triumphator. Die Krone auf dem Haupte, zeigte sich Friedrich am Jubilate-Sonntag in der Kirche des heiligen Michael dem Volke und drei Tage lang dauerten die Freudenfeste."[237]

Und ein paar Seiten weiter:

> „Er riß vom mailändischen Gebiete ohne Scheu die Stadt Monza und zwei Grafschaften ab und belehnte damit einen seiner Feldobersten, Gozwin. Der kaiserliche Kanzler Reinald erklärte, die Hauptpunkte des vom Kaiser beschworenen Vertrages mit Mailand gelte nichts mehr, sie seien durch die nachherigen Beschlüsse des Tages von Rongaglia aufgehoben. Dem mit Mailand verbündeten und in den Vertrag mit eingeschlossenen Cremona schickte der Kaiser den Befehl, es solle selbst seine Mauern schleifen und die Graben ausfüllen … Nach immerwährendem Wechsel des Sieges auf beiden Seiten, nach schrecklichen Verlusten an Menschenleben im Lager hüben und drüben, ergab sich endlich Mailand zu Ende des März 1162, ausgehungert, der Gnade des Kaisers. Fest und kalt wie ein Fels blieb der Rotbart gegen alle Bitten. Mailand verschwand, wie der Kaiser geschworen hatte, vom Angesicht der Erde: monatelang zerstörten sie daran mit Flammen und Brecheisen …"[238]

Und über das Ende dieses „großen" Herrschers sagt sein Biograph:

> „… Die Erkältung in dem kalten Gewässer übergab ihn einem schnellen Tode. Nach wenigen Worten an die ihn wie vernichtet umstehenden Freunde und Genossen seiner Thaten schloß er für immer die Augen am 10. Juni 1190 im neunundsechzigsten Jahre seiner großen Laufbahn. Als sein Sohn, in dessen Hand die Hand des Sterbenden ruhte, fühlte, daß das Gehäus des großen Toten kalt war, da erhob sich ein ungeheueres Wehklagen um die große Heldentugend, die jetzt aus der Welt hinweggegangen. Vier Tage lang beklagten sie den größten unter den Fürsten der Erde."[239]

Sie werden mir vielleicht einwenden, daß der Zweck der Belehrung das Mittel der Greuelberichte heilige. Aber Belehrung um jeden Preis war es ja nicht, was der Unterricht zu bieten verpflichtet war, denn gar vieles, was ebenfalls geschehen und auf

237 Bis auf wenige Details (S. 103 statt „er": „der König"; S. 105 statt „Gerippe": „Schatten"; der „Kirche des heiligen Michael" nachgestellt: „dem Palaste der langobardischen Könige") finden sich die Zitate auch in: Wilhelm Zimmermann: Die Hohenstaufen oder der Kampf der Monarchie gegen Pabst [!] und republikanische Freiheit. Ein historisches Denkmal. Erster Theil. Stuttgart; Leipzig: Rieger 1838, S. 103 und S. 109.

238 Vgl. ebenda, S. 166–167.

239 Ebenda, S. 363 (hier statt „des großen Toten": „des gewaltigen Geistes").

die Nachwelt gekommen war, blieb der Jugend verschwiegen, da man es für „bedenklich", „anstößig", „unsittlich" erachtete und die reinen Gemüter mit derlei nicht vergiftet werden durften. Die Feste der Venus in Griechenland, oder der Dienst der chaldäischen Mylitta, Göttin der Fruchtbarkeit,[240] waren ja auch historische Thatsachen und man hätte sie in ihren Einzelheiten beschreiben können – aber dagegen legte die Tugend der Keuschheit strenge Verwahrung ein. Jene Tugend aber, die heute unser veredeltes Geschlecht als ihre menschlichste Tugend hochhält, die ich nicht beim Namen nennen darf, weil die Sprache, auf die ich mich beschränke, keinen Namen dafür hatte – eine Tugend, die über Grausamkeit viel peinlicher errötet, als die damalige Keuschheit über Unzucht, die sogar in dem Worte „Grausamkeit" etwas ebenso Anstößiges findet, wie jenen in dem Worte Unzucht lag – diese Tugend war damals noch nicht geboren. Unsere Ahnen aus dem neunzehnten Jahrhundert empfanden noch ebenso wenig Abscheu vor „glorreicher" Menschenschinderei, als ihre um ein paar tausend Jahre entrückten Vorfahren sich vor dem schmackhaften Brauche der Menschenfresserei entsetzten. Ausdrücke wie: „die ganze Bevölkerung über die Klinge springen lassen", „Städte einäschern", „Länder verwüsten", reihen sich in den Siegeschroniken der Eroberer wie die Perlen aneinander, und diese Perlendiademe waren es, mit welchen die Geschichtsschreiber jener Zeiten die Häupter ihrer Helden schmückten.

Weit mehr noch als die Philosophie, welche sich einst offen die „ancilla"[241] der Theologie benannte, mußte die Geschichte Magddienste verrichten. Während alle anderen Disziplinen ihre Ketten schon abgeschüttelt hatten und unter ihnen die

240 Nach den *Historien* des Herodot (I. 199) soll es in Babylonien folgenden Brauch gegeben haben: „Jede Babylonierin muß sich einmal in ihrem Leben in den Tempel der Aphrodite begeben, dort niedersitzen und sich einem Manne aus der Fremde preisgeben. Viele Frauen, die sich nicht unter die Menge mischen wollen, weil sie reich und hochmütig sind, fahren in einem verdeckten Wagen zum Tempel; zahlreiche Dienerschaft begleitet sie. Die meisten Frauen dagegen machen es folgendermaßen. Sie sitzen in dem Heiligtum der Aphrodite und haben eine aus Stricken geflochtene Binde ums Haupt. Es sind viele zu gleicher Zeit da; die einen kommen, die anderen gehen. Geradlinige Gassen nach jeder Richtung ziehen sich durch die harrenden Frauen, und die fremden Männer schreiten hindurch und wählen sich eine aus. Hat sich eine Frau hier einmal niedergelassen, so darf sie nicht eher nachhause zurückkehren, als bis einer der Fremden ihr Geld in den Schoß geworfen und sich draußen außerhalb des Heiligtums mit ihr vereinigt hat. Wenn er ihr das Geld zuwirft, braucht er nur die Worte zu sprechen. ‚Ich rufe dich zum Dienste der Göttin Mylitta.' Aphrodite heißt nämlich bei den Ässyriern Mylitta. / Die Größe des Geldstücks ist beliebig. Sie weist es nicht zurück, weil sie es nicht darf; denn es ist heiliges Geld. Dem ersten, der es ihr zuwirft, folgt sie; keinen verwirft sie. Ist es vorüber, so geht sie nachhause und ist der Pflicht gegen die Göttin ledig. Wenn du ihr nachher noch so viel bietest, du kannst sie nicht noch einmal gewinnen. Die Schönen und Wohlgewachsenen sind sehr schnell befreit; die Häßlichen müssen lange Zeit warten und gelangen nicht dazu, dem Brauch zu genügen. Drei, vier Jahre müssen manche im Tempel weilen. Auch auf Kypros herrscht hier und da eine ähnliche Sitte." Herodot: Historien. Deutsche Gesamtausgabe. Aus dem Griechischen von August Horneffer. Neu herausgegeben und erläutert von Hans Wilhelm Haussig. Stuttgart: Kröner 1979. (= Kröners Taschenausgabe. 224.) S. 80–92: https://agiw.fak1.tu-berlin.de/Auditorium/LaVoSprA/SO4/Her_Bab.htm [2017-07-24].

241 Lat. ancilla: Sklavin, Magd, Dienerin.

Losung galt: „die Wissenschaft ist frei", gab sich die Geschichte noch lange dazu her, ihrem Herrn, dem Staat und ihrer Herrin, der Kirche, die Schleppe zu tragen: sie mußte dazu dienen, Gesinnungen zu formen. Physik, Geographie, Astronomie u. dergl. können nur Erkenntnisse geben, während Geschichte je nach dem Ton ihres Vortrags sich dazu benützen läßt, sogenannte Grundsätze beizubringen. Wie viele Prozente Hydrogen und Oxygen im Wasser enthalten sind, wie die Bergspitzen der Cordilleren heißen, wie viele Meilen die Entfernung des Mondes von der Erde beträgt, das mußte wohl in allen Schulen gleich gelehrt werden und beeinflußte auch nicht den Schüler in seiner Eigenschaft als zukünftigen Staatsbürger; aber die Ereignisse der Geschichte wurden an jedem Orte nach den dort herrschenden politischen und konfessionellen Gesichtspunkten – also an jedem Orte anders – erzählt und der eigentliche Zweck dieses Unterrichts war weniger die Kenntnis der mitgeteilten Thatsachen, als die Beibringung der mittels dieser Thatsache begründenden Prinzipien. Loyalität, Vaterlandseifer, Gläubigkeit waren es in erster Linie, die da erlangt werden sollten; das objektive Wissen war hier nur Mittel, nicht Zweck. Und neben der Allwichtigkeit oder gar Heiligkeit des Zweckes kam ja bekanntlich ein wenig Fälschung der Mittel nicht in Betracht. Da der Staat es übernommen hatte, die Kinder zu unterrichten, so benützte er die Gelegenheit, sie auch zu erziehen; natürlich suchte die absolutistische Regierung sich sklavisch gesinnte, die monarchische – loyal gesinnte, und die republikanische – demokratische Bürger heranzubilden. Da ein solches Resultat weder durch chemische Experimente, noch durch arithmetische Figuren, noch durch geographische Karten erreicht werden kann, so mußte die Geschichte dazu herhalten, den Beweis zu liefern, daß die wünschenswerteste, vielmehr die alleinberechtigte, Regierungsform diejenige des Absolutismus, bezw. der konstitutionellen Monarchie oder der Republik sei. Ferner mußte mit Hilfe der historischen Studien der patriotische Stolz genährt, die Kriegslust geweckt und der Rassenhaß geschürt werden. Alles dies ließ sich durch eine geringe Verdeckung der Thatsachen und, wo dies nicht zulässig war, durch die verschiedene Beleuchtung derselben leicht erreichen. Dem Theologen bot kein anderer Gegenstand aus dem Schulprogramm Gelegenheit, seine in der Katechismusstunde vorgebrachten Lehren zu veranschaulichen und so wurde an der Hand der Geschichte darzuthun versucht, daß der Gang der Ereignisse nur im Hinblick auf den Triumph der jeweilig vertretenen Konfession sich abgewickelt hat. Hier war ein ergiebiges Feld für die Hinweise auf das Walten der Vorsehung, für die immer bereite Erklärung der göttlichen Weisheitsabsichten; – die ganze Historie diente sozusagen als Schema für die Bewegungen des „Fingers Gottes". Dieser Finger wurde stets als damit beschäftigt dargestellt, alles so zu lenken, wie es zu den Zwecken und Ansichten des betreffenden Historiographen am besten paßte. So waren z. B. die Niederlagen im Kriege als Strafen geschickt, wenn sie den Feind, und als heilsame Prüfung, wenn sie den Freund trafen.

Ein sehr charakteristisches Muster geistlich-historischen Stils kann ich Ihnen in folgender Stelle einer mir vorliegenden alten Schrift bieten, betitelt *Weckstimmen*[242] und Mai 1886 datiert:

> „Nach der Sündflut gründeten die Menschen die Stadt Babel und wollten einen Turm bauen, dessen Spitze hoch zum Himmel emporrage, damit er, weithin sichtbar, als Mittelpunkt ihrer Einheit diene. Gott störte das freche Beginnen, verwirrte die Sprache des einen und einzigen Volkes, schied es in verschiedene Stämme nach den Söhnen Noahs und zwang sie, über die Erde sich auszubreiten. Diese Sprachverwirrung und Scheidung war zugleich ein Werk der göttlichen Vorsehung, damit die Menschheit nicht abermals durch Ueppigkeit verfalle, oder durch Tyrannei sich aufreibe. In Völker getrennt, konnte sie sich erhalten und zur Kultur voranschreiten. Gerade die Verschiedenheit der Sprachen bewahrte den Völkern ihr nationales Leben, ihren Charakter und ihre Existenz. Mochte auch ein Volk im Laufe der Zeit zu Grunde gehen, so erhob sich wieder ein anderes zu außerordentlicher Größe, wie z. B. die alten Egypter, Assyrer, Griechen und Römer. Mögen auch ungläubige Menschen über die Sprachverwirrung zu Babel spötteln, die Weltgeschichte bestätigt die folgenschwere That der göttlichen Vorsehung."

In d i e s e m Geiste wurde Geschichte in den Seminarien, den Klosterschulen und – wenn auch minder grell – in den übrigen Schulen gelehrt. Wenn dieser Geist im Einklang gewesen wäre mit den Resultaten der anderweitig betriebenen Wissenschaften und mit dem allgemeinen Zeitbewußtsein, so wäre dagegen nichts einzuwenden und wir hätten einfach zu konstatieren, daß ein Jahrhundert, in welchem solche Schriften, wie die oben angeführte, ernsthaft genommen werden konnten, ein Jahrhundert der naivsten Unwissenheit war. Aber dem war nicht so. Die Ergebnisse, zu welchen die objektiv – nämlich ohne politische und konfessionelle Nebenzwecke – betriebenen Studien geführt hatten, waren ganz anderer Art. Da war man zu Ansichten und Einsichten gelangt, zu welchen die Geschichte – dort wo sie als „*ancilla*" auftreten mußte – in direktem Widerspruche stand. Während durch die Naturwissenschaften die Überzeugung von dem Walten unabänderlicher Gesetze gewonnen worden, ward dort alle Augenblicke auf das Wunder göttlicher Einmischung gewiesen. Hier die Erkenntnis, daß die Natur überall den kürzesten und „den Weg der geringsten Kraftanwendung" einschlägt, dort die vermeintliche Aufdeckung von der Vorsehung „verschlungenen Wegen". Hier die Einsicht, daß die schärfste Prüfung, das tausendfach wiederholte Experiment, die Erwägung aller Irrtumsmöglichkeiten notwendig ist, um zu einer festzustellenden Wahrheit zu gelangen, – dort die kritikloseste Annahme jeder von verdächtigen Zeugen erzählten und aus trüber Quelle überkommenen Märe. Hier die Erfahrung, daß die „unendlich Kleinen", die Infusorien, es sind, welche Alles aufbauen und Alles zerstören, daß überall das unmeßbar langsam Wirkende, durch unabsehbare Zeiträume sich Vorbereitende die jeweilige Gestaltung herbeiführt, – dort immer das Plötzliche,

242 Suttner dürfte hier auf die von Franz Doll herausgegebene theologische Zeitschrift *Neue Weckstimmen* Bezug nehmen.

das fertig vom Himmel Herabfallende – wie z. B. die babylonischen Sprachen – und die sogenannte „Große-Männer-Theorie", welche die Schicksale aller Reiche und Völker von dem Genius einzelner Helden und Führer ablenkt. Hier durch die Geologie gelieferte Beweise, daß die Existenz der Erde auf viele hundert – vielleicht tausend – Jahrtausende sich beziffert, – dort die ruhige Behauptung, daß unser Planet – und der ganze Himmel daneben – ungefähr sechstausend Jahre alt sei. Hier die astronomische Widerlegung des geozentrischen Irrtums, nämlich des Wahnes, daß die Erde den Mittelpunkt abgiebt, um welchen Sonne, Mond und Sterne kreisen, – dort, wenn auch nicht mehr in physikalischem, so doch in moralischem Sinne die geozentrische Anmaßung, welche die Geschichte der Erdbewohner von so ungeheurer Wichtigkeit erfüllt findet, daß ihr dieselbe den Ausdruck der „göttlichen Weltordnung" abgiebt. Hier sonnenbahnmessende Ausblicke in die schwindelnden Tiefen der Unendlichkeit, wonach die Erde als ein Atom, die Menschheit als ein Schwarm von Sekundengeschöpfen erscheint, und dort die kurzsichtige Beschränkung auf den eigenen engen Horizont und die lächerliche Überhebung, welche dem innerhalb dieses Kreischens sich abspielenden Mückentanz den Namen „Weltgeschichte" giebt.

Sie können, meine verehrten Zuhörer, wenn Sie über dieses Zurückbleiben der öffentlich vorgetragenen Geschichtswissenschaft nachdenken, hierin die Bestätigung einer allgemeinen Wahrheit finden. Es zeigt sich da wieder, daß jegliches Ding, welches zur Förderung eines außer ihm selber liegenden Zweckes benützt wird, in der eigenen Entfaltung gehemmt ist. So wie ein Baum, der in einem Spaliergang steht, seine Äste nicht nach allen Seiten strecken darf, wie sein natürliches Wachstum es ergäbe, sondern, der französischen Parkanlage dienend, die Zweige, aus welchen er sich sonst eine himmelanstrebende Krone gewölbt hätte, unter der Gartenschere fallen lassen muß, ebenso muß eine Wissenschaft, die sich Staats- und Kirchenzwecken beugen soll, es dulden, daß die eigenen, ihrem Stamm entsprießenden Konsequenzen nach gegebenem Muster gestutzt werden.

Selbstverständlich führten die widerstreitenden Anschauungen, welche einerseits aus frei gesammelten Kenntnissen und andererseits aus programmmäßig absolviertem Schulunterricht hervorgingen, schließlich zum Kampfe. Eltern, die nach vollendeter Schulerziehung ihren Geist durch selbstständiges Studium fortentwickelt hatten, mußte der wohlfeile, umfangreiche Unterricht, der ihren Kindern von Staats wegen erteilt ward, nicht länger als Wohlthat erscheinen, sondern ihnen vielmehr das peinliche Gefühl einflößen, daß der Geist ihrer Sprößlinge verkrüppelt werde; daß ihnen die neuesten und stolzesten Errungenschaften der Vernunft hartnäckig vorenthalten bleiben und auf Kosten ihrer leiblichen Gesundheit ihr armes Hirn mit einem Übermaß von Wust und Kram gefüllt wird, welchen abzuschütteln und loszuwerden ihnen ebenso viele Mannesjahre verderben wird, als es ihnen Jugendjahre gekostet hat, ihn sich anzueignen. Vielleicht nicht ganz so grell – aber manche Eltern, die ihre Kinder zur Schule schickten, mußten fühlen, was etwa ein Astronom fühlen würde, dessen Sohn die Astrologie, oder ein Chemiker, dessen Sohn die

Alchimie studierte. Das Grausamste an der Sache war, daß der öffentliche Unterricht eine Art Zwangsmaßregel vorstellte, da die meisten Laufbahnen nur jenseits der kaudinischen Pässe der Gymnasien und Universitäten lagen. Natürlich mußte die Sehnsucht nach Befreiung, oder mindestens nach Reform, sich regen, und in der Körperschaft der Lehrer selber erschollen die Rufe nach größerer Lehrfreiheit vielleicht am lautesten – doch zumeist vergebens. Langsam begann auch in den Mittelklassen das Bedürfnis nach einer, der neuen Weltanschauung angepaßteren Jugenderziehung sich fühlbar zu machen und äußerte sich in den Bestrebungen der sogenannten „freien Gemeinden"; – aber solche Bestrebungen gaben nur Anlaß zu dem Angstruf der Konservativen: „Man will uns die Kindheit verderben – man will sie entchristlichen, entsittlichen!" … und desto strenger verordneten die ministeriellen Erlasse, daß aus den Schulbibliotheken jedes Buch ausgemerzt werde, welches „in religiöser, sittlicher und patriotischer Hinsicht den geringsten Anstoß geben könnte". Dabei wurde dem Umstand wieder nicht im mindesten Rechnung getragen, daß die moralischen Anschauungen sich stetig entwickeln und umwandeln, daß daher der schulpolizeilich zu überwachende Tarif, nach welchem die ethischen Preise der Unterrichtsstoffe taxiert sind, unmöglich dem jeweiligen wirklichen Wert derselben entsprechen kann. Was dem Bewußtsein einer Zeit als sittlich gilt, erscheint in einer späteren als barbarisch; was in der einen das höchste religiöse Ideal vorstellt, wird in einer nächsten als Wahnglaube verworfen. Da nun die Erkenntnis von der Wirklichkeit der Dinge, von deren ursächlichem und notwendigem Zusammenhang – mit einem Worte: die Wissenschaft – die einzige Quelle aller fortschreitenden Gesittung und aller sich Geltung schaffenden politischen und moralischen Systeme ist, s o f o l g t , daß die Wissenschaft ganz freigegeben werden muß, wenn man will, daß die junge Generation ungehindert vorwärtsschreite, oder aber ganz geknebelt, wenn das überkommene System in jeder Richtung aufrechterhalten werden soll. Das erste Ideal war zu jener Zeit noch lange nicht erreicht, das zweite schon lange nicht mehr vorherrschend. Alte und moderne Weltanschauung – was man damals eben „modern" nannte und uns heute so primitiv erscheint – lagen auf allen Gebieten im Kampfe, nirgends heftiger, als auf dem Gebiete der Erziehung, denn diese ist es, welche über dasjenige entscheidet, was jedem Einzelwesen wie jedem Gemeinwesen das wichtigste Gut ist: – der Bestand in der Zukunft.

Die Dummheit

Von Bertha von Suttner[243]

Wenn ich gleich mit der Behauptung anfange, daß die Mehrzahl meiner Leser mit der in der Ueberschrift genannten Eigenschaft behaftet ist, so wird dem Niemand widersprechen und doch auch Niemand sich beleidigt fühlen, da jeder überzeugt ist, der dummheitsfreien Minderzahl anzugehören.

Zu allen Fehlern der Welt wird ein Mensch sich eher bekennen, als zu diesem, dessen große Verbreitung unter seinen Mitmenschen er bereitwillig anerkennt. Man gesteht gern ein, daß man etwas boshaft, furchtbar träge, sehr jähzornig, entsetzlich leichtsinnig sei – aber dumm? das kann man bei aller Aufrichtigkeit nicht zugeben, denn das ist man ja faktisch nicht. Man wird aber auch um keinen Preis geradeheraus von sich sagen: „Ich bin gescheit," denn das gilt als der Gipfel der Unbescheidenheit. Dagegen kann man ganz gut äußern, ohne lächerlich anmaßend zu erscheinen: „Ich bin gut!" sogar „zu gut, fleißig, redlich, ausdauernd, wahrheitsliebend, geduldig, enthaltsam," kurz, man kann sich als einen Ausbund von Tugenden hinstellen, ohne dadurch die Anderen zu verstimmen, wenn man nur stillschweigend zugiebt, daß man von diesen Anderen an Verstand wohl übertroffen wird. Es ist auch gar nicht so grob, Jemanden in leidenschaftlichem Tone der Falschheit, des Hochmuths und aller möglichen Laster zu beschuldigen, als ganz sanft zu sagen: Sie scheinen mir etwas – beschränkt. Das ist der Grund, warum in manchen Streitfragen zwischen dem höflichen Gescheiten und dem ebenso höflichen Dummen der erstere oft zu kurz kommt. Denn während der Vertheidiger der dummen Theorie, ohne gegen die Höflichkeit zu verstoßen, dem anderen sagen kann: „Ihre Ansicht ist gefährlich, ist lächerlich, ist ruchlos," muß dieser – schon aus Lebensart, aus Zartgefühl – die Entgegnung: „Und Ihre Ansicht ist bodenlos dumm" gewaltsam zurückdrängen.

Lassen Sie uns nun, geehrtester Leser, um über das ergiebige Thema behaglich und verständnißsicher weiter plaudern zu können, unsere beiderseitige Stellung im Reiche der Nichtdummheit affirmiren. Blinde können am allerwenigsten über Augenschwäche verhandeln, also könnten ein paar mit Verstandesstaar Behaftete sich nicht über die Licht- und Schatteneinrichtungen des Geistes unterhalten. Vor allem wollen wir die Dummen als aus dem Kreise der Leser ausgeschieden betrachten; jeder Schreibende – der bescheidene Feuilletonist – denkt sich ein paar oder doch einen Leser, der mindestens ebenso gescheit ist, wie er. Und daß er sich auch nicht für dumm hält, folgt schon aus dem oben aufgestellten Satz: „Jeder Mensch

243 Bertha von Suttner: Die Dummheit. In: B. v. S. und Arthur Gundaccar von Suttner: Erzählungen und Betrachtungen. Wien: Szelinski 1890. (= Österr.-Ung. Volksbücher. Nr. 13.) S. 39–62. – Bis auf die Anreden wortgleich in: B. v. S.: Doktor Hellmuts Donnerstage. Milwaukee, Wis.: Freidenker Publishing 1891, S. 130–135 (Kap. XVII).

Bertha von Suttner: Die Dummheit. In: LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 10 (2017), Sonderband 4: Bertha von Suttner als Soziologin. Hrsg. von Eveline Thalmann, S. 83–87: http://lithes.uni-graz.at/lithes/17_sonderbd_4.html
DOI: 10.25364/07.10:2017.SB4.4

CC BY NC ND

hält sich für gescheit." […] Also bereits als Mensch, unter welche Kategorie er sicher gereiht werden kann, hat der Feuilletonist Anspruch auf die eigene Hochachtung vor dem eigenen Verstande, ohne noch den Nimbus mitzurechnen, den – auch in den Augen der Menge – das „Gedrucktsein" verleiht. Ich bitte somit meinen auserwählten Leser, es als glaubwürdige Hypothese hinzunehmen, daß ich nicht auffallend dumm bin, und nunmehr kann die Unterhaltung beginnen. Wir wollen über Dummheit losziehen, daß es eine Lust ist – wir zwei sind ja dabei ganz aus dem Spiele. („Ich schon – ob aber auch Du? …" denkt hier Jeder im Stillen.)

Die Dummheit ist, obwohl sich kein Einzelner davon betroffen fühlt, doch sicher das allerverbreitetste Uebel. Und leider nicht als solches erkannt, gefürchet, noch verfolgt. Im Gegentheil, es genießt den Ruf harmloser Gutmüthigkeit; es wird belächelt, sogar belobt: „rührende Einfalt" – mitunter beneidet: „Selig sind die Armen im Geiste", und die davon Behafteten gelten so wenig für schuldig und straffällig, daß man die Dummheit selber bisweilen euphonistisch als Unschuld – heilige Unschuld – bezeichnet.

Da erscheint im Allgemeinen die Vernunft viel gefürchteter und geschmähter. Luther nannte sie des Teufels – Curtisane (um auch euphonistisch zu sprechen), und von dem Grübeln und Deuteln der Vernunft wird heute noch von allen Glaubenslehrern stets nachträglich gewarnt. Verboten ist die Vernunft nicht mehr – aber leider ist's die Dummheit noch nicht.

Man wende mir nicht ein, daß ein Mensch für seinen Mangel an Verstand nicht zur Verantwortung gezogen werden könne, da derselbe ein natürliches Gebrechen und als solches gerechterweise nicht straffällig sei. Auch Grausamkeit, Habgier und Unredlichkeit sind natürliche Anlagen und werden an sich nicht bestraft; erst deren Bethätigungen, sofern dieselben gemeingefährlich sind – Mord und Diebstahl – verfallen dem Gesetze und der Sühne. Daß die Bethätigungen der Dummheit auch gemeingefährlich sind, das hat man noch nicht genügend einsehen gelernt, und weil man bei durch Dummheit verursachtem Schaden die Ursache für unschuldig hält, so gelten auch die Folgen für entschuldigt. Nicht belächelt, noch bemitleidet, sondern von allen menschlichen Schwächen als die niedrigste sollte Unvernunft verabscheut werden; die sogenannte „sittliche Entrüstung", welche durch des Nebenmenschen Bosheit, Unmäßigkeit und Tücke wachgerufen wird, sollte ebenso zornig über dessen Dummheit aufwallen.

Wenn einmal im Zielbewußtsein die Vernunft mit der sogenannten „Güte" auf gleicher Ansehungsstufe stünde; wenn sie als gleich moralisch gelte, dann würde mittels Erziehung, Predigten und eigener Anstrengung viel energischer auf Aneignung derselben hingearbeitet werden, als dies jetzt geschieht, wo man in der Dummheit nichts „Unmoralisches" sieht. Aber die Dummheit ist unter uns der sittlichen Verachtung noch nicht ausgeliefert, gerade so wie unter Menschenfressern die Menschenfresserei nicht verpönt ist – sie ist noch zu allgemein verbreitet, um das öffentliche Gewissen zu beunruhigen. Es giebt noch keine „öffentliche Vernunft", gegen

die man verstoßen könnte, wie etwa gegen die „öffentliche Sittlichkeit", sonst müßte nach demselben Prinzipe, welches in den Zeitungen unzüchtige Annoncen verbietet, auch ein Strafgesetz gegen das Ankündigen von Wundermitteln, zugesicherten Ternogewinnsten oder dergleichen erlassen werden und strenger als der Vertrieb pornographischer Litteratur müßte der Verkauf von – hier könnte man so manchen Lesezweig, so manches Journal namhaft machen, aber sagen wir – der Verkauf von Traumbüchern untersagt sein. Die prohibitiven Maßregeln gehen ohnedies nicht von der Absicht aus, das von ethischem Standpunkt Verwerfliche zu brandmarken, sondern es ist ihr Zweck, den schädlichen Folgen der als Verbrechen und Vergehen bezeichneten Handlungen vorzubeugen.

Nun aber frage ich, sind die Folgen angewandter Bosheit, Habgier, Unmäßigkeit usw. etwa weniger verderblich, als die Folgen der dummen That? Gewiß nicht; nur liegen sie von ihrer Ursache gewöhnlich etwas weiter entfernt und um sie in ihrem Zusammenhange wahrzunehmen, muß schon ein höherer Grad von Vernunft vorhanden sein, als dem öffentlichen Geiste – aus dessen Gehalt die jeweilige Gesetzgebung entspringt – zu Gebote steht.

Kann man sich etwas Fürchterlicheres vorstellen, als die Leiden, welche der Menschheit aus dem Verfahren der Torturjustiz erwachsen sind? Und wodurch konnte dieses Verfahren Bestand haben? Einfach durch die Unzulänglichkeit der allgemein angewandten Denkkraft. Einzelne Geister haben gewiß auch schon zu damaligen Zeiten die so einleuchtenden Gedanken gefaßt: die Folter erzwingt jedes beliebige Zugeständniß – ein solches beweist nichts – es ist daher eben so unnütz, durch Qualen dieses haltlose Geständnis zu erpressen, als es ungerecht ist, auf dasselbe die Schuldigsprechung zu begründen. Aber zu dieser Schlußfolgerung, die aus mehreren Sätzen besteht, war die öffentliche Vernunft noch nicht herangereift: sie vermochte höchstens aus zwei Sätzen zu folgern, etwa: Wer gefoltert wird, kann in der leugnenden Lüge nicht verharren – und: das Verbrechen ist eingestanden, daher muß die Strafe vollzogen werden. Daß die in diesen zwei Gedankengruppen versteckten logischen Fehler nicht entdeckt, daß beide nicht zusammengefaßt und die Nebenumstände, welche sich aus der Zusammenfassung ergeben, gar nicht in Betracht gezogen werden konnten, war doch weiter nichts als – Unvernunft. Nicht weiter als einen Zug auf einmal sehen – das ist wohl im Schachspiel, als in allen Angelegenheiten des Gedankens das Merkmal des schlechten Spieles und des schwachen Geistes, während der Blick über eine große Anzahl von Zügen, nebst den durch dieselben entstehenden Kombinationen und Komplikationen das Merkmal des guten Spieles und des scharfen Denkens ist.

Aus dem Beispiel der Tortur erhellt wohl am deutlichsten, wie unvereinbar die Dummheit mit Gerechtigkeit ist; letztere aber stellt eines der höchsten sittlichen Ideale vor; folgerichtig ist das gerechtigkeitshemmende Moment ein ethisch verwerfliches. Wie sehr der Aberglaube, diese allgemeinste und wegen ihrer Vetterschaft mit dem in hohem Ansehen stehenden Glauben so schonend behandelte Form der

Dummheit – wie sehr der Aberglaube Unglück und Gräuel nach sich zieht, das zeigt doch die ganze Geschichte der armen Menschheit … „Verbrennt die Juden, sie haben die Brunnen vergiftet." – „Bindet dem Kinde (es hat ein Gerstenkorn) eine Nußschale auf das Auge und gebt eine lebende Spinne darunter." „Tödtet die Aerzte – sie sind gekommen, die Cholera unter uns zu verbreiten." „Vernichtet die Christenhunde und ihr kommt in Mohamed's Paradies!": Alles, Alles Schlachtrufe der Dummheit, dieser grausamsten, verderbnisbringenden Geißel, dieser blinden Vernichterin aller Glückstriebe! Würde doch auch gegen sie bald das Kriegsgeschrei der Vernunft – nicht in einzelnen Stimmlauten, sondern in siegesjubelndem Chor durch die Welt brausen!

„Man gehe jedem beliebigen Uebel auf den Grund", hat ein berühmter französischer Autor gesagt, „immer wird man nicht Bosheit finden, sondern Dummheit." Wer wollte nicht ebenso gern unter dem Kommando eines Tyrannen, als unter dem eines Blödsinnigen stehen? Und ist der Blödsinn – in etwas milderer Form – nicht noch häufig genug am Ruder, oder besteht die „Majorität" etwa überwiegend aus Genies? Dahin hätte alle soziale Reform zu streben: Die Macht in Händen der Weisheit.

Die wärmste Bewunderung, die allgemeinste Huldigung sollte dieser an der Spitze aller menschlichen Tugenden stehenden Kraft – der Kraft des Verstandes, dargebracht werden. Milde, Gerechtigkeit, Edelsinn, Mäßigkeit sind nur die Blüthen vom Baume der Weisheit. Auch der Scherz und der Witz, die lebensfrohe Narrheit blühen am selben Stamme, und die gewollten, lachenden „Dummheiten" mit Dummheit zu verwechseln – mit der in pedantischer Schwerfälligkeit einherschreitenden Dummheit – ist auch nur die Gepflogenheit der letzteren.

Was ist's, das des Menschen Hoheit und Würde ausmacht, das ihn über das Thier erhebt? In organischer Beziehung – das Gehirn, in geistiger Beziehung – die erhöhte Denkkraft. Ob man nun mit der Darwin'schen Schule annimmt, daß sich der Mensch aus der Thierheit langsam herausentwickelt hat, oder mit den Gegnern der Abstammungslehre behauptet, daß er vom Ursprung an höher geartet ins Dasein trat, das unterscheidende Merkmal bleibt immer der Geist. Sittliche Entwicklung besteht aus der Abstreifung des Thierischen, des Rohen – und so gut wie Blutgier ist Stumpfsinn ein bestialisches Attribut. Der französische Sprachgeist hat diese Uebereinstimmung zwischen Dummheit und Thierheit im Doppelsinn des Wortes *bête* festgehalten.

So aufgefaßt, soll die Dummheit derselben moralischen Verachtung anheimfallen, welcher alle bestialischen Triebe und Zustände preisgegeben sind, und das Gefühl der moralischen Verpflichtung soll entstehen, daß der Vernunft – als der würdevollsten unter den menschlichen Tugenden – mit nicht geringerem Eifer zugestrebt werden müsse, als den übrigen sittlichen Idealen. Eine Dummheitsverjagung und -Ausrottung sollte in Szene gesetzt werden, gegen welche die Maurenvertreibung in Spanien und die Christengemetzel im Orient als energielose Spielereien erscheinen. Aber wohlgemerkt: um Mord und Todtschlag könnte es sich da nicht handeln; nur

mit den Waffen des Geistes, nur mit dem Aufwande aller verbündeten Verstandeskräfte müßte dieser Krieg gegen die gewaltige große Feindin geführt werden: von ihren Thronen soll sie herabgestürzt, in ihren Zwingburgen überfallen, aus ihren Schlupfwinkeln hervorgejagt – alle Masken sollen ihr vom Gesicht gerissen werden – die Masken der Gutmüthigkeit, der Frömmigkeit, der Gelehrtheit – auf daß sie überall erkannt werde in ihrer vollen Häßlichkeit und Gefährlichkeit, auf daß die Losung der dem Thierischen immer mehr und mehr entwachsenden Menschheit laute: Nieder mit der Dummheit!

Ein Wort an die antisemitischen Frauen

Von Bertha von Suttner[244]

„Sag' mir, was ist denn – eigentlich – der Antisemitismus?"

So hörte ich neulich eine junge Frau ihren Gatten fragen.

Er zuckte die Achseln. „Das solltest Du doch wissen … da doch Dein Vater, Deine Brüder enragirte Antisemiten sind, da Du doch selber öfter geäußert hast, du mögest die Juden nicht …"

Dennoch, die Frage war berechtigt: Jene wußte nicht, was der Antisemitismus „eigentlich" sei. Es kommt so häufig vor, daß man eine Sache jahrelang so gewiß als selbstverständlich hinnimmt, daß man die darüber in Umlauf befindlichen Phrasen auch selber nachspricht, ohne weiter darüber nachzudenken, und daß dann – wenn man plötzlich sich oder Anderen Rechenschaft darüber geben soll – Einem die Einsicht aufsteigt, daß man wirklich nicht sagen könnte, woraus das Ding besteht, worauf es sich gründet und wo hinaus es will.

Es ist so bequem, eine Erscheinung – sei sie nun physikalischer oder socialer Natur – einfach als bestehende Thatsache hinzunehmen und vorauszusetzen, daß die Ursachen, aus welchen sie hervorgegangen, hinreichend sein müssen, sonst wäre sie eben nicht da. Das hat wohl seine Richtigkeit, nur können die wirklichen Ursachen ganz andere sein als die allgemein angegebenen.

In mit Wissenschaft oder Politik zusammenhängenden Dingen liegt es besonders den Frauen nahe, die Last des weiteren Erörterns von der Seele abzuwälzen: „Das verstehen wir nicht! … Das sollen wir auch nicht verstehen! … Das geht uns nichts an!" Je mehr es dann dem gesunden Sinne auffällt, daß eine Einrichtung, eine Bewegung etwas Hartes, Unglückbringendes an sich hat, desto mehr ist man bereit, anzunehmen, die Gründe hiezu seien unabweisliche, genau erforschte und gewissenhaft geprüfte. Je gräßlicher und häßlicher die äußere Bethätigung, desto unumstößlicher – so denkt man – die innere Berechtigung; denn würden sonst so viele, mitunter so angesehene Leute zu der Sache trotz ihrer harten Folgen sich bekehrt haben?

So auch hier. Denn daß es schön, daß es allgemein beglückend, daß es nur gerecht sei, eine Anzahl von Leuten ihrer Glaubens- oder Race-Angehörigkeit wegen zurückzusetzen, das wird doch Niemand – am allerwenigsten eine sonst sanft und freundlich gesinnte Frau – finden; aber sicherlich ist diese Zurücksetzung zum Wohle der Uebrigen nöthig; aus furchtbar verwickelten ethnographischen und an-

244 Bertha von Suttner: Ein Wort an die antisemitischen Frauen. In: Die Presse (Wien) Nr. 200 vom 23. Juli 1891, S. 1–2 (Feuilleton). Dann in: Freies Blatt. Organ zur Abwehr des Antisemitismus (1893), H. 122, S. 2–3.

CC BY NC ND

Bertha von Suttner: Ein Wort an die antisemitischen Frauen. In: LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 10 (2017), Sonderband 4: Bertha von Suttner als Soziologin. Hrsg. von Eveline Thalmann, S. 88–92: http://lithes.uni-graz.at/lithes/17_sonderbd_4.html
DOI: 10.25364/07.10:2017.SB4.5

thropologischen Gründen ist die betreffende Race minderwerthig und aus noch verwickelteren, mit Großcapital und Kleingewerbe und sonstigen national-ökonomischen Dingen versetzten Ursachen muß man sie unschädlich machen und sich als deren Feind bekennen … Das ist so ungefähr der Standpunkt unserer antisemitischen Frauen. Häufig thun sie auch mit, ohne nur zu der Fragestellung zu gelangen, welche diese einleiten. Solchen meiner Schwestern jedoch, die nach diesem „eigentlich" geforscht haben, möchte ich gern hier in aller Kürze (und ich h a b e die Angelegenheit einigermaßen studirt) ein wenig Aufschluß geben.

Der Kern der Sache ist Feindseligkeit. Das Mehr oder Weniger von Haßfähigkeit, das jeder Mensch im Innern trägt und das er gegen die Dinge wendet, die ihm störend, schädlich oder auch nur – unangenehm erscheinen, ist sehr leicht angefacht, denn er ist froh, einen Gegenstand zu finden, auf welchen er die verschiedenen Richtungen seines Grolles concentriren kann. Die alte Geschichte vom Sündenbock. Die Einen sehen ihren Glauben gefährdet, die Anderen ihre Geschäfte, die Dritten ihre gesellschaftliche Exclusivität, und die verschiedenen Angsttöne wandeln sich in Klage- und Anklagetöne, die in einem Accord zusammenklingen, der schließlich bis zum Verfolgungsgeschmetter anschwellen kann. „Schlagt sie nieder!" Diesen Kampfruf der mittelalterlichen und der Corfioter Antisemiten,[245] den will keiner unserer „gebildeten" Arier ausstoßen; sie vergessen aber, daß die Häufung der einzelnen Beschuldigungen, Verdächtigungen, Geringschätzungen jenen Ruf ergeben muß. „O, nichts Gewaltthätiges – nur auf gesetzlichem Wege …" heißt das Parteischlagwort und die Anderen beruhigen sich dabei. Sie sehen nicht, daß Jene anstreben, ihre Verfolgung – die jetzt noch außergesetzlich ist – zum Gesetz zu erheben. Die Hinrichtungen der Ketzer und Zauberer waren Acte öffentlicher Justiz, und – ohne so weit in die Vergangenheit zurückzugreifen – die jüngsten Massenausweisungen der Juden aus Rußland, wodurch tausende unschuldiger Familien dem bittersten Jammer preisgegeben worden, sind die pflichttreue Ausführung einer von der höchsten Gesetzesgewalt ausgegangenen Verordnung.[246] „Wir leben nicht im Mittelalter und nicht unter halbasiatischem Autokratenthum," wird darauf beschwichtigend geantwortet, „so weit lassen wir es nicht kommen, wir wollen nur auf gesetzlichem Wege …" Was? Einer Classe von Mitbürgern ihre Rechte eines nach dem anderen entziehen, ihnen die Wege versperren – nicht nur zu Aemtern und Würden, sondern auch zum Lebenserwerb; oder ist denn der Grundsatz, zu dem die Antisemiten – sogar in dem Inseratentheil ihrer Blätter – sich bekennen: „Kauft nur bei Christen!" nicht einfach ein Aushungerungsverfahren? Ein zwar langsameres

245 Anspielung auf den Ritualmordvorwurf auf Korfu (1891): In der Nacht vom 1./2. April 1891 wurde ein achtjähriges jüdisches Mädchen ermordet aufgefunden. Die antisemitische Hetze deutete die Tat als von Juden begangenen, zeremoniellen Mord an einem christlichen Mädchen. Die folgenden Pogrome hatten die Ermordung von 20 Juden, mehrere Verletzte, Plünderungen, schließlich die Flucht von rund 1.500 Juden zur Folge. Vgl. Maria Margaroni: Ritualmordvorwurf auf Korfu (1891). In: Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Herausgegeben von Wolfgang Benz. Bd. 4: Ereignisse, Dekrete, Kontroversen. Berlin; Boston: De Gruyter; Saur 2011, S. 347–349.

246 1891 begann die systematische Vertreibung der Juden aus Moskau.

und versteckteres als die Umzingelung des Judenviertels, aber ebenso sicher – nur zehnmal perfider?

An die letzten Consequenzen, an die folgerichtige Ausführung einer Sache denken die wenigsten Leute. In der Frage des Antisemitismus z. B. werden die Meisten auf verschiedenen Anfangsstationen stehen bleiben – bis zum thätlichen Haß werden sie nicht schreiten wollen; aber das wird ihnen doch erlaubt sein, Antipathie zu fühlen und sie merken zu lassen? … Was die Anderen betrifft, die bis zum Haß gelangt sind – so denken die Gemäßigten und „Antipathie" Fühlenden – so haben die sicher ihre Gründe … Die Blutsaugerei muß doch eine politisch-ökonomisch bewiesene Thatsache sein und das gewisse österliche Blutopfer … je nun, „so ganz ohne" ist das Ding vielleicht auch nicht … Warum sollte – wenn die Schädlichkeit einer Race oder Classe erkannt worden ist, nicht gegen dieselbe angekämpft werden? Die letzte Consequenz grenzenloser Duldsamkeit wäre schließlich auch verwerflich, denn das hieße ja, daß man das Schlechte nicht verachten und nicht verhindern dürfte. – –

Daß hier ein Trugschluß vorliegt – daß durch die Verdammung des Antisemitismus das Recht auf Verfolgung und Ausrottung des Schlechten nicht angegriffen wird, das läßt sich bei einigem Nachdenken ganz klar erkennen. Die Sache ist nämlich die: Alle Schlechtigkeiten – Verbrechen und Vergehen – welche innerhalb der Gesellschaft begangen werden, sind individuelle Thaten und dürfen daher nur an den Einzelnen verpönt und bestraft werden. Sobald unter dem Vorwand, daß in einer bestimmten Gruppe von Leuten mehr gesündigt wird – die ganze Gruppe der Verfolgung anheimfällt, so ist's um die Gerechtigkeit geschehen. Diese fordert unabweislich, daß die Schuld nur dem Schuldigen angerechnet werde. Sobald durch Vollstreckung eines Urtheiles neben mehreren gerecht Verurtheilten auch nur Ein Unschuldiger mitzuleiden hat, so ist jenes Urtheil ungerecht gewesen. Was das moralische – nicht juridische – Urtheilen betrifft, welches ganze Classen umfaßt und dadurch nothwendigerweise vielen Einzelnen Unrecht thut, so ist dies eben – Vorurtheil. In diesem ganzen Gedankenwirrsal läßt sich also als untrüglicher Wegweiser das Princip der Gerechtigkeit gebrauchen. Was gegen dieses verstößt, hat man aus seiner Gesinnung auszuscheiden.

Vorausgesetzt – aber nicht zugegeben – daß unter den Semiten mehr schlimme Eigenschaften vorkommen als unter den Ariern, so wäre, ehe man die Racen-Eigenthümlichkeit dafür verantwortlich macht, zu untersuchen, wie viel von den Fehlern auf Rechnung der Behandlung, der Umstände zu setzen ist, unter welchen die betreffende Race existiren mußte und noch muß; angenommen also, daß bei vielen Einzelnen diese Fehler unangenehm oder gar schädlich hervortreten, so kann man ja diese Einzelnen meiden, beziehungsweise unschädlich machen; aber zugleich auch Jene meiden, Jene beleidigen, Jene von vornherein strafen, die von jenen Fehlern frei sind und vielleicht die liebenswürdigsten und achtungswerthesten Tugenden und Fähigkeiten besitzen, das verstößt doch gegen alle Vernunft und alles Rechtsge-

fühl! Und gerade das ist es, was der Antisemitismus von seinen Anhängern fordert. Man soll einem hochgebildeten Wiener Juden – sagen wir Advocaten, Schriftsteller, Künstler – mit Geringschätzung begegnen, ihn zu hindern trachten, seinen Beruf oder seine Kunst auszuüben, weil – nun, weil es in galizischen Dörfern jüdische Branntweinbuden-Besitzer gibt, welche Wucher treiben. Argumente solchen Calibers hört man von jener Seite häufig vorbringen.

Da nun die Ungerechtigkeit der Boden ist, aus welchem der Antisemitismus hervorsprießt, so ist auch folgerichtig die Methode, mit welcher er vorgeht, eine rechtsverleugnende geworden. Er operirt (der falsch verstandene Zweck heiligt ihm die Mittel) wissentlich mit Trug. Wenn z. B. – und da nenne ich nur eines der üblichen Kampfmittel – die Blätter seiner Partei alle von Juden begangenen Verbrechen und Vergehen herzählen und die gleichzeitig von arischer Seite begangenen verschweigen, so ist das geflissentliche Falschheit.

Nichts ist leichter, als zu hetzen, nichts leichter, als bei ungebildeten Massen Haß und Mißtrauen zu wecken. Es ist daher die große Anhängerschaft, welche der Antisemitismus in der Bevölkerung, namentlich auf dem flachen Lande, gefunden hat, kein Beweis für dessen Berechtigung. Noch Eins kommt hinzu: die Leute sind gar so froh, wenn sie irgend eine Classe als minderwerthig, als Geschöpfe zweiter Kategorie betrachten können; dadurch gewinnen sie in ihren eigenen Augen an Vornehmheit. Wenn so ein kleiner Handwerker oder Hausknecht von dem vierspännig vorbeifahrenden Baron Soundso sagen kann: „Das ist nur ein Jud'", so fühlt er sich selber so gewissermaßen geadelt. Allen Jenen ferner, die unter dem Druck wirthschaftlicher Verhältnisse leiden, ist es eine Wohlthat, sich eine Classe von Leuten vorzustellen, auf die sie ihren Groll abladen und von deren Zurückdrängung sie sich Abhilfe erhoffen können.

Viele denken nicht einmal so weit. Nur etwas zum Verfolgen und zum Beschimpfen zu haben, das genügt ihrem Triebe. Denn daß die rohen Triebe aus der Menschheit noch nicht ausgerottet sind, das ist – dem Genius des Fortschrittes sei's geklagt! – eine nicht wegzuleugnende Thatsache.

Nun ist aber eine Bewegung, welche auf Trug und Ungerechtigkeit sich stützt, dabei den niederen Instincten Nahrung gibt, eine Gefahr für die Gesellschaft. Eine desto größere Gefahr, als Solche, die selber nicht lügen und selber nicht roh sind, davon ergriffen werden, weil sie bei den Anderen begründetes Urtheil voraussetzen – und es ist natürlich, daß die Vorurtheilslosen endlich beginnen, sich energisch dagegen aufzulehnen. Nicht nur die Betroffenen, sondern alle Jene, denen das schreiende Unrecht weh thut, das da ihren gleichberechtigten Mitbürgern, ihren gleichgearteten Mitmenschen geschieht, mußten schließlich zu einem lauten Proteste sich aufraffen. Lange – viel zu lange – sind sie schweigend beiseite gestanden; je wüster und lauter die Anderen hetzten und schürten, desto stiller und verächtlicher haben sie sich abgewendet, in der falschen Voraussetzung, daß das sowohl gegen die Staatsgrund- als gegen die Vernunftgesetze verstoßende Treiben von selber sich verlieren müsse.

Und auch aus einem gewissen Anstandsgefühle, um die beleidigte Classe durch die Beachtung der Beleidiger nicht noch mehr zu verletzen, haben die Nichtantisemiten sich passiv verhalten. Aber mit Unrecht. Das Treiben hat nicht aufgehört; unter allerlei Formen und Masken und in den verschiedensten Abstufungen hat es in immer weitere Kreise sich verbreitet. Da war nun der Zeitpunkt gekommen, wo Solche, welche die Verwerflichkeit jener Bewegung einsehen, sich zur Abwehr derselben erhoben, indem sie öffentlich erklärten, daß sie den Antisemitismus verdammen. Als vor Kurzem solche *contra*-antisemitische Vereinigungen ins Leben gerufen wurden, haben sich sofort Männer und Frauen aus den verschiedensten Gesellschaftsclassen angeschlossen und in ihren Listen Namen aufgewiesen, welche, um achtunggebietend zu wirken, vorerst nicht gezählt, aber gewogen sein wollen. Wer da beigetreten, der hat damit die Verpflichtung übernommen, im eigenen Kreise gegen das Ueberhandnehmen jenes gehässigen Geistes zu wirken und nicht länger – unter den beiden bequemen Vorwänden: „Ich mische mich nicht in Politik" und „Jeder Mensch kann ja seine Ansicht haben" – es ruhig geschehen zu lassen, wenn in ihrer Gegenwart in antisemitischem Sinne gesprochen wird. Besonders den Müttern kommt es zu, wenn sie bemerken, daß ihre halbgewachsenen Söhne Gefahr laufen, von diesem Giftstoffe angesteckt zu werden, sie davor zu schützen; denn keiner Mutter soll es gleichgiltig sein, wenn ihr Kind Gesinnungen nährt und ausdrückt, die auf Grausamkeit und Ungerechtigkeit, auf Hochmuth und Dünkel gegründet sind, die das Gemüth zu verrohen und den Geist zu verengen drohen.

Das Heft kann nicht umgekehrt werden. Die Antisemiten dürfen nicht sagen: Ihr seid ungerecht und gehässig gegen uns, Ihr beleidigt uns *en bloc*, indem Ihr uns Rohheit und Urtheilsmangel zuschreibt – wir sind eine Partei, wir fordern Achtung für unsere Ueberzeugung. Darauf läßt sich antworten: Wir, die Abwehrenden, wenden uns nicht gegen eine ganze, durch ein generelles und zufälliges Merkmal gebildete Classe, deren einzelne Individuen die verschiedenartigsten guten oder bösen Eigenschaften haben können; wir bekämpfen eine bestimmte Gesinnung, die jedes einzelne Individuum der von uns Bekämpften auch wirklich hegt und zu hegen sich rühmt. Wenn man einem Verfolger das Verfolgen verwehrt, so darf er darum nicht den Verfolgten spielen. „Schau' … der arme Löwe dort," so sagte ein mitleidiges Römerkind in der Arena, „der arme Löwe hat noch keinen Christen bekommen!" Aehnlich zu bedauern wären die armen Antisemiten, wenn sie ihre Lieblingsbeute nicht mehr zu verschlingen hätten.

Die Frauen

Von Bertha von Suttner[247]

Unter dieser Rubrik liebte man es zu jener Zeit, alle diejenigen Geschöpfe unserer Gattung, die dem weiblichen Geschlechte angehören, unter allgemeinen Gesichtspunkten zu betrachten, und man war gewohnt, den einen thatsächlichen Unterschied, nämlich den Unterschied des Geschlechts, auf beinahe alle Merkmale auszudehnen und sich unter „Frauen" eine Klasse von Wesen vorzustellen, die in jeder Hinsicht – in geistiger gerade so wie in körperlicher – mit ganz anderen Eigenschaften ausgestattet waren als ihre männlichen Mitwesen, und daher eine Art Neben- oder vielmehr U n t e r abteilung des Menschentums bildeten.

In vielen Sprachen war der Ausdruck Mensch mit Mann gleichbedeutend (das französische *homme*, italienische *uomo*, englische *man*) – und auch im Deutschen, wo „Mann" und „Weib" in der weiteren Begriffseinheit „Mensch" enthalten waren, erlaubte der Sprachgebrauch doch nicht, das Wort Mensch in der Einzahl auf die Frau zu beziehen. Hieß es „Ein guter Mensch", „Ein häßlicher Mensch", so blieb über das Geschlecht des so bezeichneten kein Zweifel: es handelte sich um einen Mann. Für den Ausdruck, der unter uns Gebrauch ist, um die weiblichen Individuen der Menschheit mit gleichwertigen Namen zu nennen – etwas, was im Geiste des alten Deutsch – „Menschin" hätte heißen müssen – gab es in keiner der damaligen Kultursprachen ein Äquivalent. Natürlich: das Wort entsteht erst später als die Sache und im Maschinenzeitalter lebten nur Frauen, – Menschinnen, wenigstens als solche anerkannt, gab es noch keine. Wir können daher dreist behaupten, daß wir heute gegen damals, bei gleicher Individuenzahl, doppelt so viele Menschen sind. Aus einer doppelten Anzahl von Mitbewerbern gelangen auf allen geistigen und technischen Gebieten, von welchen früher eine Hälfte der Gesellschaft ausgeschlossen war, die besten obenan und es ist klar, daß durch diesen Zuwachs von wetteifernden Kräften die Kultur mit verdoppelter Schnelligkeit vorwärts schreiten mußte.

Schon damals galt es als festgestellter Satz, daß der Grad der Gesittung einer Nation an der Stellung zu messen sei, welche innerhalb derselben von der Frau eingenommen wird, und prahlend wiesen die Europäer des neunzehnten Jahrhunderts darauf hin, wie bei den Wilden das Weib als Lasttier, bei den Orientalen und im Altertum als Sklavin, bei ihnen jedoch als Gefährtin betrachtet wurde. Mit Anwendung dieses selben Satzes können wir auch heute darthun, wie verhältnismäßig barbarisch das Maschinenzeitalter noch war, da die Frauen nicht als Vollmenschen, sondern – wenn auch nicht mehr als Lasttiere und als Sklavinnen, so doch als Untergebene, als Schutzbedürftige, als erwachsene Kinder galten. Der Rang „Gefährtin", zu welchen sie vorgerückt waren, drückte doch auch nur aus, daß ihre Stellung in Anbetracht

247 Bertha von Suttner: Das Maschinenzeitalter. Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit. Nachdruck der 3. Aufl. von 1899. Düsseldorf: Zwiebelzwerg 1983, S. 91–137.

Bertha von Suttner: Die Frauen. In: LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 10 (2017), Sonderband 4: Bertha von Suttner als Soziologin. Hrsg. von Eveline Thalmann, S. 93–121:
http://lithes.uni-graz.at/lithes/17_sonderbd_4.html
DOI: 10.25364/07.10:2017.SB4.6

BY NC ND

dessen, was sie dem M a n n e sein durften, eine bessere geworden; nicht mehr zu der groben Arbeit angestellt, nicht mehr verkäuflich, sondern mit dem Vorrecht beglückt, dem Gatten – vorausgesetzt, daß sich einer fand – lebenslänglich den Haushalt führen zu dürfen. Nicht was sie selber vorstellten, bestimmte ihren Menschenwert und ihre gesellschaftlichen Rechte, sondern das, was ihnen des Mannes Huld gewährte. Er war und blieb der von Gottes Gnaden eingesetzte Monarch; nach und nach verlieh er seiner Unterthanin, der Frau, immer höhere Adelstitel. Von der Ebenbürtigkeit beider Geschlechter war noch keine Rede. Die menschliche Gesellschaft, sofern sie als ein frei sich entwickelndes Ganzes gedacht wurde, bestand eigentlich nur aus Männern, denn das ganze öffentliche Leben: nämlich Gesetzgebung, Regierung, Kriegführung, Gewerbe, Wissenschaft, war nur von Männern besorgt; sie also personifizierten das, was die geschichtlich fortschreitende, die effektive Menschheit abgab. Dieser selben waren Wesen beigesellt, welche dazu bestimmt waren, teils ihr das Leben zu erleichtern – sei es in der Lasttier-, der Sklavin- oder der Gefährtin-Form – teils dieselbe fortzupflanzen, nämlich wieder neue Menschen – d. h. Männer – zu gebären und neue Hilfswesen dazu.

Die vielen aus jener Zeit stammenden Bücher mit Titeln wie „Die Frauen", „Frauenleben auf der Erde"[248], „Studien über die Frauenseele"[249]; die kursierenden summarischen Gemeinplätze über die Weiber und deren Charakter; die schmähenden und lobenden, lächerlich machenden oder schmeichelnden Sprüche und Gedichte, wo immer die g a n z e weibliche Menschenhälfte unter e i n e m Gesichtspunkte dargestellt erschien, zeigen zur Genüge, wie man (d. h. die Männer, denn diese waren die Sprachführer des unter „man" verstandenen öffentlichen Geistes) die Frauen als etwas Abgesondertes betrachtete. Die aus allen herrschenden Anschauungen hervorgehende und stillschweigend angenommene Grundanschauung war die: die Frau war nicht um ihrer selbst willen, sondern für den Mann geschaffen. Die Gegenseitigkeit der Ergänzung wurde übersehen.

Hätte Jemand die Behauptung aufstellen wollen, daß der Mann nur für die Frau geschaffen sei, so wäre die Absurdität dieses Satzes wohl Jedermann aufgefallen; daß aber in dem gegenteiligen Satz ebenso viel unbegründete Anmaßung enthalten war, das entging unseren Ahnen vollends.

Anmaßend und lächerlich fand man es nur, wenn für die Frau Anspruch auf G l e i c h berechtigung erhoben wurde. Nicht nur lächerlich, auch lästerlich. Denn wie alle überkommenen Satzungen, hatte die Unterordnung der Frau ihre Stützen in altehrwürdigen Aussprüchen der Religionsbücher: „Er soll dein Herr sein", hieß es in der Bibel, und die ganze Mythe der aus einer Rippe des ersten Mannes ge-

248 Amand Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld: Das Frauenleben der Erde. Wien; Pest; Leipzig: Hartleben 1881.

249 Es dürfte sich hierbei handeln um: Albrecht Goerth: Erziehung und Ausbildung der Mädchen. Ein Wegweiser für gebildete Eltern, für Lehrer und Erzieher. Teil I: Das Studium der Frauenseele. Teil II: Die Erziehung und Ausbildung der Mädchen im Elternhause und in den Schulen. Anhang: Zur Frauenfrage. Leipzig: Klinkhardt 1894.

formten Genossin, welche ins Leben gerufen worden, weil der Schöpfer eingesehen, daß es für den Menschen, – d. h. den Mann – nicht gut sei, allein zu sein – deutet auf jenes Verhältnis hin, in welchem das Leben nicht als Selbstzweck, sondern als Verschönerung des männlichen Daseins aufgefaßt wird – eine Idee, die noch in dem Lobgesang des Dichters nachklingt:

> Ehret die Frauen, sie flechten und weben
> Himmlische Rosen ins irdische Leben.[250]

Für solche, die in der Bibel Gottes unumstößliches Wort sahen – und deren Anzahl war im Maschinenzeitalter noch beträchtlich – war die sogenannte Frauenfrage, die sich allerorts zu regen begann, überhaupt keine Frage; ihnen erschien jede Bestrebung des Weibes, sein vieltausendjähriges Joch abzuschütteln, als ein ebenso thörichtes und aussichtsloses, wie sündhaftes Beginnen. Vom religiösen Standpunkt allein wäre der Prozeß gegen die Frauen gar zu leicht gewonnen gewesen; aber der Geist der Zeit war nicht mehr darnach, sich mit theologischen Gründen zufrieden zu geben. Daher mußte die Bekämpfung der Emanzipationsbewegung von verschiedenen anderen Standpunkten aus betrieben werden und so brachten die Gegner – auch unter den Theologen – philosophische und wissenschaftliche Argumente vor, unter denen als eines der beliebtesten das angeblich geringere Gewicht des weiblichen Gehirns herhalten mußte.

Ueberhaupt war es die physiologische Beschaffenheit – deren Verschiedenartigkeit zwischen den beiden Geschlechtern auch von dem eifrigsten Frauenrechtler nicht weggeleugnet werden konnte – welche stets als Grundlage der Behauptung benützt wurde, daß die Frau auch in geistiger Hinsicht schwächer organisiert sei, einen anderen als den jeweilig eingeräumten Wirkungskreis auszufüllen. Daß dieser Wirkungskreis, trotz der seinerzeit ebenso heftig erhobenen Einwendungen, im Lauf der Geschichte ein stets weiterer geworden, hätte die *Status quo*-Vertreter belehren sollen, daß der überwundene Irrtum ihrer Vorgänger möglicherweise in ihren eigenen Behauptungen sich wiederholen könnte – aber der Wahlspruch der Konservativen auf allen Gebieten lautet ja immer: Bis hierher und nicht weiter! Obwohl die Erfahrung vorlag, daß dieses in der Vergangenheit mit gleichem Eifer und größerer Macht bewachte „bis hierher“ stets überschritten worden ist, so glaubten sie doch immer wieder, den gegenwärtig erlangten Punkt als Grenzpunkt verteidigen zu müssen. Mühsam rang ihnen der Fortschritt einen Zoll Boden ab; war diese Eroberung nicht mehr wegzuleugnen, sagten sie gnädig: „Seht, auch das haben wir euch gegeben – jetzt aber ist's genug, genug! Mehr könnt ihr nicht haben, mehr wäre vom Uebel, mehr ist naturwidrig!“

Die Berufung auf die Natur lag den Gegnern der Frauenbefreiung sehr nahe. Allerdings ja: die Natur hat den Frauen auferlegt, Kinder zur Welt zu bringen, und sie dabei periodischen Leiden und Mühsalen unterworfen, durch welche sie zeitweise von

250 Aus Friedrich Schillers Gedicht *Würde der Frauen*, erstmals im *Musen-Almanach für das Jahr 1796* (1795) gedruckt.

Ausübung öffentlicher Aemter und dergl. ausgeschlossen wären. Daneben fehlte der Beweis, daß zeitweilige Unterbrechung der Berufsthätigkeit zum Berufe untauglich macht. Regieren ist doch sozusagen auch ein öffentliches Amt und dieses war schon damals unbestritten von manchen Frauen – die nebenbei Mütter waren – ruhmvoll bekleidet worden.

Eine zweite, in der Natur begründete nachteilige Eigenschaft des Weibes ist seine geringere Muskelkraft, sein ganzer zarterer Körperbau. Und Kraft ist Gewalt – das ist klar. Aber Gewalt führt zu Mißbrauch – das steht ebenso fest. Die größere Körperkraft war auch die historische Ursache der sich zu allem Anfang angemaßten und so lange behaupteten Ueberlegenheit der männlichen Menschheitshälfte. Ja, weil das Weib schwach war, wurde es unterjocht, aber nicht in Rücksicht auf seine Schwäche, sondern in Mißbrauchung derselben. Der Wilde zwingt seine Weiber zur Verrichtung der niedersten und härtesten Arbeiten; er läßt sich von ihnen bedienen, giebt ihnen von seinen Mahlzeiten nur die Ueberreste, schlägt und mißhandelt oder verstößt sie gar vollends: das ist die erste Wurzel von der Unterordnung der Frau – die körperliche Schwäche nämlich, die es ihr unmöglich machte, sich gegen die auf sie herabfallende Faust zur Wehr zu setzen.

Wurde aber dieser Ursprung noch zugestanden – wurde er überhaupt noch erkannt in den langsam umgewandelten Formen der Frauenunterdrückung, welche nach und nach die Gestalt der Frauenverehrung und -Beschützung angenommen hatte? „Holde, Gebrechliche, Zarte", hieß es da, „du bist zu schwach und zu gut für die Mühen des Lebenskampfes; wir wollen dich schirmen und stützen; wir wollen für dich alle Lasten tragen; – du bleibe im sicheren Port des Hauses, hier hüte die Flamme des Herdes, hier übe den Zauber deiner milden Anmut … Spende uns Rauhen, uns Starken, uns Kriegern die Segnungen des Friedens; nur um dich zu verteidigen, um alles Ungemach dir fern zu halten, ziehen wir in den Kampf hinaus."

Sollte man bei solcher Sprache nicht glauben, daß Großmut und Bewunderung die Gefühle waren, welche den Mann bestimmt hatten, selber alle Drangsale und Gefahren auf sich zu nehmen und dem Weibe eine schöne, seiner höheren Würde angepaßte, ganz von Liebe umflossene Stellung anzuweisen? Die Heuchelei, die in derlei Schmeichelphrasen liegt, war denjenigen, welche diese Phrasen nachplapperten, oft selber eine unbewußte; in aller Aufrichtigkeit schwangen sie den Weihrauchkessel vor ihrer zum Idol erhobenen Leibeigenen. Gesitteter und milder geworden, machten sie von der Gewalt, die sie über das schwache Geschlecht besaßen, immer weniger Gebrauch; machtlos, in Fesseln geschlagen, lag das Weib vor ihren Füßen; sie mochten dasselbe nicht mehr treten und hoben es hilfreich empor, um es – zwar immer noch gefesselt – auf einen Ehrensitz zu erheben. Aber die Unterordnung, die Abhängigkeit – die war geblieben. So gnädig auch die Männer sich enthielten, dies dem Weibe fühlen zu lassen, die Thatsache bestand und mußte eine naturgemäße Erklärung finden. Das Wort „Schwäche" erklärte alles.

Zu Anfang der Kultur, wo Körperkraft die einzige Tugend war, hatte Schwäche allerdings so viel Erniedrigendes und Verächtliches an sich, daß ein gebrechliches Ding wie das Weib zwar zu Tode geplagt werden, aber nicht als ein dem starken Manne ebenbürtiges Wesen betrachtet werden durfte. Von Seiten des beuteerlegenden, feindbezwingenden Helden, dessen ganzer Menschenwert in der Kraft seiner Armmuskeln konzentriert war, war die Geringschätzung des zu Jagd und Krieg untauglichen Geschöpfes, das da körperlichen Beschwerden unterworfen ist, eine ganz gerechtfertigte. Dazumal gab es noch keine der später so poetisch besungenen „Würde der Frauen" – denn außerhalb der in strotzender Gesundheitsfülle ausgeübten Körperkraft gab es überhaupt keine Würde. Allmählich aber entstanden neue Tugenden und Vorzüge, die Muskelleistungsfähigkeit hörte auf, als höchste menschliche Eigenschaft zu gelten, und so verlor die den Frauen auf Grund ihrer physischen Schwäche widerfahrene Verachtung ihre Begründung; denn was die moralischen Tugenden anbelangte, mußte ihnen die gleiche, ja mitunter eine höhere Stufe zuerkannt werden, als den Männern.

Nun waren aber die Frauen in geistiger Hinsicht in eben solcher Unfreiheit geblieben wie in materieller. Dagegen begannen die Töchter des neunzehnten Jahrhunderts sich aufzulehnen. Zur Jagd und zum Kriege auszuziehen, Strapazen zu übernehmen, welche ihre Konstitution nicht ausgehalten hätte, darnach hatte ihr Streben nie gezielt; aber in Sachen des Geistes wollten sie Anspruch auf Gleichheit erheben. Wer nun in diesem neuerstandenen Kampfe auf Seiten der herrschenden Anschauungen, der bestehenden Einrichtungen sich stellte – d. h. wer die Idee der Frauenemanzipation verstieß – der griff zu dem altbewährten Erklärungs- und Begründungsmittel und berief sich auf die „weibliche Schwäche". Es handelte sich nur darum, diesen in materieller Hinsicht festgestellten Satz auch auf die geistige Beschaffenheit des Weibes anzuwenden, und dessen moralische Unterordnung erschien dann gleichfalls naturgeboten und unanfechtbar. So wurde denn dreist das Axiom verkündet: „Die Frau besitzt ebenso wenig Denk- wie Muskelkraft, sie ist bedeutender geistiger Arbeitsleistung unfähig." Einzelne Erscheinungen geistiger Stärke unter den Frauen, die sich nicht wegleugnen ließen, galten nicht als Entkräftung der aufgestellten Regel, sondern als einfache Ausnahmen, und es hieß: George Sand, Katharina II. usw. hatten „männlichen Geist" – Phänomene waren es eben, wie die bärtigen Frauen der Jahrmarktsbuden.

Mit aller Genauigkeit und Bestimmtheit wurde der seelische Organismus des Weibes konstruiert; Charaktereigenheiten, Fehler und Tugenden aufgezählt, welche auf das ganze Geschlecht sich erstrecken sollten, als ob es ebenso sichere psychologische Merkmale des Geschlechtsunterschiedes gäbe, wie es deren physiologische giebt. „Frauen besitzen ein viel regeres Gefühlsleben, als die Männer" zum Beispiel, oder „Frauen sind außer stande, logisch zu schließen", und dergleichen wurde in demselben Tone vorgetragen, wie etwa, daß Frauen ein weiteres Becken haben oder daß sie des Bartes ermangeln. Ein ganzes Heer solcher als wissenschaftliche Wahrheiten auftretender Sätze sind in den damaligen gelehrten Abhandlungen über die Frauen

enthalten; diese Sätze wurden so oft wiederholt, aus einem Buche in das andere zitiert, daß sie schließlich das Ansehen festgestellter Thatsachen gewonnen hatten.

Hier einige Beispiele. Ich entnehme sie einem Buche, dessen Verfasser in anderen Richtungen zu den Freisinnigen zählte, ein Umstand, der darauf hinweist, wie zur Zeit die Frage der Frauenemanzipation – selbst bei emanzipierten Geistern – auf festeingewurzelte Vorurteile stieß. Das Buch heißt „Studien über die Frauen" von Eduard Reich[251]. Nach einer Reihe von Kapiteln, welche den weiblichen Körpermaßen, Funktionen, Erkrankungen und sonstigen physiologischen Erscheinungen gewidmet sind, folgen in Form und Ton analog, die den Geistesthätigkeiten gewidmeten Abschnitte:

> „Bei den Frauen sind die Vorstellungen im allgemeinen weit mehr von Gefühlen begleitet und abhängig, als bei dem männlichen Geschlechte, und die Wechselwirkung zwischen Verstand und Gemüt ist viel inniger; ja so innig, daß dem Gedanken an die Möglichkeit auch nur zeitweiliger Trennung gar nicht Raum gegeben werden kann."[252]

> „Das Geistesleben der Frauen charakterisiert sich immer durch seine ungemein innige Verbindung mit dem Gemütsleben, durch vorherrschende Phantasie und durch ein relativ geringeres Erkenntnisvermögen."[253]

> „Weil die Frauen mehr zum Fühlen angelegt sind, als zum Denken, und jede ihrer Gedankenreihen durch Gefühle unterbrochen und durchdrungen wird, deshalb bleiben sie mit ihren Gedanken vorwiegend außerhalb, kommen zu keiner tiefen Konzentration des Denkens und vermögen also nur in geringem Grade mittelst dieses letzteren beruhigend auf das Gemüt zu wirken."[254]

> „Bei denkkräftigen Männern werden die Ergebnisse tiefen und auf solider Grundlage erhobenen Nachdenkens weder durch das Gemüt beeinflußt noch erschüttert; bei den verhältnismäßig denkkräftigsten Frauen wird jede Spekulation durch das Gemüt beeinflußt, geeignetenfalls auch erschüttert."[255]

> „Wenn Frauen mit gelehrten Sachen sich beschäftigen, bringen sie es nur zur Ermittelung irgend einer Einzelnheit [!], sie machen höchstens eine wissenschaftliche Entdeckung geringfügiger Art; das große Ganze erfassen sie niemals und philosophische Entdeckungen bleiben ihnen fern. So lange die Philosophie existiert, hat es noch keinen wirklichen Philosophen weiblichen Geschlechts gegeben. Ein spezifisches Weib hat keinen Hang zu spezifischer Philosophie und ein Mannweib ist und bleibt immer ein Weib, und Gebärmutter so wie Eierstöcke dulden weder tiefe Wissenschaft noch Weltweisheit.

251 Eduard Reich: Studien über die Frauen. Jena: Costenoble 1875.

252 Ebenda, S. 220–221. Suttner fügt dem „inniger" ein „viel" hinzu; abgesehen davon wird lediglich die Orthographie normalisiert.

253 Ebenda, S. 221, wo jedoch das „Geistesleben des *Weibes*" verhandelt wird.

254 Ebenda, S. 221–222.

255 Ebenda.

> Erziehung zur Philosophie, soweit von solcher überhaupt die Rede sein kann, erwirkt bei Frauen nur Entartung, weil sie dem weiblichen Gehirn gegenüber naturwidrig ist."[256]

Ehe ich weiter zitiere – denn ich kann das typische Buch nicht zuschlagen, ohne Ihnen noch einige Stellen daraus vorzulegen – lassen Sie uns die obigen Behauptungen ins Auge fassen. Dieselben zeigen uns nicht nur die damals landläufige Beurteilung der Frauen, sondern geben uns auch einen Einblick in die zu jener Zeit noch vielfach gebrauchte Methode, Sätze, welche auf persönlicher Ansicht, auf isolierter Erfahrung beruhen, als Grundlage weiterer Deduktionen zu gebrauchen, ohne vorherige Prüfung, ob diese Vordersätze nicht an einem Widerspruch krankten, ob für ihre Richtigkeit – außer der apodiktischen Behauptung – auch der jederzeit demonstrierbare Beweis bereit lag; eine Methode, die man mit dem Namen Kathedergewissenlosigkeit belegen könnte. Der Zweck heiligt die Mittel: diesen Jesuitengrundsatz ließen die Weisheitsverkünder nur zu oft walten. Zweck des obigen Vortrages ist, die Ansicht des Autors, daß weibliches Hirn zur Denkarbeit nicht tauge, möglichst zu verbreiten und um diesen Zweck schneller zu erreichen, versucht er nicht erst seine Ansicht zu begründen, sondern stellt sie einfach als Axiom hin. Indem er seinen Ausspruch mit den Worten schließt: „weil die Philosophie dem weiblichen Hirne naturwidrig", drückt er mit diesem „weil" stillschweigend aus, daß der Beweis schon erbracht worden, denn ein „weil" hat nur dann eine Berechtigung, in einem Folgerungssatz zu stehen, wenn es als Prämisse nicht mehr anfechtbar ist. Wenn aber dieses „weil" zugleich dasjenige in sich faßt, was bewiesen werden soll, so ist dies einfach ein Zirkelschluß, dessen versteckte Anwendung zu den Kathedergewissenlosigkeiten gehört.

Hierher gehört auch der sich in den Schwanz beißende Satz: Das spezifische Weib hat keinen Hang zum Denken – das denkende Weib ist keines, sondern ein Mannweib. Damit wird der von der Erfahrung jederzeit zu befürchtende Gegenbeweis von vornherein meuchlings entkräftet. „Das Weib denkt nicht", behauptet [der] Verfasser. „Doch" könnte Einer entgegnen und einige bekannte Denkerinnen von Hypatia bis George Eliot anführen. „Das waren keine spezifischen Weiber", würde die vorbereitete Verteidigung lauten.

Der Satz: „So lange es eine Philosophie giebt, hat es noch keine bedeutende Philosophin gegeben", ist eine Behauptung, die, selbst als wahr zugegeben, doch auch nur einen täuschenden Beweis für die in Frage stehende Sache enthält. Denn, wenn unter so vielen Millionen Männern, welche bis dahin die Möglichkeit hatten, sich mit Philosophie zu beschäftigen, nur ungefähr zwanzig namhafte Weltweise aufgetreten waren, wie konnte unter den wenigen hundert Frauen, welche, ausnahmsweise, die Schranken der Erziehung, Sitten und Vorurteile durchbrechend, das Feld des Gedankens zu betreten wagten, ein bezifferbarer Prozentsatz von Philosophinnen

256 Ebenda. Suttner setzt statt „Erziehung zum Philosophen" „Erziehung zur Philosophie".

enthalten sein? Ist auch nur $^{1}/_{1000}$ Denkerin aufgetreten, so war die gleichwertige Proportion schon erreicht.

Der vorgebrachte Beweis ist gerade so unstichhaltig, so betrügerisch, so gewissenlos mit einem Worte, wie wenn man ein meilengroßes Becken mit Spielkarten gefüllt hätte, worunter nur zehn oder zwölf Damen enthalten sind, und dann, nachdem man durch eine Viertelstunde Karten herausgezogen, wobei keine Dame zum Vorschein gekommen wäre, in doktrinärem Tone riefe: „Wie Sie sehen, hat das Kartenbild der Dame die spezifische Eigenschaft, nicht gezogen werden zu können." Wer so spricht, zählt offenbar darauf, daß im Publikum sich Keiner finde, der auf die Idee kommt, zu sagen: „Geben Sie erst ebensoviele Damen als andere Karten in Ihr Becken, dann wollen wir das Verhältnis prüfen."

Kehren wir zu unserem Buche zurück.

> „P. F. G. Cabanis zeigt, daß der Geist der Frauen fähig sei, Feinheit und Scharfsinn anzunehmen, aber keineswegs Ausdehnung und Tiefe, und daß derselbe geeignet sei, einzelne Züge und Schattierungen zu erkennen."[257] (Warum: „Cabanis zeigt" und nicht einfach Cabanis „sagt"? Es ist dies auch unredlicher Augurenbrauch, wenn Einer vom Andern die ihm passenden Aussprüche nicht als ausgesprochene, sondern als gezeigte, d. h. erwiesene Sätze hinstellt.) „Die gelehrten Frauen," so wird Cabanis weiter zitiert, „wissen nichts gründlich; sie verwirren und vermischen alle Gegenstände, alle Ideen. Ihre lebhafte Auffassung hat sich einiger Teile bemächtigt: nun bilden sie sich ein, Alles zu verstehen. Die Schwierigkeiten sind ihnen widerwärtig; ihre Ungeduld bringt sie darüber hinweg. Unfähig, längere Zeit hindurch auf einen Gegenstand die Aufmerksamkeit zu richten, finden sie keinen Genuß an starkem Nachdenken; diesem sich hinzugeben sind sie überhaupt nicht imstande. Rasch eilen sie von einem Gegenstand zum anderen; von alledem bleibt nur Einzelnes bei ihnen zurück, Unvollständiges, welches fast stets zu den schnurrigsten Kombinationen Anlaß giebt."[258]

So weit Cabanis. Reich – um für späteren Zitatengebrauch auch etwas zu zeigen – fügt hinzu:

257 Ebenda.

258 Ebenda, S. 222–223. Bei Reich wörtlich: „finden sie kein lebhaftes Vergnügen, keinen tiefen Genuss" (S. 223). – Im französischen Original: „En général, les femmes savantes ne savent rien au fond: elles brouillent et confondent tous les objets, toutes les idées. Leur conception vive a saisi quelques parties: elles s'imaginent tout entendre. Les difficultés les rebutent: leur impatience les franchit. Incapables de fixer assez long-temps leur attention sur une seule chose, elles ne peuvent éprouver les vives et profondes jouissances d'une méditation forte; elles en sont mème incapables. Elles passent rapidement d'un sujet à l'autre; et il ne leur en reste que quelques notions partielles, incomplètes, qui forment presque toujours dans leur tête, les plus bizarres combinaisons." P[ierre] J[ean] G[eorges] Cabanis: Rapports Du Physique Et Du Moral De L'Homme. Revue, corrigée et augmentée par l'auteur. Bd. 1. Paris: Crapat An XIII – 1805, S. 368–369.

„Von den sogenannten gelehrten Frauen kann man die Überzeugung gewinnen, daß der Verstand des Weibes nicht zu gelehrten Sachen, sondern nur zu den Dingen des täglichen Lebens geeignet sei. Der Gelehrte, der Philosoph muß seine Aufmerksamkeit meistens durch sehr lange Zeit auf Einzelheiten konzentrieren und so intensiv nachdenken, daß häufig genug die gewöhnlichen äußeren Reize allen Reiz verlieren. Wie wäre so intensives Nachdenken, so ununterbrochene Beschäftigung mit einer Sache von Frauenzimmern zu erwarten? Alle Gelehrsamkeit ist beim Weibe nur Schein. Mit dem Bisherigen soll durchaus nicht behauptet sein, die Frauen wären unfähig zu leichter Schriftstellerei, zur Novellen- und Romanschreiberei, zu den leichten Arten der Dichtkunst und andern Operationen des Geistes; im Gegenteil kann eben wegen ihrer Fähigkeit, Lappalien auf das Genaueste wahrzunehmen und das Äußere der Erscheinungen auf das Minutiöseste zu beurteilen, die Frau in leichter Schreiberei oft sehr Bedeutendes zu Tage fördern.“[259]

Die Perfidie dieses Absatzes leuchtet Ihnen doch ein? Verfasser will nicht gesagt haben, daß Frauen zur Roman- und Novellenschreiberei unfähig seien. Doch war diese Behauptung von seinen Gesinnungsgenossen oft genug vorgebracht worden und lieferte jedenfalls eine Erhärtung des zu beweisenden Satzes von der Denkunfähigkeit der Frauen, da Schreiben und Denken – auch bei Romanen – miteinander doch ein wenig verbunden zu sein pflegen. Aber der Autor will nichts gesagt haben, weil zu seiner Zeit die Thatsachen gar zu laut sprachen; Roman-Meisterwerke aus weiblicher Feder standen zu unbestritten da, um nicht gegen ihn angeführt zu werden, falls er die Fähigkeit, die er nicht ohne Bedauern den Frauen einräumt, ihnen abgesprochen hätte, – und standen zu z a h l r e i c h da, um den Ausweg: „das schriftstellernde Weib ist kein Weib“ offen zu lassen. Also greift er zu dem gewiß nicht loyalen Mittel, die Kunstgattung selber – deren sich die von oben herab Behandelten siegreich bemächtigt haben – auch von oben herab zu behandeln: Novellen- und Romanschreiberei – synonym mit leichter Schreiberei – dazu braucht man weder Verstand, noch Logik, noch Gedankenkonzentration, noch Vernunft; dazu ist’s im Gegenteil von Vorteil, um „Bedeutendes zu Tage zu fördern“, wenn man die Fähigkeit hat, „Lappalien“ wahrzunehmen. Übrigens weiß ich nicht, ob Verfasser Madame de Staëls *Considérations sur la révolution française*[260], Meysenbug’s *Memoiren einer Idealistin*[261] und Troll- Borostyáni’s *Die Gleichstellung der Geschlechter* [262] mit zur Novellenschreiberei gerechnet hat?

259 Reich, Studien über die Frauen, S. 223. Im Original: „des Weibes überhaupt nicht zu gelehrten Sachen“.

260 Anne Louise Germaine de Staël-Holstein: Considérations sur les principaux événemens de la Révolution Française. Bd. 1–3. Paris: Delaunay; Bossanges et Masson 1818.

261 1869 erschien anonym der erste Band der *Memoiren einer Idealistin* von Malwida von Meysenbug, zunächst auf französisch (Mémoires d’une idéaliste. Entre deux révolutions, 1830–1848. Genf: Georg 1869), danach erweitert in drei Bänden auf deutsch (Stuttgart: Auerbach 1876).

262 Irma von Troll-Borostyáni: Die Gleichstellung der Geschlechter und die Reform der Jugenderziehung. Mit einer Einführung von Ludwig Büchner. Zürich: Verlags-Magazin

Unbeirrt durch das eben gemachte Zugeständnis, daß dem Geist der Frauen bedeutende Dichtungswerke entsprungen sind, fährt E. Reich in seinen verschiedenen Behauptungen über weibliche Geistesbeschaffenheit also fort:

> „Der Verstand der Frauen ist, wenn man es so bezeichnen soll, heiterer, leichter, beweglicher als der Verstand der Männer, mehr für die Oberfläche als für die Tiefe, mehr für die Form als für die Substanz."[263]

> „… Die Denkkraft, besonders das Vermögen des intensiven Nachdenkens, findet man bei dem Weibe in geringerem Grade entwickelt als bei den Männern. Daher wird niemals die Frau in aller Beziehung an Stelle des Mannes treten können, auch wenn sie des Unterrichts an Universitäten genoß. Jeder hohe Aufschwung des Denkens setzt ein höheres Maß von Objektivität voraus. Frauen werden niemals imstande sein, höchst intensivem Nachdenken sich zu widmen, die Gedanken von der Herrschaft der Gefühle auch nur für Augenblicke zu befreien."[264]

> „Weil die Phantasie bei den Frauen so überwiegt, das Gedächtnis auf Einzelnheiten sich beschränkt und mehr mit den Sinnen als mit den Ideen und Reflexionen in Beziehung steht; weil der Verstand bei der Erscheinung verbleibt und zu der Ermittelung von Ursachen und Prinzipien nicht sich emporschwingt, darum ist kein Weib fähig, kontemplativ sich zu verhalten, Gesetze zu geben usw."[265]

Die Frau ist – die Frau hat – die Frau kann –, oder sie ist und hat und kann nicht: solche Sätze hätten doch nur wissenschaftliche Berechtigung, wenn diejenige Ordnung der Geschöpfe, von welchen „die Frau" durch die angeführten Merkmale sich unterscheiden soll, diese Merkmale nicht besäße. Versucht man aber, die zu jener Zeit über die Frauen gemachten Aussprüche in der Form des implizierten Gegensatzes auszudrücken, so zeigt sich, wie wenig Stichhaltigkeit darin enthalten war, z. B. „Die Männer sind nicht eitel – nicht oberflächlich – nicht abergläubisch" –; oder „Die Männer sind verstandesstark – willenskräftig – tiefe Denker." Da liegt der Ausruf gar zu nahe: Nicht alle, nicht alle! Es giebt Männer genug, welche die ersteren Merkmale besitzen und der zweiten ermangeln.

Dasselbe gilt für die Frauen. … „Ausnahmen kommen überall vor," wird nun die Rechtfertigung lauten, „wir sprachen nur von der Allgemeinheit, von der Mehr-

1888. – Es handelt sich um die zweite Ausgabe von: Im freien Reich. Ein Memorandum an alle Denkenden und Gesetzgeber zur Beseitigung sozialer Irrtümer und Leiden. Zürich: Schabelitz 1884.

263 Reich, Studien über die Frauen, S. 226.

264 Ebenda, S. 227–228. Im Original statt „bei den Männern": „bei dem Manne"; statt „Jeder hohe Aufschwung": „Jeder höhere Aufschwung"; statt „Frauen werden niemals imstande sein": „Frauen werden niemals zu diesem Grade von Objectivität gelangen, daher auch niemals imstande sein".

265 Vgl. ebenda, S. 222–223. Suttner zitiert hier sinngemäß und nicht wörtlich, wie sie meint.

zahl.“ Ah so! Habt ihr aber auch ein Recht, ihr gelehrten Frauenforscher, gleich auf die Allgemeinheit zu beziehen, was ihr an euren Gattinnen und Schwiegermüttern wahrgenommen habt, und als organisch begründete Unterschiede hinzustellen, was bald hier und bald dort vorkommt, nur hier vielleicht etwas öfter als dort? Damit eine Sache als wissenschaftliche Wahrheit, auf die man Folgerungen stützen will, vorgebracht werden dürfe, muß sie – von Monstruositäten und Abnormitäten abgesehen – immer und überall vorhanden sein. Und gehörten etwa Frauen, welche denken konnten, und Männer, welche dumm waren (denn ist jene Phrase von dem „Verstande, der zu der Ermittelung von Ursachen und Prinzipien sich nicht emporschwingen kann,“ etwas Anderes als eine Umschreibung von Dummheit?), gehörten etwa, fragen wir, gescheite Frauen und dumme Männer zu den Naturspielen und Mißgeburten?

Vorausgesetzt, daß die von den damaligen Frauenbeurteilern erkannten Charaktere in erdrückender Überzahl bei dem „schönen Geschlechte“ hervortraten, so waren diese Charaktere dennoch keine wesentlichen, im Organismus wurzelnden Unterscheidungsmerkmale, sondern mußten sich auf äußere Umstände und Einflüsse zurückführen lassen. Wenn es unter den Frauen weniger denkende als fühlende gab; wenn diese oder jene Eigenschaften und Fehler unter ihnen vorherrschten, konnte dies nicht seine Erklärung in den Einflüssen der Erziehung und der Lebensstellung finden? Aber dieser Gesichtspunkt ward von den vermeintlichen Frauenkennern im Sinne Reichs gar nie herangezogen – ein Umstand, der entweder auf absichtlicher Fälschung der Argumentation beruhte, oder der jene Herren – obwohl sie dem „spezifisch philosophischen“ Geschlechte angehörten – in die Kategorie Derjenigen reihte, deren „Verstand bei der Erscheinung bleibt und zu der Ermittelung von Ursachen und Prinzipien nicht sich emporschwingen kann.“

Und da, wo der Hinweis auf die organische Naturanlage nicht genügend standhielt, da berief man sich auf das „Ideal“. Es konnte ja allenfalls geschehen, und geschah auch sehr oft, daß Frauen jene Eigenschaften und Mängel nicht zeigten, welche als ihre wesentlichen Merkmale verkündet worden waren: – dann entsprachen sie eben nicht mehr dem Ideal der Weiblichkeit. Damit glaubte man etwas noch Unwandelbareres und Unanfechtbareres angeführt zu haben, als die Natur selber. Abstraktionen wurden da als Norm der Erscheinung angeführt, uneingedenk der Thatsache, daß sich die Abstraktion aus der Erscheinung gebildet hat. „Weiblichkeit“ ist nicht dasjenige, was die Frauen zu dem macht, was sie sind, sondern das, was sie sind, giebt das Bild zu der sogenannten Weiblichkeit ab.

In unserer Welt der Endlichkeiten und Vergänglichkeiten können wir ein „Ewiges“ nie erschauen – auch das berühmte „Ewig-Weibliche“ war nur ein nebelhaftes Dichterwort. Daß in jedem Lande, zu jeder Zeit all die Ideale von einander verschieden sind, das erschüttert die Idealverfechter nicht in der Ansicht, daß die jeweilen von ihnen gebildete Abstraktion die ewige Norm des Wirklichen und Wesentlichen sei.

Die Amazonen – falls sie existierten – würden auch ein Weiblichkeitsideal abgegeben haben, und wie wäre dieses Ideal in der orientalischen Welt beschaffen, wie im römischen Staate, wie im Mittelalter und wie im neunzehnten Jahrhundert? Wie erst unter uns – wo das Ideal unserer Menschinnen in das der Menschheit aufgegangen ist, und wo es einen gesonderten Begriff weiblicher Vollkommenheit nicht mehr giebt – gerade so wie im Maschinenzeitalter, nach aufgehobener Leibeigenschaft, es keine Ideale der Hörigkeit mehr gab.

An dieser wie an allen aus jener Zeit stammenden Fragen ersehen Sie wieder, wie die Geister im Banne des Unwandelbarkeitsglaubens standen; wie, allen Erfahrungen von zurückgelegten Umänderungen zum Trotz, die jeweilig erreichten Zustände als dasjenige betrachtet wurden, auf dem fortan beharrt werden müsse. Als solche Beharrungssinnbilder stellte man allerorts die sogenannten Ideale auf. Nur Wenige gab es – und diese waren als revolutionäre Träumer verpönt –, welche an Stelle jener Ideale, deren unideale Abstammung sie erkannten, deren nahenden Zusammensturz sie voraussahen, neue, erst in der Zukunft zu erreichende Ideale aufgerichtet hatten.

Gerade in der Zeit, von der wir reden, begann langsam das Umrißbild eines Ideals sich zu zeichnen, zu dem die landläufigen Begriffe der durch Sitte, Gesetz und Erziehung eingeschränkten „Weiblichkeit" in immer fühlbarerem Widerspruch standen: das Ideal der Vollmenschlichkeit. Freiheit, Würde, Ansehen – darauf sollte jeder Vollmensch, ohne Rücksicht auf Rasse, Stand und Geschlecht, gleichen Anspruch haben, und auf Gerechtigkeit, Vernunft und Milde sollte dieser Anspruch fußen. Gar manche Eigenschaften, welche vormals als dem weiblichen Ideal widerstrebend und dem männlichen hingegen angepaßt erschienen, als da sind: Lust zum Kriegführen und zu Abenteuern, Ausdauer im Trinken, Liebeln und Würfeln, Befähigung zum Inquisitoren- und zum Henkerdienst – das waren alles Dinge, die auch unter der männlichen Hälfte der Vollmenschheit erst ausgerottet sein sollten, ehe die volle Gleichberechtigung der andern Hälfte wünschenswert und erreichbar war.

Die Verteidiger bestehender Einrichtungen haben immer leichtes Spiel, wenn sie die Konsequenzen einer Neuerung als in Widerstreit mit den übrigen unverändert gedachten Einrichtungen darstellen und wenn sie übersehen oder absichtlich verschweigen, daß in jedem Organismus – auch im gesellschaftlichen – ein Gesetz korrelativer Abänderung waltet, wonach die Modifikation irgend eines Teiles die Umwandlung vieler anderer Teile nach sich zieht. In einer Gesellschaft z. B., in der man das Vorrecht des Stärkern so radikal ausgerottet hätte, daß in derselben die Gleichstellung der Frau erreicht worden wäre, würde überhaupt nicht mehr Krieg geführt, und die Anomalie einer Schlachten befehligenden Feldherrin käme da gar nicht mehr in Betracht. Frauen als Priesterinnen derjenigen Religion, welche seit jeher von Männern auf Männer ihre Weihen übertragen, welche einen aus drei männlichen Wesen gedachten Gott verkündete, welche das Weib als die Erblasserin

alles Sündenelends hingestellt und den Satz lehrte „mulier tacet in eclesia“[266] – als die Priesterin dieser Religion, oder gar der mohammedanischen, welche dem Weibe keine Seele zusprach, konnte eine Frau wohl niemals gedacht werden – aber sollten denn diese Formen selber, in der neuen Ära, der die Vollmenschlichkeit entgegenstrebte, noch enthalten sein? …

Einer der stärksten Gründe gegen die Frauenbefreiung – stark, weil er im Gefühl wurzelte – war die Anschauung, wonach alles Zarte, Schöne, Milde in dem weiblichen Ideal enthalten war und wonach die noch vorhandene, von den Männern im täglichen Leben bethätigte Barbarei – das Kriegstum, die sinnliche Zügellosigkeit usw. – im andern Geschlecht sozusagen Dämpfung und Besänftigung finden sollte. Nicht nur den Mann zu beglücken, ward das Weib geschaffen, sondern auch ihn zu veredeln – und in diesem Sinne war es nun, daß der Satz aufgestellt und in tausend lobhudelnden Variationen wiederholt wurde, die Frau sei z u g u t, um dem Mann gleichgestellt zu werden. Mit der gleichen Bestimmtheit, mit der man die geistige Inferiorität der Frauen verkündet hatte, pries man nun die Vorzüge ihres Charakters, die Überlegenheit ihrer Tugend, als ob es wirklich nur lauter aufopfernde, keusche, liebevolle Frauen gegeben und als ob es ihres Amtes wäre, alles, was es da Rauhes giebt, zu ebnen und zu glätten.

„Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen das Szepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichsten Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.“[267]

Immer nur im Hinblick dessen, was die Frau – nicht als Mensch an sich, sondern als Gefährtin des Mannes, – leisten konnte, ward ihr Wert und ihr Recht bemessen. Sei’s nun, um als Weib des Wilden die Gunst zu genießen, dem Herrn das erbeutete Wild in die Hütte zu schleppen; um als Hinduwitwe dem toten Gebieter durch den Holzstoß ins Jenseits folgen zu dürfen; oder um als angetraute Hausfrau dem Gesponsen die Hemdknöpfe anzunähen, oder um endlich, wie die beliebte Schmeichelrede lautete, als hochgebildete Salondame durch ihren verfeinernden Umgang auf ungehobelte Jünglinge abschleifend zu wirken („Willst du wissen, was sich ziemt – frage nur bei edlen Frauen an“[268]): immer war es ihre männerbeglückende Wirksamkeit, auf die sie sich prüfen lassen mußte.

266 „Wie es in allen Gemeinden der Heiligen üblich ist, sollen die Frauen in der Versammlung schweigen; es ist ihnen nicht gestattet zu reden. Sie sollen sich unterordnen, wie auch das Gesetz es fordert.“ 1. Korinther 14,34 (Einheitsübersetzung).

267 Schiller, Würde der Frauen.

268 Johann Wolfgang von Goethe, *Torquato Tasso*, II. Aufzug, 1. Auftritt (nach der Ausgabe München: dtv 1998): Prinzessin zu Torquato Tasso: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt; / So frage nur bey edlen Frauen an. / Denn ihnen ist am meisten dran gelegen, / Daß alles wohl sich zieme, was geschieht. / Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer / Das zarte leicht verletzliche Geschlecht. / Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie, / Und wo die

Aber von allen weiblichen Eigenschaften die besungenste, die wesentlichste, war die Schönheit; von allen zu erlangenden Künsten war die Kunst, den Männern zu gefallen, ihre Begierden zu entflammen, die wichtigste. Schönheit ward so sehr als Pflicht oder doch als Vorrecht des weiblichen Geschlechtes erkannt, daß man dieses kurzweg das „schöne" nannte. Die Männer waren zu stolz, um sich für den Liebreiz, den ihre Erscheinung auf Frauensinne üben konnte, preisen zu lassen. Zwar verschmähten sie es nicht, zu gefallen, aber nimmermehr hätten sie es geduldet, daß ihnen Schönheit als ihr mächtigster Vorzug nachgerühmt werde.

Dazu war auch keine Gefahr. Die Ruhmausteilung lag ja in den Händen der Männer selber, und da war nicht zu fürchten, daß einer des anderen Schönheitsmacht besinge. Und auch in den Fällen, wo Frauen das Wort führten, erscholl nicht das Lob der Männerschönheit; es war dem „schönen Geschlecht" zu sehr eingeprägt worden, daß die Anmut äußerer Form nur seine Bevorrechtung sei und daß Männer um ganz anderer Eigenschaften willen geliebt werden müssen. Es hatte sich die Sage festgesetzt, daß edle Frauen für den Eindruck, den männliche Jugend und Schönheit hervorbringen, keine Empfänglichkeit haben; daß sie nur in geistige Vorzüge sich zu verlieben imstande seien. Nur s i e hatten die Pflicht, mit ihrem Liebreiz zu entzücken; s i e kamen der Erfüllung ihres Berufes desto näher, je mehr Jugend und Körperschönheit sie besaßen; – doch solches von den Männern zu verlangen, darüber waren sie – so hatte man sie zu behaupten gelehrt – durchaus erhaben.

Ob männliche Schönheit dennoch denselben Eindruck auf sie machte, den ihr Reiz auf das „starke Geschlecht" ausübte, das hat man nie erfahren, denn in Wort und Schrift ahmten sie den allgemein angeschlagenen Ton nach; sie selber schilderten in entzückter Sprache den Schönheitszauber ihrer Schwestern und lobten an den Männern nur die Vorzüge des Charakters. Man denke auch, wie albern es geklungen hätte, wenn ein junges Mädchen die Eindrücke eines Balles etwa in folgender Weise hätte beschreiben wollen: „Ein Kranz herrlich blühender Männerblumen schmückte den Saal; – von dem Glanze ihrer strahlenden Augen geblendet, von dem Liebreiz ihrer schlanken Gestalten entzückt, wußte mein Blick nicht, wo er haften sollte" usw. Oder welche Schriftstellerin hätte ihren Helden mit den Worten eingeführt: „Karl war eine Schönheit ersten Ranges. Obgleich nicht mehr jung – das Kap der Dreißig lag schon hinter ihm – hatte er den Zauber des Liebreizes noch bewahrt und zählte zu den begehrenswertesten Männern der Gesellschaft. Überall, wo er sich zeigte, ging ein Gemurmel der Bewunderung durch die Frauengruppen; dem Banne seiner sinnberückenden Anmut vermochte kein Weiberherz sich zu entziehen, und er war sich auch der Macht bewußt, welche seine sieghafte Schönheit ihm verlieh." Was solche Redeweise Beleidigendes und Entwürdigendes enthält – für Menschen b e i d e r l e i Geschlechts, das leuchtet uns deutlich ein. In jener Zeit jedoch, wo Phrasen wie die obigen ganz und gar unmöglich gewesen wären, wenn auf einen „Karl" angewandt, auf eine „Karoline" bezogen, hingegen nichts Anstößiges

Frechheit herrscht, da sind sie nichts. / Und wirst du die Geschlechter beyde fragen: / Nach Freyheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte."

hatten, – zu jener Zeit waren die Frauen an derlei Schmeicheleien so gewöhnt, daß sie sie ohne Zorn anhören konnten, ja sogar mit Genugthuung als das hinnahmen, wofür es ausgegeben ward: als Huldigung.

Da alles, worauf ein Mensch stolz zu sein pflegt – Rang, Name, Ansehen, Stellung – einer Frau nur durch Vermittlung des Mannes, der sie zur Gattin erkor, zugänglich war; da ferner Schönheit diejenige Eigenschaft vorstellte, welche ihr die meiste Chance bot, einen Mann zu erringen, so war es ganz natürlich, daß sie in ihre Schönheit denselben Stolz setzte, den der Mann ob jener Eigenschaften und Verdienste empfand, die i h m zu Rang und Ansehen verhelfen konnten. Da ferner die körperliche Schönheit am glänzendsten zur Zeit der Jugend sich entfaltet, galt Jugend als die nächstwichtigste Eigenschaft: ein echtes, ein spezifisches Weib war eigentlich nur das schöne und junge Weib, gerade so wie die spezifische Rose nur in der blühenden Blume gedacht wird. Fünfzehn bis fünfundzwanzig Jahre alt und vollendet schön sein, das war wohl in der Rangordnung der Frauenarmee dem Generalsgrade gleich. Viele Widersprüche, welche die Idee der Emanzipation hervorrief, fußten auf der Vorstellung, daß das holderblühte junge Weib in öffentlichen Ämtern, in Anatomiesälen, in Parlamenthäusern statt „reizend“ lächerlich erscheinen könnte.

… Ja, r e i z e n , nämlich zur Begierde entflammen, den bietenden Wollustbecher möglichst würzen: das war höchstes Frauenverdienst. Und mit dieser Odaliskenwürde gab sich das schöne Geschlecht zufrieden.

Freilich war die Auffassung eine andere. Schönheit wurde als eine Art Gottesgnadentum verehrt; die damit Gekrönten fühlten ihre Macht und nahmen die Huldigung als schuldige Abgabe hin. Sie lächelten auf die vor ihnen Knieenden hinab, vergessend, daß der Sockel, auf dem sie standen, aus den Begierden Jener gezimmert worden.

Welche Schätze von Zeit, von geistiger Kraft damals von den Frauen vergeudet wurden, um ihr lohnendstes Ehrenziel: schön zu sein oder mindestens zu erscheinen, zu erreichen, das ist unberechenbar. „Toilette“ war der Name jenes ganzen Kultus, dessen stets zu befolgende und stets wechselnde Liturgie „die Mode“ hieß und welchen zu dienen ein Heer von Sklavinnen und Priesterinnen und Hohepriesterinnen angestellt war. Ein Kultus, der, gleich dem einstigen opferverschlingenden Moloch, auf seinen Altären unzählige Vermögen in Rauch aufgehen machte, dem Gesundheit und Ehre hingeschlachtet wurden. Da gab’s ein lichtstrahlbrechendes Glas – sie nannten es Diamanten –, ein Ding, das wir heute aus Zucker herstellen können und aus welchem wir mitunter die Dielen und Decken unserer Gemächer verfertigen, welches an sich hängen zu haben für ein solches Glück galt, daß manches Weib als Preis dafür – sich selber hingab. Wir können es an den alten Bildern sehen, wie zu jener Zeit die Frauen mit Spitzen, Federn und Edelsteinen bedeckt waren; wie sie nicht nur ihre Arme mit Spangen, ihre entblößten Schultern mit Perlen, ihr langes, kunstvoll aufgestecktes Haar mit falschen Blumen schmückten, sondern sogar ihre

Ohren durchlöcherten, um deren Läppchen mit schwerem Gestein herabzuziehen – eine Sitte, die uns nicht viel weniger wild anmutet, als Jenen die Nasenringe der Indianer scheinen mochten.

Einstens war das Tragen des Ohrschmuckes auch unter den Männern Mode gewesen und man traf im Maschinenzeitalter noch vereinzelte alte Herren, die in dem einen Ohr ein schmales Goldreifchen trugen. Das waren nur Rudimente – im allgemeinen waren die Männer über Putz und Tand schon hinausgewachsen. In der männlichen Tracht war nichts mehr von Buntfärbigkeit und Metallflitter zu sehen, mit Ausnahme jedoch der Hof- und Militäruniformen. Aber dieser letzte Rest der Kleiderpracht kostete den Trägern – da hierbei feste Vorschriften befolgt werden mußten – keinen Kraftaufwand von Geist und Erfindung mehr; während bei den Frauen, deren Tracht dem Geschmack und der Willkür überlassen war, die Frage: „Was werde ich anziehen?" zwei Drittel der Lebensinteressen vorstellte. Wenn man bedenkt, daß der Gang der Zivilisation und damit die Entfaltung menschlicher Gesittung und Wohlfahrt von dem Maße der zurückgelegten intellektuellen Fortschritte abhängt, und wenn man daneben berechnet, wie viel Nachdenken, wie viel geistige Anstrengung, wie viel Talent von seiten der halben Menschheit an die Bekleidungsfrage gewendet wurde, so läßt sich ermessen, um wie vieles das Glück unseres Geschlechts durch das Schönseinwollen des sogenannten schönen Geschlechts verzögert wurden ist.

Sie müssen nicht glauben, daß man diese der Toilettenfrage zugewendete Wichtigkeit und Leidenschaftlichkeit etwa gut hieß, daß man nicht auch schon empfand, wie oberflächlich, wie thöricht, wie zeit- und geldraubend, gesinnungserniedrigend die weibliche Putz- und Gefallsucht an sich war. Man braucht nur in den alten Autoren die zahlreichen, gegen die Frauen gerichteten Gemeinplätze und die an sie gerichteten Predigten zu lesen, um zu sehen, wie sehr man sie um ihrer Eitelkeit willen schalt und höhnte, wie sehr man sie davor in allen Erbauungs- und Erziehungsschriften warnte. Die scharfsinnigen Beobachter der Frauen ermangelten nie, auf die Frivolität des schönen Geschlechts aufmerksam zu machen, welches für nichts so lebhaftes Interesse hegte als für den Putz; dessen meiste Gespräche und Gedanken um Kleiderschnitte und Hutformen sich drehten; auch ermangelten sie nicht, diese so trefflich durchschauten Charaktereigentümlichkeiten unter den Beweisgründen anzuführen, welche gegen die Gleichberechtigung der Frauen ins Feld gerückt wurden: denn wie sollten diese oberflächlichen Geschöpfe wichtige Ämter verwalten können – und läßt sich etwas Lächerlicheres denken als Aktenstöße neben Mode-Journalen, chirurgische Instrumente neben Puderschachteln, mathematische Figuren neben Schnittmusterzeichnungen? Wie vertrüge sich, so fragten jene tiefen Frauenkenner weiter, ein Ausdauer und Verstandeskraft erfordernder Beruf mit diesem seichten Sinn, mit den Eifersüchteleien zwischen Nebenbuhlerinnen, mit der ewigen Sorge um die eigenen Reize – mit dem ewigen Gefallenwollen?

Ja, das Gefallenwollen ward denjenigen gar bitter vorgeworfen, die man zum Gefallenmüssen aufgezogen hatte. Empört Sie solche Ungerechtigkeit? Wir dürfen eben den Maßstab der Gerechtigkeit nicht anlegen, um das Urteilsverfahren der Vergangenheit zu messen. Da, wo die Logik – diese Gerechtigkeit des Verstandes – noch nicht zur allgemeinen Denksitte geworden, da läßt sich auch von der Allgemeinheit kein rechtes Fühlen und Handeln erwarten. Wenn es erlaubt, wenn es möglich war, die notwendigen Folgen einer Sache als deren zwingende Ursachen hinzustellen, so konnte doch ein richtiger Schluß nicht gewonnen werden. Wenn wie hier z. B. die Fehler, welche aus der Stellung der Frauen resultierten, als Gründe angeführt wurden, welche diese Stellung und das Verharren in derselben rechtfertigen sollten, so entzieht sich die Frage jeder weiteren vernünftigen Erörterung. „Zu gefallen," – lehrt man dem Weibe – „ist deine Pflicht und obendrein deine einzige Glückschance, denn aus dir selbst darfst du nichts werden, und nur derjenige, dem es dir gelungen, zu gefallen, kann dir die Güter des Lebens zukommen lassen." „Du bist" – so lautet der nebenhergehende Satz – „so sehr bemüht, dich schön und reizend zu machen, – dein frivoler Sinn ist so sehr mit den Kleinlichkeiten des Putzes beschäftigt, daß du ganz untauglich bist, dir selber die Güter des Lebens zu verschaffen." In eine Buchstaben-Formel aufgelöst, ergeben diese beiden Behauptungen folgende niedlichen Sätze:

Du mußt A sein, weil du zu B nicht taugst.
Du taugst zu B nicht, weil du A bist.

Sollen wir voraussetzen, daß diese Folgerungsmethode auf absichtlicher Irreführung beruhte? Schwerlich: kein Mensch will für dümmer gelten, als er ist. Was hier zugrunde lag, war die allgemein verbreitete Ansicht, daß dasjenige, was die Leute sind – als Individuen oder als Klassen betrachtet –, immer das Produkt ihrer natürlichen Anlagen sei; während doch in Wahrheit Individuen und Klassen diejenigen Merkmale zeigen, die durch die stattgehabten Einflüsse so und nicht anders sich entwickeln mußten. Immer die Verkennung der großen, damals noch so wenig verbreiteten Wahrheit, daß alles Seiende ein zu fernerem Werden berechtigtes Gewordenes ist.

Die Gefallsucht der Frau war ein charakteristisches Merkmal. Um dies zu erhärten, ward man nicht müde, tausend Beispiele anzuführen und die Thatsache aus anderen Eigentümlichkeiten – Seichtigkeit, Beschränktheit und dergleichen – heraus zu erklären. Nur die eine Möglichkeit: daß das Merkmal ein anerzogenes, durch die Lage der Frauen künstlich geschaffenes sei, an die wurde gar nicht gedacht. Mehr noch: wenn eine Frau Toilettenkünste verschmähte, unbequemen Moden sich nicht fügte, das Haar kurz scheeren ließ, so wurde sie als „unweiblich" aus der Ordnung echter Frauen gestrichen und die schreckliche Drohung über sie verhängt, daß sie „keinen Mann finden werde" – eine Strafe, die übrigens gern auf alle Befreiungsversuche der Frauen – auch auf die geistigen – gesetzt wurde. Alles, was die Frauen an

Selbständigkeit gewannen, sollten sie an anziehendem Reiz verlieren, hieß es in den von konservativer Seite vorgebrachten Warnungsreden.

Mit den meisten den Frauen nachgesagten seelischen Eigenschaften, in lobendem wie in tadelndem Sinne, verhielt es sich ebenso wie mit der Gefallsucht. Überall wäre so viel auf Rechnung der Erziehung und Lebensstellung zu bringen gewesen, daß nur schwer ein Rest natürlicher Anlagen sich hätte bestimmen lassen. Und selbst von diesem Rest wäre noch ein bedeutendes Etwas abzuziehen gewesen, nämlich die von der Mütterreihe ererbten Eigenheiten, welche nicht als spezifisch weibliche Merkmale, sondern als die Resultate der von den vergangenen Frauengeschlechtern erlittenen Einflüsse hätte gelten müssen; denn bekanntlich übertragen sich mehr mütterliche Eigenschaften auf die Töchter als auf die Söhne.

Aber so gewissenhaftes Wägen und Rechnen war – in Sachen des Geistes wenigstens – nicht Brauch. Es war viel einfacher und leichter, die von den umgebenden Erscheinungen gelieferten Durchschnittserfahrungen aufzuzeichnen und mit Gelehrtenmiene zu sagen: „So ist die Sache", was die stillschweigende Annahme in sich schloß: So und so ist die Sache ihrer Naturanlage, ihrer inneren Wesenheit nach beschaffen; und so soll – so muss sie auch bleiben.

Noch ein Zug, um dessentwillen die Frauen von den Einen bewundert, von den Anderen geringgeschätzt wurden, war ihr Hang zur Religiosität und ihre größere Neigung zum Aberglauben. Ersteres wurde wieder auf das beliebte Axiom von dem lebhafteren und tieferen Gefühlsleben des Weibes, letzteres auf das nicht minder beliebte von dessen geringerer Verstandeskraft zurückgeführt, während in Wirklichkeit diese ganz richtig beobachtete Erscheinung – es gab in der That viel mehr fromme und viel mehr abergläubische Frauen als solche Männer – auf hundert verketteten Ursachen beruhte. Das regere Gefühlsleben und die geringere Verstandeskraft auch zugegeben, wären diese Erscheinungen selber wieder als Folgen von äußeren Einwirkungen zu begreifen, und es zeugt von der ganzen Mangelhaftigkeit des damaligen philosophischen Urteils, daß man stets bestrebt war, jede Erscheinung, die doch das Ergebnis von unzähligen verschlungenen Causalreihen war, auf ein einziges Prinzip zurückzuführen und dann nicht weiter zu untersuchen, ob dieses Prinzip selber ein letztes oder ein abgeleitetes Gesetz vorstellt.

Finden Sie es nicht sonderbar, daß man das eine Geschlecht darüber belächelte, dasjenige zu glauben, was ausschließlich von dem anderen gelehrt wurde? Glaubten denn die Lehrenden ihre Doctrinen selber n i c h t? Wie – den Ermahnungen der Priester zu folgen, sich von ihrem Einflusse beherrschen zu lassen, das wurde den Frauen als spezifisch weibliche Schwäche angerechnet? Vergaß man denn, daß die Stifter, Apostel und Verkünder aller Religionen Männer waren und diese anfänglich hauptsächlich Männer zu bekehren wünschten? Und wenn später immer mehr und mehr Männer sich von dem Dogma abwendeten, während die Mehrzahl der Frauen ihm treu blieb, so geschah dies nicht in Folge einer den Männern angeborenen geistigen Freiheit – denn eine solche hätte von allem Anfang an sich nicht unterjochen

lassen –, sondern einfach darum, weil die Feindin des Dogmenglauben, die Wissenschaft, zumeist nur von Männern betrieben wurde und den Frauen grundsätzlich vorenthalten blieb. Die vorwiegend geistliche Erziehung, die aus allen Kindern – ob Knaben oder Mädchen – bigotte Menschen heranzubilden anstrebt und hierin auch bei beiden Geschlechtern gleiche Erfolge erzielt, – diese Erziehung war ungleich verteilt: ein viel größeres Quantum derselben wurde der weiblichen Jugend zuteil.

Lassen Sie mich – als ein Beispiel unter vielen – folgendes Schriftstück anführen. Es ist ein Reskript Napoleons des Ersten an den Direktor der Offiziers-Töchterschule St. Denis, datiert 15. Mai 1807, worin der Kaiser seinen Ideen über weibliche Erziehung Ausdruck giebt. Ich führe den französischen Text an, damit Sie sehen, wie schwache Gedanken – auch unter der Feder starker Geister – einen schwachen Stil nach sich ziehen.

> „Il faut commencer par la religion dans toute sa sévérité. N'admettez, à cet égard, aucune modification.[269] Elevez nous des eroyantes et non pas des raisonneuses. La faiblesse du cerveau des femmes, la mobilité de leurs idées, leur destination dans l'ordre social, la nécessité d'une constante et perpétuelle résignation et d'une sorte de charité indulgente et facile, tout cela ne peut s'obtenir que par la religion, par une religion charitable et douce.[270]
>
> … Presque toute la science qui y sera enseignée doit être celle de l'Evangile. Je désire qu'il en sorte, non des femmes très-agréables, mais des femmes vertueuses: que leurs agréments soient de mœurs et de cœur, non d'esprit et d'amusement;[271] que les élèves fassent, chaque jour, des prières régulières, entendent la messe et reçoivent des leçons de catéchisme. Cette partie de l'éducation est celle qui doit être la plus soignée."
>
> („Man beginne bei der Religion in ihrer ganzen Strenge. Gestatten Sie in dieser Hinsicht nicht die mindeste Abänderung. Erziehen Sie uns gläubige und nicht raisonnierende Frauen. Die Schwäche des Gehirns bei den Weibern, die Beweglichkeit ihrer Ideen, ihre Bestimmung in der gesellschaftlichen Ordnung, die Notwendigkeit einer standhaften und immerwährenden Resignation und eine gewisse nachsichtige und leicht zu erweckende Barmherzigkeit: alles das läßt sich nur durch die Religion erreichen, durch eine barmherzige und sanfte Religion.")

269 Im Original daran anschließend: „La religion est une importante affaire dans une institution publique de demoiselles. Elle est, quoi qu'on puisse en dire, le plus sûr garant pour les mères et pour les maris." Napoleon Bonaparte: Note sur l'Établissement d'Ecouen, Finkenstein, 15. Mai 1807: https://clio-texte.clionautes.org/l-education-de-rousseau-a-napoleon.html [2017-07-24].

270 Im Original daran anschließend: „Je n'ai attaché qu'une importance médiocre aux institutions religieuses de Fontainebleau, et je n'ai prescrit que tout juste ce qu'il fallait pour les lycées. C'est tout le contraire pour l'institution d'Ecouen." Ebenda.

271 Im Original daran anschließend: „Il faut donc qu'il y ait à Ecouen un directeur, homme d'esprit, d'âge et de bonne mœurs". Ebenda.

„Alles das" – also die Schwäche des Gehirns usw. – läßt sich durch die Religion erreichen. Welch ein Stil! Ein Körnchen Wahrheit ist wohl darin enthalten …, aber sicher nicht das, was der Verfasser sagen wollte. Und jetzt wird der Religion das Prädikat „sanft" gegeben, während ein paar Zeilen früher deren ganze „Strenge" gefordert wurde.

> („Fast alle in der Anstalt zu lehrende Wissenschaft soll diejenige des Evangeliums sein. Ich wünsche, daß da – nicht sehr liebenswürdige, sondern tugendhafte Frauen herangebildet werden; daß ihre Vorzüge Vorzüge der Sitten und des Herzens, nicht aber des Geistes und der Unterhaltung seien; daß die Schülerinnen täglich regelmäßig Gebete verrichten, die Messe hören und Unterricht im Katechismus erhalten. Dieser Teil der Erziehung ist derjenige, welcher am meisten gepflegt werden soll.")

Ihm selber, dem mächtigen Verfasser dieses Erziehungsplanes, hätte vielleicht eine kleine Lektion aus dem so warm empfohlenen Katechismus nichts geschadet; etwas Vertiefung in die Gebote: „Du sollst nicht töten" und „Du sollst nicht ehebrechen" hätte dem Gatten Josefinens, hätte dem millionenfachen Menschenmörder immerhin gut gethan. Aber nein: der starke Mannesgeist hat derlei nicht nötig; nur die Frauen sollen im Katechismus die eigene Gehirnschwäche üben und daraus die für ihre soziale Stellung erforderliche „immerwährende Resignation" schöpfen.

Die so vielfach und in allen Tonarten wiederholte Zusammenstellung von Religion und Frauen, sei es nun, um darzuthun, daß die letzteren gläubig sind oder daß sie es sein sollen, war zugleich beleidigend für die Frauen und für die Religion. Entweder wollte man damit ausdrücken, daß der Glaube gut genug sei für die geistig schwachen Weiber, oder daß die Weiber gut genug seien für den geistig unhaltbaren Glauben; immer war da beiderseitige Herabsetzung enthalten. Wenn in den Augen der Männer die Religion dasjenige war, wofür sie ausgegeben wurde, nämlich das auf höchster Wahrheit beruhende höchste Gut, so hätten sie dieselbe für sich als ebenso erlangenswert erachten müssen und hätten in der größeren Religiosität der Frauen keinen Beweisgrund ihrer geringeren Geistesfähigkeiten finden dürfen. Es ist uns beinahe unfaßlich, daß in Sachen des Glaubens und Aberglaubens und dessen ungleicher Verteilung bei den Geschlechtern nicht folgende, so naheliegende Schlüsse gezogen wurden:

Die Zunahme der Wissenschaft schwächt den Glauben;
Bildung verscheucht den Aberglauben;
Frauen werden wissenschaftlicher Bildung prinzipiell ferngehalten:
Folglich sind Frauen dem Glauben und Aberglauben zugänglicher als ihre männlichen Zeitgenossen.

Die Frauen standen eben auf der Stufe einer früheren Bildungsepoche, einer Epoche, in der die Männer ebenso gläubig und ebenso abergläubisch waren. Oder zeigte das Mittelalter etwa nur glaubensfanatische F r a u e n? Wurde dem indianischen Medizinmann nur von Indianerweibern Glauben geschenkt? Überragten denn –

auch in der damaligen Gegenwart – die gebildeten Frauen nicht den rohen Bauer an geistiger Freiheit und lieferte der Unterschied zwischen einer Harriet Martineau, der Verbreiterin der Auguste Comte'schen Philosophie in England, und einem Vorbeter tyrolischer Dorfprozessionen nicht eine negative Instanz gegen das Verfahren, alle Verschiedenheiten aus der organischen Geschlechtsverschiedenheit heraus erklären zu wollen?

Unfreiheit hängt überall mit Unbildung so eng zusammen, daß das beste Mittel zum Festhalten der Gefesselten stets darin bestand, sie so viel als möglich in Unwissenheit zu belassen. Daher der instinktive Widerwille gegen weibliches Wissen von seiten der Männer; gegen Bildung der niederen Klassen von seiten der hohen; gegen Aufklärung überhaupt von seiten der Priester, dieser Gefängniswärter der Vernunft. Das richtigste System zur Verhinderung der Emanzipation wäre es jedenfalls gewesen, den Frauen die Kunst des Lesens und Schreibens gänzlich zu verbieten. Im Orient hielt man es auch so. Hatte dort eine Frau schreiben gelernt, so mußte sie dieses Verbrechen sorgfältig zu verbergen suchen. Ja – mit dem Preisgeben des Alphabets an die Frau war ihr auch die Wissenschaft preisgegeben. Freilich wurde das ganze Gebiet Stück für Stück gegen sie verteidigt. Immer, wenn sie wieder einen Zoll sich erobert hatte, hieß es: Wohlan denn, bis hierher sei dir's gestattet – weiter kannst du nicht und weiter sollst du nicht. Dem „sollst du nicht" mußte die Mehrzahl sich fügen; aber das „kannst du nicht" machten einige Mutige zu schanden, indem sie, allen erdenklichen Schmähungen sich aussetzend, den Beweis lieferten, d a ß sie können. So ward die Grenze wieder um ein Stückchen hinausgeschoben, um wieder ebenso hartnäckig verteidigt zu werden.

Nicht nur im Reiche der Wissenschaft, auch in den Künsten herrschte dasselbe Grenzsperrsystem. „Les femmes, en général, n'aiment aucun art, ne se connaissent à aucun et n'ont aucun génie." So zitiert Schopenhauer aus Jean Jacques Rousseau[272] und fügt hinzu:

> „Weder für Musik, noch für Poesie, noch für bildende Kunst haben sie wirklichen, wahrhaftigen Sinn und Empfänglichkeit; sondern bloße Äfferei zum Behufe ihrer Gefallsucht ist es, wenn sie solche affektieren und vorgeben. Die eminentesten Köpfe des ganzen Geschlechtes haben es nie zu einer wirklich großen und echt originellen Leistung gebracht. Die natürliche Zusammensetzung des weiblichen Gehirns ist weder eines besonderen Verstandes, noch eines besonderen Talentes fähig."[273]

272 „Die Frauen im allgemeinen lieben keine Kunst, verstehen sich auf keine und haben kein Genie." Jean-Jacques Rousseau, Brief an d'Alembert (1758), zitiert nach Artur Schopenhauer: Ueber die Weiber. Kapitel XXVII von Parerga und Paralipomena II. Berlin: Hayn 1851, §. 369: http://aboq.org/schopenhauer/parerga2/weiber.htm#n3 [2017-07-24].

273 Suttner hat hier Auslassungen und eine Umstellung vorgenommen: Schopenhauers §. 369. lautet: „Mit mehr Fug, als das schöne, könnte man das weibliche Geschlecht das unästhetische nennen. Weder für Musik, noch Poesie, noch bildende Künste haben sie wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit; sondern bloße Aefferei, zum Behuf ihrer Gefallsucht, ist es, wenn sie solche affektiren und vorgeben. Schon Rousseau hat es gesagt: […]

Immer wieder wurde den Frauen als Beweis ihrer geringeren Begabung die Thatsache hingehalten, daß unter der kleinen Anzahl Derer, die erst seit kurzer Zeit und mit Überwindung von allerlei Hindernissen eine Kunst betrieben hatten – daß darunter kein Homer, kein Raphael und kein Beethoven aufgetreten war. Zeigte sich dennoch eine achtungswerte weibliche Kunstleistung, dann hieß es: „Merkwürdig! N u r eine Frau und doch so Gutes – wirklich recht Gutes f ü r eine Frau!"

Die einzige Kunst, bei der solche Urteile nicht gehört wurden, bei der zwischen beiden Geschlechtern kein Unterschied, weder an der Anzahl, noch an der Größe der Talente, angenommen werden konnte, – das war die darstellende Kunst. Denn auf der Bühne wirkten ebensoviele Frauen wie Männer und das Gleichgewicht in der Verteilung brachte auch das Gleichgewicht der beiderseitigen Leistungsfähigkeit zu Tage; – ein Umstand, der für den logisch vorgehenden Verstand allein genügt haben sollte, die auf anderen Kunstgebieten gemachten willkürlichen Behauptungen von weiblicher Minderbefähigung umzustoßen. Oder sollte man wirklich ein Naturgesetz sich gedacht haben, nach welchem das weibliche Gehirn derart organisiert wäre, daß es von den neun Künsten nur in der einen es den Männern gleichthun könne, in allen anderen aber ewig zurückstehen müsse, so weit zurück, daß der Versuch allein, eine solche Kunst zu üben, für die anmaßenden Geschöpfchen lächerlich sei und daß man sie daran in ihrem eigenen Interesse und im Interesse der Kunst zu hindern habe? War aber dieses sonderbare physiologische Gesetz seit jeher erkannt worden? Hatte man etwa, als das Theater in seinen Anfängen war, den Frauen ihr Recht auf Mitwirkung und ihre Tüchtigkeit hierzu sogleich zuerkannt? Mit nichten. Wir wissen, daß im Altertum alle Rollen, auch die weiblichen, von Männern dargestellt werden mußten; daß im Mittelalter es allgemein für ein Ding der Unmöglichkeit galt, eine Frau auf die Bretter steigen zu lassen, und daß noch lange hernach, beinahe bis in das Maschinenzeitalter hinein, das öffentliche Auftreten für die Frau als eine Art Schimpf galt, daß der Verlust aller bürgerlichen Stellung, aller Ehrbarkeit mit dem Wagnis verbunden war, zur Bühne zu gehen.

Zu der Zeit, von der wir sprechen, bestand solches Vorurteil noch als Rudiment in philisterhaften Gemütern; in der weiten Welt jedoch wurden die Künstlerinnen mit Reichtümern und königlichen Ehren überschüttet; an sie wurde der Maßstab, mit welchem man sonst die Tugenden der Weiblichkeit zu messen pflegte, nicht gelegt: weder Demut, noch Gehorsam, noch unverbrüchliche Keuschheit forderte man von ihnen; ihr Rang, ihr Wert hing nicht von der Stellung ihres Gatten ab und,

> Auch wird Jeder, der über den Schein hinaus ist, es schon bemerkt haben. Man darf nur die Richtung und Art ihrer Aufmerksamkeit im Koncert, Oper und Schauspiel beobachten, z. B. die kindliche Unbefangenheit sehn, mit der sie, unter den schönsten Stellen der größten Meisterwerke, ihr Geplapper fortsetzen. Wenn wirklich die Griechen die Weiber nicht ins Schauspiel gelassen haben; so thaten sie demnach recht daran; wenigstens wird man in ihren Theatern doch etwas haben hören können. – Man kann von den Weibern auch nichts Anderes erwarten, wenn man erwägt, daß die eminentesten Köpfe des ganzen Geschlechts es nie zu einer einzigen wirklich großen, ächten und originellen Leistung in den schönen Künsten haben bringen, überhaupt nie irgend ein Werk von bleibendem Werth haben in die Welt setzen können." Ebenda.

gattenlos, fiel nichts von dem Odium der Altjungfernschaft auf sie. Sie galten genau so viel wie ihr Talent, und dieses wurde weder in Hinblick auf weibliche Geistesschwäche mißtrauisch und vorurteilsbefangen unterschätzt, noch in Rücksicht auf diese Schwäche mit sogenannter „Courtoisie" beschützt; sie standen da, unabhängig von des Mannes Gnade und des Mannes Druck – dabei aber nicht losgesagt von des Mannes Liebe und Freundschaft –, Gründerinnen ihres eigenen Ruhmes und Vermögens, Herrinnen ihres Schicksals. Kurz – sie gehörten zu den ersten Exemplaren der aus der Gattung „Frauen" langsam sich entwickelnden höheren Ordnung der Menschinnen. Vergleichen Sie das Ansehen und die Existenz einer Patti, einer Wolter, einer Nilsson, deren Triumphe die alten Chroniken uns aufbewahrt haben, mit der Lebensstellung der indischen Weiber, wie sie im folgenden Aufsatz geschildert wird, und urteilen Sie, ob es irgend eine seelische Organisation der Frau geben kann, auf deren Wesenheit hin man bestimmen könne, was die „naturgemäße Bestimmung" des ganzen Geschlechtes sei.

> „Zweck der Ehe," so lesen wir in Büchners *Die Frau im alten Indien*, „Zweck der Ehe ist in den Augen Manus (der indische Noah) lediglich die Nachkommenschaft und deren Verpflichtung, für das Andenken und für die Verehrung der Verstorbenen zu sorgen, welche als Geister unter den Lebenden zu weilen pflegen. (Vorfahren-Kultus.) In diesem Sinne ist die Frau gewissermaßen das Opfer der Familie; sie hat nichts für sich zu beanspruchen, sondern nur dem Manne als Mittel zu dienen, durch welches er in seinen Kindern wiedergeboren werden kann. Eine unfruchtbare Frau wird weggejagt; eine solche, die nur Töchtern das Leben giebt, Anderen überlassen. Gefällt eine Frau ihrem Manne nicht, oder ärgert sie ihn durch Widerspruch, so kann er sie verstoßen, mißhandeln usw. Eine unfruchtbare Frau muß im achten, eine, die nur Töchter hat, im elften, eine solche, deren Kinder alle gestorben sind, im zehnten Jahre der Ehe durch eine andere ersetzt werden. Die Verlassene aber wird mit abgeschnittenen Haaren dem niedrigsten Elend preisgegeben; sie ist für die Gesellschaft so gut wie gestorben. Die indische Frau besitzt kein eigenes Vermögen und kann kein solches besitzen, mit Ausnahme persönlicher Geschenke, die als solche für den Mann keinen Wert haben; doch wird im Falle ihres Todes alles zurückgenommen. Sie selbst gehört ja nur zum Vermögen, oder ist bloßes Eigentum des Mannes. Glücklich muß sie sich preisen, wenn ihr der letztere im Falle ihrer Verstoßung eine Decke zum Zudecken oder eine Handvoll Reis zum Schutz vor dem Verhungern überläßt."[274]

Nach weiteren Schilderungen fügt Büchner hinzu:

> „Dieses ist also die äußerste Konsequenz eines gesellschaftlichen Zustandes, in welchem die Frau nicht als Person oder als gleichberechtigte Genossin des Mannes, sondern als dessen Eigentum oder als Sache betrachtet wird. Freilich hat dieser in den Anfängen der Zivilisation sehr allgemein verbreitete Irrtum nicht überall zu so traurigen Konsequenzen geführt wie in Indien; a b e r d o c h

274 Ludwig Büchner: Die Frau im alten Indien. In: L. B.: Fremdes und eigenes aus dem geistigen Leben der Gegenwart. Leipzig: Spohr 1890, S. 256–257.

> lassen sich selbst heutzutage in der Stellung der Frau in unserem Staats- und Gesellschaftsleben Reminiszenzen an jene Zeit ausfindig machen, welche unserer Zivilisation nicht zur Ehre gereichen. Im alten Griechenland entschädigte sich der freie Bürger für die zurückgesetzte und ins Innere des Hauses gebannte Stellung seiner Lebensgefährtin durch den Hetärismus, welcher ihm das Ideal freien und in der Freiheit geistig mehr entwickelten oder selbständigen Frauentums verwirklichte. Wir aber bedürfen – durch die freiere Stellung, die wir den Frauen eingeräumt haben – solcher zweifelhaften Surrogate nicht und werden ihrer um so weniger bedürfen, je mehr wir auf dem Wege vorwärts schreiten, welcher zu immer größerer Annäherung der weiblichen Hälfte des Menschengeschlechtes an die männliche in Können, Wissen und Denken führt."[275]

Sie sehen, meine geehrten Zuhörer (… und „Zuhörerinnen", würden unsere Vorfahren gesagt haben; aber unter uns kommt in einem Hörsaal dieser Unterschied nicht in Betracht. Sie sind hier als Lernende versammelt und dabei frage ich ebenso wenig um Ihr Geschlecht, als Sie nach dem meinigen gefragt haben. Die Ansprache: „Meine Herren und Damen", oder, aus gnädiger Höflichkeit: „Meine Damen und Herren" klänge von diesem Katheder aus ebenso unsinnig, wie es von seiten eines Professors im Maschinenzeitalter unsinnig erschienen wäre, wenn er seine Hörer mit: „Meine Schwarzen und Blonden" angeredet hätte.) Sie sehen, daß ich mir keine Vorwegnahme eines zu damaliger Zeit noch nicht vorhandenen Begriffes zu schulden kommen ließ, indem ich von der kommenden Gleichberechtigung beider Geschlechter sprach, denn die freien Denker unter unseren Vorfahren, die Vertreter der naturwissenschaftlichen Weltanschauung, unter welchen Ludwig Büchner, wie Sie wissen, einen hervorragenden Platz einnimmt, gaben dieser Idee schon allenthalben Ausdruck.

Durchaus nicht waren es die Frauen allein, welche ihrem Geschlechte größere Rechte vindizierten; unter den denkenden Männern vielmehr fanden sich solche, die, das Fortschrittswerk im Auge, das ganze Menschengeschlecht daran beteiligt sehen wollten. Unter den Frauen hingegen fand man die eifrigsten Hüterinnen der Frauenhörigkeit, die beredtesten Gegnerinnen der Emanzipation – gerade so, wie Neger einst die besten Sklavenhüter waren. Die Mütter predigten ihren Töchtern in diesem Sinne und in diesem Sinne sprachen die Weltdamen und schrieben sogar die Schriftstellerinnen, um so den nächstliegenden Zweck, nämlich bei den Männern sich einzuschmeicheln, am sichersten erreichend.

Keine Frau des Maschinenzeitalters – selbst unter den Anführerinnen der Emanzipationsbewegung – hat, daß ich wüßte, so energisch für die Rechte ihres Geschlechtes plaidiert, wie der große englische Denker John Stuart Mill. In seinen Memoiren hat er der eignen Frau das Zeugnis ausgestellt, daß er i h r e m , in jeder Richtung freien und erhabenen Geiste die besten in seinen Werken enthaltenen Ide-

275 Ebenda, S. 259.

en zu danken habe.[276] Aus dem so berühmten Buche dieses Verfassers *The subjection of woman* will ich Ihnen nun einige Stellen mitteilen, damit Sie nicht etwa glauben sollten, daß alle Männer auf seiten des vorhin zitierten E. Reich standen und daß die neu aufgetauchte Befreiungstheorie „nur in einigen überspannten Weiberköpfen spukte."

„Wir haben die Moralität der Hörigkeit (die Verpflichtung, sich der Gewalt zu unterwerfen); dann die Moralität der Ritterlichkeit (das Recht des Schwachen auf Schutz und Nachsicht des Stärkeren); jetzt ist die Zeit der Gerechtigkeit gekommen."[277] Daß diese Gerechtigkeit noch nicht allherrschend ist, das sieht Stuart Mill in der Unterordnung des weiblichen Geschlechts:

> „So steht denn die Unterdrückung der Frauen als ein vereinsamtes Faktum inmitten der sozialen Institutionen, als einzige Bresche in ihrem wohlgefügten Grundgesetz, als alleinige Reliquie einer vergangenen Zeit, deren Denken und Thun in allen Punkten als überlebt gilt und nur in diesem einen, dem das allgemeinste Interesse beigemessen werden muß, konserviert wird.[278] Man darf nicht annehmen, die Barbarei, welche die Menschen am längsten festgehalten, sei ein geringerer Grad an Barbarei als jene, welche sie früher abgeschüttelt haben.[279]
>
> Als gewiß und unumstößlich läßt sich Eines festhalten: die Frau wird dadurch, daß man der Entfaltung ihrer Natur freien Spielraum läßt, nicht verleitet werden, etwas zu thun, was absolut gegen dieselbe ist. Der Eifer der Menschen, die Natur einzuengen, aus Furcht, dieselbe könne sich selbst überlassen, ihre Zwecke nicht erfüllen, ist eine sehr überflüssige[280] … Jede Begrenzung des Wahlfeldes beraubt die Gesellschaft einiger Chancen, durch Befähigte bedient zu werden, ohne daß sie dadurch vor den Unbefähigten geschützt ist."[281]

Lassen Sie uns diesen letzten Ausspruch des englischen Philosophen etwas näher betrachten. Daß es – auch unter den Männern – Unbefähigte auf allen von ihnen eingenommenen, gegen die Frauen so eifersüchtig verteidigten Gebieten gab, das ließ sich doch nicht ableugnen: schlechte Beamte, schlechte Ärz-

276 Die englische Frauenrechtlerin Harriet Taylor Mill (London 1807 – Avignon 1858), erst Geliebte und nach dem Tod ihres ersten Mannes auch Ehefrau von John Stuart Mill, trug zu dessen Ideen und Schriften maßgeblich bei (wie auch Mill in seiner *Autobiography*, erschienen postum 1873, betonte).

277 John Stuart Mill: Die Hörigkeit der Frau. (The Subjection of Women, ED 1869.) Aus dem Englischen von Jenny Hirsch. Berlin: Berggold 1869, S. 75.

278 Ebenda, S. 35. Suttner vereinfacht geringfügig: statt „als überlebt betrachtet": „als überlebt gilt"; statt „das universellste": „das allgemeinste Interesse", und lässt bei den „modernen sozialen Institutionen" das erste Adjektiv weg, spricht doch die vortragende Person im Roman aus der fiktiven Zukunft.

279 Ebenda, S. 2.

280 Ebenda, S. 46.

281 Ebenda, S. 33.

te, schlechte Schriftsteller. Und bei Zulassung der Frauen zu freiem Wettbewerb konnten doch nur diese Schlechten von den sie übertreffenden stärkeren Konkurrentinnen aus dem Felde geschlagen werden, während die schwächeren Bewerberinnen – von denen man unerwiesenermaßen stets eine so gefährliche große Menge voraussetzte – naturgemäß ebenfalls ausgeschieden bleiben mußten.

Setzen wir die Sache in ein einfaches Rechenexempel um: Es soll eine Arbeit verrichtet werden, die aus Hebung von so und so viel Meterzentner besteht und die unter acht Arbeiter zu verteilen ist. Der Arbeitgeber wird von den sich meldenden Tagelöhnern nur die stärksten wählen, um in möglichst kurzer Zeit mit der Aufgabe fertig zu sein. Es melden sich zehn Männer und zehn Frauen. Die letzteren werden, da sie bekanntlich schwächer sind als die Männer, zur Kraftprobe gar nicht zugelassen. In der That unter den Frauen befanden sich neun schwache und nur eine starke, während unter den Männern sieben kräftige und drei schwache waren. Die acht männlichen Arbeiter werden angestellt – ein Schwächling darunter. Wären die Frauen zum Bewerbe herangezogen worden, so hätten statt zwei Männer und zehn Frauen, drei Männer und neun Frauen abziehen müssen und der Gewinn wäre auf seiten des Arbeitgebers geblieben, denn er hätte alle acht Plätze mit kräftigen Leuten ausgefüllt.

In dem versinnbildlichten Falle heißt der Arbeitgeber die Gesellschaft und der Gewinn der Gesellschaft ist es, wenn die innerhalb ihres Kreises zu verrichtenden Arbeiten in die Hände einer größeren Anzahl von Befähigten fallen, gleichviel, welchem Stande, welcher Nation oder auch welchem Geschlechte sie angehören. Der Ausschluß eines Geschlechtes ist sogar noch viel nachteiliger als der einer Klasse oder Rasse, da es da nicht um einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil, sondern um die Hälfte der verfügbaren Kräfte sich handelt. Bei dem oben angeführten Beispiel ist durch das gewählte Zahlenverhältnis sogar der damals herrschenden Ansicht von der Inferiorität der Frauen ein Zugeständnis gemacht; in der Wirklichkeit jedoch, wenn an einer Schule, einem Konservatorium, einer Universität eine gleiche Anzahl von Mädchen und Knaben den gleichen Unterricht erhielten, zeigten die Prüfungen niemals ein tieferes Niveau der Erfolge auf seiten der weiblichen Studenten.

Ja – im Maschinenzeitalter sehen wir dieses Phänomen zuerst auftreten – angestaunt, ausgelacht, verleumdet, verhöhnt: – der weibliche Student. In Amerika war zur selben Zeit diese Erscheinung schon etwas ganz Gewöhnliches geworden, aber wir beschränken ja unsere Betrachtungen auf die Staaten von Europa, und hier gehörte die akademische Laufbahn für Frauen noch zu den seltensten Ausnahmefällen. Eine sehr geringe Anzahl von Lehrsälen – zumeist in der Schweiz – stand der weiblichen Jugend offen, und die Kandidatinnen kamen zumeist aus Rußland. Und weil von demselben Lande der Nihilismus ausgegangen war, so entstand in der Vorstellung der Menge eine Vermischung der Begriffe Nihilismus und weibliches Studententum; eine Ideenverbindung, die um so natürlicher war, als beides auf Befreiungsprinzipien beruhte und die Vertreterinnen beider Richtungen kurz ge-

schorenes Haar zu tragen pflegten. So geschah es, daß für die ängstlichen Gemüter der am Hergebrachten Geklammerten das Bild einer die Universität besuchenden Hörerin der Medizin ähnlichen Schauer erweckte wie dasjenige einer am Galgen baumelnden Zarenmörderin.

Anläßlich der Doktoraspirantinnen seiner Zeit läßt sich der öfter angeführte E. Reich also vernehmen:

> „Wäre es nicht besser, die auf sich selbst angewiesenen und einigermaßen befähigten Frauen verlegten sich auf Kindergärtnerei, anstatt in physiologischen und chemischen Laboratorien, Anatomiesälen und Sternwarten sich unnütz zu machen! Im Kindergarten kann das Weib das Höchste leisten, den Grund zum Lebensglück unzähliger Menschen legen. Und welchen handgreiflichen und sittlichen Nutzen bringt ein Weib, welches z. B. in physiologischen Laboratorien Fröschen bei lebendigem Leibe das Rückenmark herausschneidet, lebenden Hunden die Eingeweide aus dem Leibe reißt und Kaninchen die Sinnesorgane zerstört, der Gesellschaft? Nicht nur keinen Nutzen bringt ein solches abscheuliches Frauenzimmer, sondern zur Verhärtung und Verrohung trägt ein solches entartetes Geschöpf bei. Darum hinweg mit dem Ekel weiblicher Medizinstudenten! Nur Liebe, Menschlichkeit, Barmherzigkeit soll das Weib atmen, nicht Grausamkeit wirken.“[282]

Sträubt sich Ihr logisches Gewissen gegen solches rhetorisches Verfahren? Abgesehen davon, daß der in einem vereinzelten Buche der ganzen Frauenwelt gegebene Rat – „sich auf die Kindergärtnerei zu verlegen“ – unmöglich von allen vernommen und befolgt werden kann und, wenn befolgt, zu einer solchen Ueberfüllung des genannten Berufszweiges führen müßte, daß kein Lebensunterhalt dabei zu gewinnen wäre, abgesehen davon, daß die eben damals zum Leibarzt der Königin von Italien ernannte junge Doktorin kaum besser gethan hätte, Herrn Reich zuliebe Kindergärtnerin zu werden, statt ihm den Ekel des Medizinstudiums zu bereiten; – abgesehen von der Unhaltbarkeit des Rates, betrachten Sie einmal die Unhaltbarkeit oder vielmehr die philosophische Unredlichkeit von dessen Begründung. Die so abschreckend hingestellte Vivisektion ist entweder verwerflich – dann sind die Männer, die sie betreiben, ebenso „abscheulich“ wie die „Frauenzimmer“; oder aber, sie ist durch den Zweck der zum Besten der kranken Menschheit zu sammelnden Erfahrungen gerechtfertigt, dann macht das Geschlecht derjenigen, die sie ausüben, keinen Unterschied. Nur Liebe, Barmherzigkeit und „Menschlichkeit“ soll das Weib üben? Wurden denn physiologische Studien von seiten der Männer aus – den Männern geziemenden – Motiven des Hasses, der Grausamkeit und der Unmenschlichkeit betrieben? Schwerlich. Hätte übrigens der Autor bei Anwendung des Wortes „Menschlichkeit“ nicht bei dem Widerspruch sich ertappen müssen, der darin liegt, der einen Hälfte der Gattung das wesentlichste Merkmal der Gesamtheit zuweisen zu wollen? Warum sollte das Weib „menschlicher“ sein als der Mann, der doch in

282 Reich, Studien über die Frauen, S. 404.

jeder Hinsicht sich als den eigentlichen Repräsentanten des Begriffes Mensch betrachtet wissen wollte?

Dieser Widerspruch erklärt sich, wenn wir bedenken, daß Menschlichkeit, im Sinne einer Tugend, damals nicht das war, was sie heute geworden, nämlich der Grundzug des vollmenschlichen Charakters, sondern erst als eine ganz neue, mit dem herrschenden kriegerischen Geist noch arg in Widerspruch geratene Tugend auftrat. Am besten noch konnte dieselbe bei dem weiblichen Geschlechte sich bethätigen, welches von der Ausübung der obwaltenden Feindseligkeitspflichten ausgeschlossen war. Während im Kriege das Amt der Männer im Wundens c h l a g e n bestand, durften die Frauen allein dieselben heilen. In einer vorgeschritteneren Zeit, in der die Humanität zum siegenden Durchbruch gekommen war, da galt die Barmherzigkeit ebenso wenig mehr als ein Vorrecht der Frauen, als der Verstand ein Vorrecht der Männer geblieben war. Dazumal, wo noch so viel Rauhes und Rohes in der – sich so vorgeschritten wähnenden – Kultur enthalten war, da ist es begreiflich, daß man den sanften Tugenden wenigstens bei jenen Wesen eine Zuflucht sichern wollte, die dem öffentlichen Leben fern standen. Da, wo jeder Sohn des Landes mordpflichtig, wo das Raufen und Saufen und Ausschweifen allgemeine Männersitte war, da mochte wohl der Gedanke etwas Abstoßendes haben, daß das „schöne Geschlecht", dasjenige Geschlecht, welches am friedlichen Hausherde die milde Flamme der Liebe zu hüten angestellt war, es dem anderen gleichthun wolle und auch sich hinausstürzen wolle ins „feindliche Leben". Da mochte man wohl fürchten, daß die Sanftmut, die Anmut, die Reinheit, die Liebe selber vom Erdkreis verschwinden müsse, wenn die sogenannte „Weiblichkeit" nicht in ihren Schranken bliebe …

Doch was war es, das die Männer da verteidigen wollten, indem sie das Fallen jener Schranken zu verhindern strebten? War es das Privilegium der weiblichen Tugenden oder etwa dasjenige der – eigenen Laster? Glaubten sie, daß, so lange die für die Menschenwürde und den Bestand einer gesitteten Gesellschaft notwendige Quantität von Enthaltsamkeit, Mitleid, Friedfertigkeit usw. von den Frauen gepflegt würde, es den Männern statthaft sei, den gegenteiligen Untugenden zu fröhnen? Fast scheint es so.

Und in der That, es herrschte auch eine für die Geschlechter getrennte Moral. Es gab spezifisch weibliche und spezifisch männliche Tugenden; die Beurteilung gewisser Handlungen war eine ganz verschiedene, wofern sie von einem Manne oder von einer Frau begangen worden. Vergehen gegen das sechste Gebot z. B. waren – wenn noch so gering – bei den Frauen das schwerst zu sühnende Verbrechen, während die strenge Befolgung desselben beim Manne hingegen lächerlich erschien. Die ganze Häßlichkeit ungezügelten rohen Treibens: Trunksucht, Rauflust, Unzucht, zeigte sich erst, wenn man sich dieselben als eine solchem Treiben ergebene Frau vorstellte, während Zecher, Duellanten und Don Juans als ganz liebenswürdige Männerfiguren gedacht werden konnten.

Dafür galten manche Charakterschwächen für verächtlich bei den Männern und entschuldbar, wenn nicht reizend, bei den Frauen: Mutlosigkeit, Willenlosigkeit, Gedankenlosigkeit. Da wo die Frau diese lieblichen Fehler ablegen wollte, wo sie Thatkraft und Selbstvertrauen zeigte, priesen sie wohl einige ob ihres männlichen Charakters, doch ließen andere gleich die Befürchtung laut werden, daß mit Ablegung der weiblichen Untugenden auch die weiblichen Tugenden in die Brüche gehen müßten.

Was man nicht sah, was man nicht verstand, war dieses:

Die unaufhaltsame Naturkraft, durch welche die Menschheit zu immer größerer Veredlung getrieben wird – eine Kraft, der die Meisten ohne Zielbewußtheit dienten, gegen die eine Anzahl der davon Getriebenen sich sogar stets zu widersetzen suchte –, war wieder einmal im Zuge, einen höheren Typus unserer Gattung zu formen: den Typus der Vollmenschlichkeit. Eine der Bethätigungen dieses Neugestaltungsdranges war die Frauenbefreiungsidee. Denn zur Erreichung des – mehr geahnten als erkannten – Ideals war die ungehinderte Entfaltung aller in der Gesamtmenschheit vorhandenen Geisteskeime nötig; keine der unter allen verteilten Anlagen durfte mehr wegen vermeintlicher Untauglichkeit der Rasse oder des Standes oder gar des Geschlechtes unterdrückt werden; und die Tugenden, deren größere Verbreitung den neuen Typus charakterisieren sollte, durfte nicht mehr in zwei Hälften geschieden sein: Milde und Mäßigkeit auf der einen, Mut und Denkfähigkeit auf der anderen Seite. Nein, alle diese Tugenden vereint mußte jeder Vollmensch aufweisen, ob er nun dem männlichen oder weiblichen Geschlechte angehörte. So wie es dazumal schon manche gemeinschaftliche Eigenschaften gab, ohne welche weder Mann noch Frau Anspruch auf Achtung hatte, als: Redlichkeit, Reinlichkeit, Fleiß, Wahrheitsliebe, Pflichtgefühl, so hat ein späteres Vollkommenheitsideal alle menschlichen Tugenden von allen Menschen gleich gefordert. Mit Abschaffung der sonstigen Privilegien mußten auch die Lastervorrechte verschwinden und kein Mann durfte mehr stolz auf seine Ausschweifungen sein. Der Mut, diese Mustertugend zuerst des Löwen, dann des Wilden, dann des Helden, schließlich des stets schlachtbereiten Soldaten und mensurbereiten Studenten, verlor von seinem Nimbus und mußte nicht mehr von Männern allein bis zur Verachtung des Lebens getrieben werden, sondern ward in Stunden der Gefahr, in schweren Lebenslagen in gleichem Maße von dem vollmenschlichen Weibe gefordert; die Keuschheit war nicht mehr allein in des Weibes Hut gelegt und von diesem bis zur Abtötung aller natürlichen Triebe zu wahren, sondern jeder Vollmensch mußte es verschmähen, der Sinnenlust ohne Liebe oder in verräterischem Treubruch zu fröhnen. So geschah es, daß durch die fallenden Fesseln, welche das eine Geschlecht so lange getragen hatte, nicht nur dieses, sondern auch das andere zu höherer Menschenwürde emporstieg. Ganz das Gegenteil von den Befürchtungen der Emanzipationsbekämpfer trat ein: nicht rohe, männliche Fehler nahm das Weib an, nicht in weichliche Weibischkeit versank der Mann, sondern beide vereint – unter ihnen die besten, stärksten, talent- und verstandesreichsten – bildeten sich zu den Mustern einer höheren Gattung heran.

Das Ideal eines Konservativen

Von Bertha von Suttner[283]

Gewöhnlich, um den Effekt der manövrirten Siege zu erhöhen, wird ein gefährlicher, womöglich übermächtiger Feind angenommen, der zuletzt, nach allerlei kriegskunstgerechten Angriffen jämmerlich geschlagen wird. Einen solchen grimmigen Gegner will ich mir auch heraufbeschwören. Ich bin so sehr von dem Vertrauen in den Fortschritt durchdrungen, daß es mir beinahe überflüssig scheinen würde, mir dieses Vertrauen erläutern zu wollen: aber wenn ich mir einen Widersacher vorstelle, so werde ich mit Eifer seine wahrscheinlichen Einwürfe widerlegen, und die eigene Ansicht eindringlich vertreten. Das Bild meines verehrlichen Nachbars, des Großgrundbesitzers Grafen R., paßt mir gerade recht. Ein richtiger neuerungshassender, fortschrittsverleugnender, altertumsverteidigender und „daß alles beim Alten bleibe" wünschender, alter Herr.

Ich habe öfters das Vergnügen, ihn zu sehen; aber wenn wir zusammenkommen, so vermeide ich es, mit ihm zu streiten. Unsere Anschauungen gehen so weit auseinander – das fühlen wir Beide – daß wir über gewisse Dinge lieber gar nicht reden; und wenn doch manchmal eine kleine Uneinigkeit auftaucht, so bin ich gewöhnlich der erste, der das Gespräch wieder auf einen gleichgiltigen Gegenstand lenkt. Ich bin ein ungeschickter Sprecher; es fehlt mir die Gabe meine Ansichten in fließender Rede zu behaupten, und der Ärger über unlogische Einwürfe packt mich gleich so bei der Gurgel, daß ich nicht weiter reden kann. So hat mich der gute Graf – übrigens ein ganz liebenswürdiger Herr – schon oft in Wut gebracht; meine schönsten Argumente verschwanden unter kläglichem Stottern und ich ward scheinbar geschlagen. Hinterher quälte ich mich dann mit allerlei gelungenen Antworten, die ich ihm hätte sagen sollen, oder die ich ihm das nächste Mal sagen würde. Wenn es aber dazu kam, so waren alle meine vorbereiteten Phrasen verschwunden oder durch eine seiner Gegenreden wieder als Erstickungswerkzeuge in meine Kehle zurückgedrängt. […]

Es ist schon so der naturgemäße, fatale Gang von der Meinungsverschiedenheit bis zur Rauferei, daß sogar dieser in Gedanken geführte Streit ganz gegen meine vorgefaßte Absicht in einem Duell geendet hat. Ein Miniaturbild von der Entstehung der Parteikämpfe und der Sektenkriege. Das kaltblütige Austauschen entgegengesetzter Meinungen ist kaum denkbar. Die Gedankenwege der Gegner gehen so weit auseinander, daß jeder – wenn er in der Diskussion etwas vorgeschritten ist – sein leises

283 Bertha von Suttner: Inventarium einer Seele. 3., verbesserte Aufl. Dresden; Leipzig: Pierson 1892, S. 51–52, 62–63 und 236–238. – Suttner zeichnet im *Inventarium einer Seele* zwei Varianten eines reaktionären Typus, mit welchen das erzählende Ich in Gedanken Diskussionen führt und diese niederschreibt. Im vorliegenden Textausschnitt finden sich die zwei Beschreibungen dieses Typus und – als mittlerer Textteil – eine Reflexion des erzählenden Ichs.

CC BY NC ND

Bertha von Suttner: Das Ideal eines Konservativen. In: LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 10 (2017), Sonderband 4: Bertha von Suttner als Soziologin. Hrsg. von Eveline Thalmann, S. 122–125: http://lithes.uni-graz.at/lithes/17_sonderbd_4.html
DOI: 10.25364/07.10:2017.SB4.7

Wort zum Schrei erheben muß, wenn er von dem Andern noch gehört werden will; endlich bleiben in der Entfernung nur mehr die Grobheiten verständlich und da giebt es keine andere Befriedigung, als mit geballter Faust – oder, je nach Umständen, mit einer Kriegserklärung – auf einander herzufallen.

Eine Rede kann nur dann verkettete Gedankenbilder einigermaßen zur Anschauung bringen, wenn ihr Ununterbrochenheit zugesichert ist, wie im Kathedervortrag oder in der Predigt – aber der freie Widerspruch drängt den Redner unaufhörlich in labyrintische Nebenwege. Wer hätte es je erlebt, daß von zwei Streitenden einer den andern zu seiner Meinung überführt hätte? Überzeugung ist ein gar fest und gar langsam Wurzel fassendes Gewächs. Viertelstündige Wortfolgen vermögen weder es einzusetzen, noch es auszureißen. Wir können freilich manche unserer Ansichten in drei Worten ausdrücken; aber es waren gewiß nicht nur drei Worte, die eine solche in unserem Bewußtsein zum Leben weckten; dazu gehörte eine unberechenbare Masse von Eindrücken und Erkenntnissen, welche sich unsern sämtlichen vorhergegangenen Erkenntnissen amalgamiert haben. In der Natur giebt es keine Sprünge – und ebensowenig in unserem Geiste. Es kann kein einziger Gedanke darin Eingang finden, der sich nicht in einer natürlichen Filiation an die bereits vorhandenen anschließen ließe. Um eine chinesisch ausgesprochene Wahrheit – und wenn dieselbe noch so einleuchtend wäre – zu unserm Wissensschatz zu fügen, müssen wir erst chinesisch verstehen. Dieses Beispiel führt freilich einen gar weiten Abstand zwischen dem Aufzufassenden und der Auffassungsmöglichkeit an; aber ebenso unbegreifbar, wie eine chinesische Phrase, ist uns ein Satz in der eigenen Sprache, wenn er von unserer Gedankenkette auch nur um die Entfernung e i n e s Gliedes entrückt ist. Man nimmt eine neue und fremde Idee nur dann in sich auf, wenn deren Keim in dem eigenen Erkenntnisfelde schon verborgen lag, und nun, durch den Anstoß von außen, seine Hülle sprengt. Jede Überzeugung muß sich auf eine vorhergegangene Überzeugung stützen. Darum hören wir so gerne die Ansichten derer, die eigentlich unserer Ansicht sind. Was wir längst als wahr empfunden, das bringen sie in neuer, klarer Form zum Ausdruck, und die eigenen Gedanken sprießen kräftiger hervor und umschlingen und vermehren sich. […]

Ich werde mir nun wieder meinen gedachten Grafen herbeicitieren und mit ihm nach Herzenslust streiten. Das ist ein harmloses Vergnügen.

Diesmal denke ich mir ihn als Staatsmann. Dabei werde ich mir vielleicht selbst einige Meinungen beibringen, die ich mir gar nicht zumutete, denn aufrichtig: um meine politische Färbung befragt, müßte ich antworten „gar keine“, aber meinem Phantasiegrafen gegenüber werde ich trachten, Meinungen zu entwickeln – den seinigen so entgegengesetzt als nur möglich – und es kann sein, daß ich mich dabei in eine ganz ordentliche Nüance hineinrede.

Hier sitzen wir wieder bei unserem schwarzen Kaffee. Diesmal aber nicht unter meinem Dache – damit ich nicht als Hausherr liebenswürdig zu sein brauche – sondern im alten Ahnenschlosse des Grafen selbst. Die ihn hier umgebenden Dekorationen

voll Erinnerungen an feudale Größe passen auch viel besser zu seiner Physiognomie. Seine Ansichten und Lebensanschauungen erscheinen in dieser Umgebung auch ganz natürlich und berechtigt. Er ist Besitzer der Herrschaften Altstadt, Bünzberg und Mirdorf; Kapitular-Großkomthur des St. Georgordens, Maltheserritter, erblicher Reichsrat, Kämmerer usw. usw. – Wie soll er da Ideen huldigen, die das Prestige all' dieser Herrlichkeiten zu bannen drohen?

Hinter den Erkerfenstern sieht man den weitgestreckten Park und das Thürmchen der Schloßkapelle. In diese gelangt man durch eine mit Ahnenbildern geschmückte Galerie. Des Grafen Vetter, der Erzbischof, hat heute Morgen in der Kapelle Messe gelesen. Vormittags (denn es ist des Schloßherrn Namenstag) präsentierte sich gehorsamst eine Schar von Beamten in schwarzem Frack und weißer Halsbinde „untertänigst zu gratulieren" – auch aus dem nahen Städtchen kamen der Doktor und der Notar. Dies hinterließ eine leise Vorstellung in des hohen Herrn Gemüte, daß die sogenannte „Intelligenz des Landes", welche nun auch gern in Staatsangelegenheiten laut mitsprechen wollte, eigentlich von Natur aus eine rückengekrümmte Bagage ist. Vielleicht ist er zu höflich, und – bei unserer Zeit – zu vorsichtig, dieses leise Gefühl auszudrücken, aber es bildet einen Untergrund seiner sozialen Anschauungen. Die jetzt zu häufig gemachte Erfahrung, daß „solche Leute" bisweilen zu eben so hohen Staatswürden gelangen, wie sie seines Hauses Erbrecht sind, mischt eine Dosis von Gallapfel in sein politisches Gemüt, und ein etwas strenger Zug um die festgeschlossenen Lippen, eine Schmerzensfalte zwischen den zusammengezogenen Brauen, drückt die erhabene Mißbilligung aus, welche er gegen den allgemeinen Stand der Dinge peinlich empfindet. Um den konservativen Hemdkragen (knapp geschlossen und steif stehend) ist die schwarze Halsbinde in konservativer Schleife gebunden; am vierten Finger der wohlgepflegten Rechten sitzt ein breiter, wappengravierter Siegelring; die mit dem Trauring geschmückte Linke (der Graf ist mit einer Prinzessin Oettenberg-Reitz-Streitz vermählt) schiebt sich gerne mit Ministerwürde in den Westenausschnitt. Das Räuspern klingt strenge, der Blick ist scharf, die Haltung imposant; die ganze Erscheinung ist die eines mit seinem Mündel unzufriedenen Weltvormundes.

Wenn ich in Wirklichkeit einem solchen Wesen begegne, so fühle ich mich von dessen Größenwucht überwältigt. Seine Selbstverehrung umgiebt ihn mit einer solchen Atmosphäre von Wichtigkeit, daß ich nur denke: Der Mann hat von seinem Standpunkte aus ganz recht so imposant zu sein und das einzige, was mir übrig bleibt, ist, mir imponieren zu lassen. Ich wage in solcher Gesellschaft höchstens einen kleinen Ausflug in genealogische, heraldische oder tagesgeschichtliche Gespräche und sehe dabei aus, wie ein die Notwendigkeit strengster Vormundschaft anerkennendes Mündel … aber politische Diskussionen? Gott bewahre! Es ist niemals angenehm, verachtet zu werden und das wäre alles, was ich erreichen könnte, wenn ich dem Grafen gegenüber meine von ihm *en bloc* verabscheuten Ansichten entwickeln wollte. Nebstbei erkenne ich, daß er, so wie er ist, auch notwendig sein muß; daß er den Platz, auf welchem seine Ideen wurzeln, würdig ausfüllt; daß die Bedingungen sei-

ner Verhältnisse, die Grundlage seiner Erziehung, die Tendenzen seines Standes, die Gesinnungen seiner Genossen, kurz alles, was ihn umgiebt, ihn zwingend zu dem stempelt, was er ist. Wie sollte ich versuchen wollen, ihn zu meinen Ansichten zu bekehren, oder auch nur dieselben für mich in Anspruch zu nehmen, nachdem ich doch von vornherein weiß, daß ich dadurch nur Geringschätzung auf mich ziehen würde, nur ein Eingereihtwerden in die Liste der Verpönten … So etwas wäre doch wahrlich kein geselligbehaglicher Schwarzer-Kaffee-Genuß.

Der Zeitgeist

Von Bertha von Suttner[284]

Zeitalter, Epochen. Diese Worte kommen mir so oft unter die Feder. Wohl deshalb, weil ja alles von der Zeitströmung abhängig ist und daher die Betrachtung aller uns auffallenden Erscheinungen mit der Betrachtung der Zeitgestaltung zusammenhängt. Unbeachtet geht das Heute in das Morgen über, und die Merkzeichen der Gegenwart fallen uns nicht auf. Aber von einiger Entfernung – wenn sich nämlich die aufeinander folgenden Tage zu einer Masse gruppiert haben, die man eine Epoche nennen kann, dann erscheinen die mannigfaltigen individuellen Empfindungen, Geschmacksrichtungen, Ausdrucksweisen in dichten Gruppen, und wir erkennen die verschiedenen Zeitphysiognomien in den Kunstwerken, Hausgeräten, Moden, Schreibstilen, Denkweisen der vergangenen Zeiten. Für den Antiquitätenkenner trägt jedes Porzellanstück, jedes Bild, jeder Bucheinband ein Datum, und so erhält noch immer alles um uns her unbewußt einen unauslöschlichen Epochenstempel.

Der sogenannte Zeitgeist, in welchem unser Geist sich bewegt, gerade so wie unser Körper in der ihn zunächst umgebenden Luftsphäre – wie ist der auch ein Gegenstand des Mißtrauens und des Hasses im Lager der Fortschrittsfeinde – wie wird da dessen notwendiger Einfluß – wo nichts gänzlich weggeleugnet, so doch angejammert. „Ach, die Zeichen der Zeit!" „O, die Verderbtheit des Jahrhunderts!" „Weh die Gefahren des modernen Gedankens!!!" So klagen und warnen die Zionswächter. Aber was hilft's … selbst sie sind in die Zeitfluten getaucht, wenn sie auch entgegenschwimmen. –

Ein eigentümliches Ding [ist es] um diese unsichtbare, mächtige Gewalt, Zeitgeist genannt. Erst in unsern Tagen beginnt man dessen unabwendbare Herrschaft anzuerkennen und derselben Rechnung zu tragen, während früher die Zeitströmung meist als ein feindliches, vorübergehend auftretendes, mit allen Kräften zu bekämpfendes Element betrachtet worden ist. Das Wort Zeitbewußtsein ist neuester Prägung, und noch ist dieses Bewußtsein lange nicht allenthalben erwacht.

Wenn ich mir diese geheimnisvolle, ungreifbare und doch so fühlbare, uns von allen Seiten beeinflussende geistige Substanz versinnlichen will, so muß ich mir wieder ein Bild aus der stofflichen Welt herüberholen. Von allen Körpern lösen sich minimale Teilchen los, welche als Staub unsere ganze Atmosphäre füllen. Unter den Stäubchen, die wir im einfallenden Sonnenstrahle tanzen sehen, flattern Parzellen von allen denkbaren Stoffen umher, aus Pflanzen-, Stein- und Tierreich. Diese im Schatten unsichtbaren, immer ungreifbaren kleinen Welttrümmer umgeben uns

284 Bertha von Suttner: Inventarium einer Seele. 3., verbesserte Aufl. Dresden; Leipzig: Pierson 1892, S. 160–168.

CC BY NC ND

Bertha von Suttner: Der Zeitgeist. In: LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 10 (2017), Sonderband 4: Bertha von Suttner als Soziologin. Hrsg. von Eveline Thalmann, S. 126–131: http://lithes.uni-graz.at/lithes/17_sonderbd_4.html
DOI: 10.25364/07.10:2017.SB4.8

ringsum und dringen in alle Fugen; sie legen sich uns an und wir atmen sie ein – als Düfte, wenn sie dem Veilchenfelde, als giftige Miasmen, wenn sie dem faulenden Sumpfe entsteigen. Und so geht ein analoger Prozeß in immateriellen Dingen vor sich. Wie der Raum mit unsichtbaren Körpern, so ist auch die Zeit mit flatternden Ideen gefüllt. Von dem Vorrate menschlichen Wissens und Denkens lösen sich auch solch kleine Teilchen los und dringen in alle Seelenfugen. Es giebt solche Anschauungen, Meinungen, Tendenzen, die im allgemeinen fühlbar sind und doch von den meisten Individuen nicht erfahren, noch erkannt worden sind. Aus den Büchern, aus den Hörsälen, aus den Zeitungsspalten, aus den Versammlungsorten der Menschen, wo die Ideen wachsen und blühen, weht der Tageswind nur winzige Stäubchen in die übrige Welt hinaus – von den Künstlerhallen wehen die Düfte, von den Verbrecherspelunken oder von den stockenden Dummheitsregionen wehen die Miasmen – das alles atmet die Menge ein; das wirkt auf ihr geistiges Leben, auf ihr Bewußtsein, und das ist der uns rings umflatternde Zeitstaub. Wer vermag es, sich aus solcher Atmosphäre herauszuheben?

Doch wollen die Leute so oft dem menschlichen Geiste das Verdienst andichten, a u ß e r h a l b seiner Zeit zu sein. Entweder, wie einige von sich behaupten, „nicht so schlecht, wie das Jahrhundert“ oder, wie dies so häufig von großen Geistern gesagt wird, „seiner Zeit voraus“. Ein Mann, der seiner Zeit voraus ist, das ist, buchstäblich genommen, eben solch ein Widersinn, wie etwa ein Vogel, der über sich selbst hinausfliegt. Jeder Mensch kann immer nur mit den Ideen zu Werke gehen, welche in der ihn umgebenden Zeit schon – wenigstens im Keime – enthalten sind. Doch kommt es vor, daß durch fleißigeres Ansammeln, durch lebhaftere Empfänglichkeit bei einem Geiste mehr als bei anderen die im Zeitraum allgemein aufgelöst schwebenden Ideen sich zu dichteren Formen zusammenfügen und nun zum ersten Male in fester Ausdrucksform erscheinen. Solche Geistesergebnisse sind es dann, welche gewöhnlich mit dem Satze „ihrer Zeit voraus“ bezeichnet werden.

Ein Zuwachs an Ideen findet zwar unablässig statt, sonst müßte der Menschengeist immer stillstehend bleiben; aber dieser Zuwachs entsteht nicht durch das Vorausnehmen eines dem Zeitgeiste noch nicht innewohnenden Gedankens, sondern durch die Vervielfältigungskraft des vorhandenen Stoffes. Aus dem Zusammenstoß zweier Gedanken entwickelt sich ein dritter; oder es teilt sich eine Idee und gebiert auf diese Art neue, wieder teilungsfähige Abkömmlinge. So kann bei fleißigen Denkern ein Schatz von Ideen entstehen, welche scheinbar der Zeit vorausgreifen, aber doch nur zeitentkeimt sind.

Daß man hinter seiner Zeit zurück sei, das ist ganz möglich. Man braucht nur durch Abgeschiedenheit, durch Unwissenheit oder durch Auffassungsmangel von den Zeiteinflüssen unberührt geblieben sein. Aber auch das ist ein seltener Fall; jener Zeitstaub ist eben so durchdringend, daß er durch alle Ritzen und Fugen Einlaß findet, daß er durch Klostermauern, unter Dorfstrohdächer und selbst in das Kindszimmer seine Atome entsendet.

Eine Ansicht, die sich in der Studieneinsamkeit einzelner Denker aus dem überlieferten Gedankenmaterial heraus entwickelt hat, tritt erst langsam und mühsam ihr Dasein an; sie flüchtet sich in ein paar Bücher und trachtet da weiter zu leben; nun wagt sie sich hinaus und stößt auf Gegner. Letzteres ist vielleicht die beste Entfaltungsbedingung. Alle neuen Ideen werden zuerst durch ihre Widersacher bekannt. Die große Menge, welche die Gedankenarbeit nicht vorgenommen hat, die zu der Geburt der besagten neuen Idee führte, hätte natürlich kein Verständnis für dieselbe und würde deren Erscheinen daher gar nicht gewahr werden; – aber die Gegner sind da, zu verkünden, daß dieser oder jener ungeheuerliche Gedanke am Horizonte aufgestiegen, und laut fordern sie zum Kampfe dagegen auf. Ohne sich die Mühe zu geben, die als gefährlich bezeichnete Idee zu ergründen, wiederholt die Menge nun die Warnungsrufe, und die meisten Leute reden dann von einer Sache, die ihnen nur durch den aufgewirbelten Protest bekannt geworden. So kommt es, daß sich anfangs an die Namen neuer, bahnbrechender Ideen ein gewisser Schimpf haftet, welcher in den Ohren derer nachklingt, die von den mit dem verpönten Namen verbundenen Begriffen gar nichts erfahren haben.

Eine auffällige Illustration obigen Vorgangs weist die Lehre Darwins auf. Während das Buch *Von der Entstehung der Arten* nur von wenigen Fachmännern gelesen ward, erhob sich im großen Publikum eine wahre Flut von Artikeln, Gegenschriften, Aufrufen, Diskussionen, worin der Darwinsche Gedanke verdreht, entstellt und angefochten wurde; und so ward der Name des großen Naturforschers hoch berühmt und geächtet zugleich, das Wort Darwinismus beinahe gleichbedeutend mit Satanismus, und gerade solche, die von dem Geiste dieser Lehre das geringste Verständnis hatten, trugen durch ihr Zetern am meisten zu ihrer Verbreitung bei. „Der Mensch stammt vom Affen ab." Damit glaubten sie den Extrakt der neuen Theorie erfaßt zu haben, und das war dann leicht mit verächtlichem Achselzucken widerlegt. Es galt wohl anfangs in weiten Kreisen als eine Art Schande, als Geistesschwäche, wo nicht als frevelhafter Wahnsinn, ein Anhänger Darwins zu sein. Und gegenwärtig (wenn auch mit vielen Ausnahmen, denn das angeführte Beispiel ist noch neu), wo die verschiedensten Forschungen alle vereint auf den Satz weisen, „vom Einfachen zum Komplizierten", jetzt wird Darwins Kettenfolge der Organismen – ohne bei den Affen eine auffällige Station zu machen – von den meisten gebildeten Menschen stillschweigend als Grundlage der Beobachtungen angenommen und gar nicht mehr als „Darwinismus", sondern einfach als eine vernunftgebotene Methode gebraucht. – Wenn eine Idee einmal dieses Stadium erreicht, dann vermischt sie sich so zu sagen mit dem öffentlichen Bewußtsein und dringt in den ganzen Kreislauf der Gedanken, wie sich z. B. eingenommenes Eisen dem Blute vermischt.

Oft glaubt ein Mensch, daß er eine neue Idee zur Welt gefördert hat, während von vielen Anderen gleichzeitig dasselbe gedacht wird. Das ist ja ganz natürlich: der Keim, aus dem m e i n e Idee sich erschloß, der flattert ja allenthalben umher. Es geschieht sehr häufig, daß dieselben Erfindungen und Verbesserungen an verschiedenen Orten gleichzeitig ins Leben treten. Durch die Verbreitung des Wissens, durch

den Fortschritt der Industrie hat auch die Fruchtbarkeit dieser Beiden zugenommen, und darum treffen die neuen Entdeckungen jetzt so häufig zusammen.

Zuweilen findet man in alten Büchern Ansichten ausgesprochen, auf welche man als auf eine funkelneue eigene Kombination ganz stolz war. Wie soll man auch im eigenen Kopfe nachforschen können, was darein eingeführt wurde und was sich selbständig darin entwickelt hat? Die Masse des ersteren ist so unabsehbar und das letztere so verschwindend gering – in den meisten Köpfen gar nicht vorhanden.

Man begegnet mitunter in alten Werken Ideen, welche damals, als sie zuerst ausgesprochen wurden, unbemerkt vorübergingen und welche jetzt als neu die Welt revolutionieren. Dazu liefert der Darwinismus auch wieder ein Beispiel. Sowohl in Lamark findet man den Grundgedanken dieser Lehre, als auch in Oken und besonders in den Schriften von Darwins Großvater. Daraus sieht man wieder, daß nichts – auch Ideen nicht – bloß aus eigener Kraft bestehen kann, sondern daß jede Existenz durch tausenderlei äußerliche Wechselwirkungen bestimmt wird. Immer die alte Geschichte von den felsigen oder auf fruchtbaren Boden fallenden Samenkörnern. Der Boden, in welchen Ideen fallen, ist für die Entwicklung derselben von ebenso großer Wichtigkeit als deren innewohnende Lebenskraft. Wie viel neue Gedanken mögen wohl heute entstehen, die das Heute aber unbemerkt vorüberweht, deren gebundenes Lebensprinzip erst in spätern Zeiten – wenn die angemessenen Umstände eingetreten sein werden – zur Thätigkeit erwachen soll? …

Es ist in allem und jedem so schwer, den eigentlichen Anfang eines Dinges anzugeben. Wir datieren gewöhnlich eine Erfindung, eine Idee von dem Zeitpunkte, in welchem zuerst Stimmen laut wurden, die diese Erfindung oder diese Idee besprechen; aber wer kann wohl wissen, ob nicht vielleicht weit früher dieselben Erscheinungen sich schon gezeigt hatten, ohne aufgefaßt worden zu sein? Wie die Fülle eines Tones nicht nur von der eigenen Klangeigenschaft, sondern hauptsächlich von der Resonanzkraft des Raumes abhängt, an welche seine Schwingungen prallen, so gehört als erste Bedingnis zum Weiterdringen eines Gedankens, daß er nicht, einem Glockenton in wattierter Schachtel gleich, von dumpfem Unverständnis erstickt werde.

Ich möchte wissen, ob jemand mit voller Überzeugung und berechtigter Bestimmtheit bei Äußerung einer Idee sagen kann: „Diese Idee ist m e i n." Ich glaube kaum. Nachdem jeder neue Gedanke das Zeugungsprodukt jener Gedanken ist, welche Allgemeingut sind, so können mehrere solcher Zwillingsgedanken in verschiedenen Köpfen geboren werden. Zudem – wie will man sich so genaue Rechenschaft geben über den durchgemachten Denkprozeß, und wissen, ob das eben Gedachte eigene Zeugung ist, oder vielleicht die Reminiszenz von etwas längst Gehörtem oder Gelesenem?

Eigentlich kann man j e d e n Gedanken sein eigen nennen, welcher nicht absichtlich abgeschrieben oder nachgesprochen wird, sondern welcher aus dem Vorrat der

übrigen selbstangenommenen Anschauung hervorgeht und sich im Zusammenhange mit der ganzen eigenen Denkungsart befindet. Was man einmal gelesen, begriffen und behalten hat, das vermengt sich mit den vorhandenen Ansichten, und wenn man es dann wieder in Verbindung mit letzteren ausspricht, dann ist es immerhin eigene Idee zu nennen. Und erscheint diese selbst auch nicht neu, so ist es doch jedenfalls ihre Ausdrucksform. Die endlose Abwechslung, die rings in der Formenwelt herrscht, muß auch in der Gestaltung der Ideen sich einstellen, sobald man dieselben nicht nachplappert, sondern erst dann zum Ausdruck bringt, bis sie aus dem eigenen Gedankenmodel umgestaltet hervortreten.

Über die chemischen Verbindungsprozesse, die sich im menschlichen Hirne abspielen, über jenen Formenwechsel der aufgenommenen Gedankenelemente habe ich einmal eine sehr hübsche Definition in der *Revue des Deux Mondes* gefunden (gezeichnet E. Montégut), deren Übersetzung ich hier folgen lasse:

> „Eine geistige Chemie, welche der physischen analog ist, vermengt, zersetzt und neugestaltet die unter ihre Wirkung gebrachten Kenntnisse. Was vorhin ein geschichtliches Faktum war, löst sich auf, verliert allen konkreten Charakter und wird zu einer metaphysischen Abstraktion; was eine reine Idee war, eine einfache mathematische Monade, tritt aus dem Zustande der Abstraktion und verbindet sich, von den Gesetzen einer geheimnisvollen Wahlverwandtschaft getrieben, mit einer materiellen Thatsache und bildet sich so einen Körper durch Adhäsion; eine dornige und trockene philosophische Theorie wird sich mit Blumen bedecken, wie ein Heckenstrauch; ein ganzes System wird sich in ein einziges, einer leichten Dunstwolke gleichendes Bild auflösen; und umgekehrt: – eine einzige Metapher wird zum zeugenden Prinzip eines ganzen Systems.“[285]

Sie ist auch ein Zeichen unserer Zeit, diese Tendenz, die Dinge des Geistes nach derselben Methode zu beobachten, welche in den Naturwissenschaften längst angewendet wird, nämlich die Aufsuchung von Gesetzen. In diesem Sinne betrachtet zum Beispiel der Akademiker H[ippolyte] Taine in seinen kritischen Werken die Erscheinungen der Kunst, indem er dieselben als ein Ergebnis der Mitte (d. h. die Natur des Landes, die umgebenden Verhältnisse, die herrschende Zeitströmung ec.) hinstellt. Jeder Schriftsteller ist nach Taine, wie jeder Künstler und jeder Mensch

285 Émile Montégut: La Nouvelle Littérature Française. Les Romans de M. Victor Cherbuliez. In: Revue des Deux Mondes Bd. 69 (1867), S. 482–501, hier S. 485: „Une chimie spirituelle analogue à celle qui régit les combinaisons des corps physiques décompose, transforme et recompose les connaissances qui sont soumises à son action; ce qui était tout à l'heure un fait historique se dissout, perd tout caractère concret et se trouve réduit à l'état d'abstraction métaphysique; ce qui était idée pure et nue, simple monade mathématique, sort de son état d'abstraction, et, mue par les lois d'une affinité mystérieuse, se combine avec un fait d'ordre matériel et se crée un corps par agglutination; une épineuse théorie philosophique toute sèche va se couvrir de fleurs comme un buisson; un système entier va se fondre en une seule image légère comme une vapeur, et par opposition une simple métaphore va devenir le principe générateur d'un système.“

überhaupt, das unbewußte Resultat der erwähnten Kräfte, die in einer maßlosen Reihe von gegenseitiger Abhängigkeit aufeinander einwirken.

Diese Theorie, welche auch ein Gegenstand der heftigsten Kontroverse ist, werde ich mir nach verschiedenen Seiten beleuchten und zum Gegenstande eines eigenen Kapitels machen. Solche Anschauungen, die ja meine innigsten Gedankenfreuden betreffen, will ich in diesen mir zu Gefallen geschriebenen Blättern nicht nur so im Vorübergehen berühren, sondern mit Liebe ausarbeiten.

Litteratur, Kunst und Wissenschaft

Von Bertha von Suttner[286]

Weil die Epoche, welcher die vorliegenden Studien gewidmet sind, unter uns als „Maschinenzeitalter" bezeichnet wird, steigt uns leicht die Idee auf, daß das damalige Europa ganz in Industrialismus aufging, und daß für Künste und Wissenschaften nur wenig Spielraum blieb. Solche Schlagworte haben den Nachteil, einseitige Vorstellungen wachzurufen. Und einseitige Vorstellungen von dem Wesen und Treiben einer menschlichen Gesellschaft müssen natürlich falsche Vorstellungen sein, denn vielseitigeres giebt es nicht als die Thätigkeiten eines sozialen Körpers. So war denn das Maschinenzeitalter durchaus nichts weniger als ganz Eisenschiene und Dampfkessel; ebenso wenig, als die Ritterzeit etwa ganz Burgverließ und Turnierspiel war. Es ist freilich bequem, ganze Epochen mit einem einzigen Merkmale zu versehen und von einer Feuerstein-Zeit und Eis-Zeit und dergleichen zu reden und sich dabei die Phantasie nicht ärger anzustrengen, als indem man erstere mit lauter feuersteinschleifenden Halbmenschen und letztere mit reisenden oder, wie der technische Ausdruck lautet, erratischen Eisblöcken ausfüllt.

Doch von dem Maschinenzeitalter sind wir noch nicht weit genug entfernt, um es so summarisch abzuthun. Da sind uns viele Urkunden und Noten, Bücher und Kunstwerke erhalten, welche uns beweisen, daß ebenso thätig, als Treibriemen und Schwungräder, Schrifttum, Wissenschaft und Kunst am damaligen Kulturleben teilnahmen, und in dieser unserer gewissenhaften Studie müssen wir diesen dreien nun eine eigene Vorlesung widmen.

Beginnen wir bei der Litteratur. Doch ehe wir von den zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts lebenden Schriftstellern reden, betrachten wir einmal das Schrifttum, welches damals als sogenannte „Weltlitteratur" eine Art abgöttischer Verehrung genoß. Die Hauptbedingung, um als Autor für groß zu gelten, war die, n i c h t Zeitgenosse zu sein. Je weiter zurück, desto größer. So war denn auch unbestritten der größte – der älteste: Homer. Der Ruf eines Dichternamens rollt durch die Zeit, wie ein Stein von der Gletscherspitze rollt. Alles Lob, das ihm gespendet wird, haftet sich an ihn und reißt immer massenhafteres Lob mit sich, gerade so, wie der Stein mit immer riesigeren Schneemassen sich umhüllt. Kommt nun so eine Namenslawine brausend und krachend in das Thal der Gegenwart an, so staunt und bewundert die Menge und spricht: „Seht, wie gewaltig! Das war ein Stein! Wie nichtig sind die Steinchen, ja die Blöcke alle dagegen, die hier im Thale liegen." Die Leute vergessen ganz, daß die Wucht des Phänomens nicht im Steine liegt, sondern in dem anhaftenden Schnee; d. h. – ohne Bild – sie glauben, daß die Größe des altberühmten

286 Bertha von Suttner: Das Maschinenzeitalter. Zukunftsvorlesungen über unsere Zeit. Nachdruck der 3. Aufl. von 1899. Düsseldorf: Zwiebelzwerg 1983, S. 249–291. – Im Text wurde Suttners Schreibweise „Litteratur" beibehalten.

CC BY NC ND

Bertha von Suttner: Litteratur, Kunst und Wissenschaft. In: LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 10 (2017), Sonderband 4: Bertha von Suttner als Soziologin. Hrsg. von Eveline Thalmann, S. 132–156: http://lithes.uni-graz.at/lithes/17_sonderbd_4.html
DOI: 10.25364/07.10:2017.SB4.9

Dichters allein aus seinem Genie, und sehen nicht, daß sie aus angesammeltem Lobe besteht. Daß ein Genie erforderlich ist, um überhaupt die Kraft zu haben, ins Rollen zu gelangen, das sei mit dieser Metapher nicht in Abrede gestellt; nur die Überschätzung soll dadurch verbildlicht werden, welche zu jenen Zeiten den alten Größen im Verhältnis zu den lebenden zuteil wurde. Der „Kult der Klassiker" war auch von einer Art Religion eingeflößt, einer Religion, die ihren Mystizismus und ihren Aberglauben hatte, so gut wie jede andere. Da galt es z. B. als Lästerung, wenn ein lebender Dichter mit einem der vergötterten Toten zugleich genannt wurde. Sophokles, Virgil, Dante, Shakespeare, Milton, Cervantes, Goethe: solche Namen flößten eine Art ehrerbietigen Schauers ein; dieselben hatten aufgehört, die Vorstellung an gestorbene Menschen wachzurufen, welche mehr oder minder schöne Dichtungen niederschrieben; jeder solche Name ward zu einem Symbol von irgend etwas Göttlichem, das sich nur vorübergehend in einer menschlichen Person inkarniert hatte, um seine unfehlbaren Offenbarungen in einer gewöhnlichen Sterblichen unerreichbaren Weise der Nachwelt zu spenden. Dieses Göttliche hieß „Genie". Sein Erscheinen war eine Art Wunder – und das Wunder war ja stets eine Sache, die in die Vergangenheit zurückversetzt werden mußte und deren sich die Gegenwart nie so recht würdig fühlte. Doch sind heute unter uns mehrere Namen, welche im Maschinenzeitalter von Lebenden getragen wurden, in höherem Ansehen als jene, deren Unerreichbarkeit damals als Dogma galt.

Ich will nicht behaupten, daß wir für dieselben ebenso schwärmen, wie unsere Vorfahren für i h r e klassischen Götzen schwärmten, denn wir haben aufgehört, das Vergangene anzubeten; wir w i s s e n nunmehr, daß die Welt vorwärts schreitet und alles in ihr, also auch die Künstler und Dichter. Wir haben ferner aufgehört, in der Kunst eine Manifestation aus höheren Regionen zu erblicken, sondern betrachten dieselbe als das zurückgeworfene Bild der Zeitgeist-Strahlen, welche in dem Brennpunkte eines Geistes sich vereinigt haben. Solche Geister werden wohl auch unter uns noch – bequemlichkeitshalber – Genies benannt; wir sehen aber darin nichts übermenschliches, noch mystisches, für alle Zeit Geltung habendes; denn wir erkennen, daß ein Spiegel, so herrlich er auch geschliffen sei, nicht mehr und nicht besseres Licht wiederstrahlen kann, als von der ihn umgebenden Gegenwart hineingeworfen wird. Die mit Dichtern und Künstlern einst getriebene Abgötterei hat daher unter uns keine Anhänger. Auch ist die A n z a h l der bis zu uns gelangten berühmten Namen um so vieles größer als die Anzahl der damals bekannten, so daß wir an ihnen nicht mehr jene Eigenschaft vorfinden, welche seit jeher und in allen Dingen – bei Kunst- wie Naturerzeugnissen – den Hauptwertmesser abgiebt: die S e l t e n h e i t.

Wenn ein Jahrhundert dem anderen nur das Andenken an zwei oder drei große Dichter, Maler oder Musiker hinterläßt, so wird dieses Andenken durch die ganze Glorie seiner Vereinzelung verherrlicht; während, wenn nunmehr auf das nächste Jahrhundert die Namen von hundertmal so viel gleich vortrefflichen oder noch vortrefflicheren Größen herabgereicht werden sollen, der Ruhm eines jeden genau hun-

dertmal schwächer sein wird. Mit der Verbreitung der Bildung, mit der unabsehbaren Vervielfältigung von Büchern und Zeitschriften wuchs der Litteraturschatz qualitativ und quantitativ so sehr heran, daß es da – wenn auch mehr und größere Schriftsteller – so doch keine so hoch ragenden litterarischen Gipfel mehr geben konnte wie in den früheren Zeiten, wo nur einzelne Größen über die allgemeine Ebene des Schrifttums weithin sichtbar hervorragten.

Man denke nur: Im fernsten Altertum, da gab es nur wandernde Sänger, die von Mund zu Mund ihre Lieder fortpflanzten, und diese durch mehrere Geschlechter hinabgelangten Gesänge galten dann als das Werk eines Einzelnen, der als eine riesenhafte Dichtergestalt bewundert ward. Später kamen schon die Schriftzeichen zu Hilfe und damit war erst das eigentliche „Schrifttum" gegeben, wodurch mit dem Werke zugleich dessen Urhebers Name auf Mit- und Nachwelt kam. Aber wie wenig Schriftkundige gab es da – wie selten also waren die Schreibenden und um wie vieles leichter befriedigt die seltenen Leser. Dann kam die Buchdruckerkunst und die Werke drangen – zahlreich vervielfältigt – in viel weitere Leserkreise, waren aber selber noch sehr spärlich gesäet, so daß zwei oder drei wirklich gute Bücher, die einzigen ihrer Art – wie z. B. *Don Quixote*, *Gil Blas* – vom ganzen gebildeten Europa gelesen wurden und ungeheures, bis in die nachfolgenden Jahrhunderte hinüberklingendes Aufsehen erregen konnten. Dann aber nahmen die Schreiber noch mehr zu als die Leser; eine immer wachsende Flut von Werken und Meisterwerken stieg auf, und als gar die „Zeitung" geschaffen wurde, welche täglich für Millionen Leser Tausende von Schriftstellern beschäftigte, da war die Epoche der „klassischen" Werke vorbei. Die Umwälzung, welche zunächst erfolgte und welche sich zur Buchdruckerei verhält wie diese zur initialenmalenden Handschrift-Verfertigung – ich meine die Phonographie[287] –, davon zu berichten, kommt mir nicht zu.

Auch dazu bin ich nicht berechtigt, die Namen zu nennen, welche unter uns als die hervorragendsten litterarischen Größen des Maschinenzeitalters gelten. Die Beschränkung, welche ich mir auferlegt habe, nur solche Worte und Ideen zu gebrauchen, die in der geschilderten Zeit schon gangbar waren, macht es mir unmöglich, hier Namen anzuführen, von welchen damals noch kein Mensch voraussah, daß sie der Unsterblichkeit geweiht seien. Das kritische Urteil eines Zeitgenossen, welches sich anmaßt, für das Urteil der Nachwelt einzustehen, fällt einer gewissen Lächerlichkeit anheim, und da ich mir eine Grenze gezogen, welche mich sozusagen in die damalige Zeitgenossenschaft einzwängt, so darf ich diejenigen Künstler und Dichter nicht namhaft machen, welche zwar heute als die ruhmreichsten jener Epoche gelten, deren Namen aber damals noch keinen sonderlichen Klang hatten. Und umgekehrt: ich darf auch auf diejenigen Größen nicht aufmerksam machen, welche damals glänzten und – heute verschollen sind. Ich kann also von diesem Gegenstande nur ein allgemeines Bild entwerfen, ohne dabei auf die Zukunft Bezug zu nehmen.

287 Thomas Edison erfand 1877 den Phonographen, dieser wurde im August 1888 in London vorgestellt; 1887 ließ Emil Berliner die Schallplatte patentieren.

Von sämtlichen Kulturvölkern stand auf litterarischem Gebiete das französische unstreitig obenan. Ich will nicht gesagt haben, was den Wert, – aber jedenfalls, was die Wertschätzung dichterischer Leistungen betrifft. Der Schriftsteller stand in Frankreich in höchstem Ansehen und der Anteil, das Interesse, welches die Nation seinem Schaffen entgegenbrachte, wurde von keinem Lande erreicht. Hier herrschte auch weniger als anderswo der starre Klassizismus, hier wurden auch die Lebenden mit reichlichem Lorbeer gekrönt. Victor Hugo hat es erleben dürfen, sein eigenes Standbild zu sehen und sich als die Gottheit eines ihm geweihten Bewunderungskults zu fühlen. Auch in England wurden die dichterischen Größen des Tages hoch gefeiert, mit Geld und Ehren gelohnt; das Land aber, wo die Vergötterung der Alten – oder mindestens der Toten – vermittelst der den Lebenden gezeigten Geringschätzung vornehmlichst betrieben wurde, das war Deutschland. Hier bildeten sich die Leute ganz etwas Besonderes darauf ein, „Epigonen" zu sein, und glaubten, ihr litterarisches Urteil nicht besser bekunden zu können als durch die Versicherung, daß die Blütezeit des deutschen Schrifttums nunmehr vorüber sei. Und doch! Und doch! – wie sprießte und sproßte es allenthalben im Dichterwald umher, aber „sie sahen den Wald vor lauter Bäumen nicht".

Daß die Deutschen um jene Zeit keinen offenen Sinn für die Bewegung ihrer vaterländischen Litteratur hatten – uns kann es nicht wundern, wenn wir erwägen, daß Deutschland vor allem eine Militärmacht war, welche, nach den so nah hinter ihr liegenden Siegen, das lebhafteste Interesse und den höchsten nationalen Stolz auf ihre kriegerischen und politischen Angelegenheiten konzentrierte. Ein Volk, das eben erst durch Waffenglück einig und mächtig geworden und den künftigen Bestand seiner Mächtigkeit und Einigkeit von seiner Furcht einflößen-wollenden Waffenbereitschaft abhängig macht, das hat andere Dinge zu bedenken und zu betreiben als belletristische Lektüre, das hat andere Personen zu beweihräuchern als seine Schriftsteller. An diesen gab es keinen Mangel – nur an Lesern. Sänger fanden sich genug, die ihre Stimme erhoben, aber sie fanden keinen akustischen Raum. Was hilft der voll angeschlagene Ton, wo die Resonnanz fehlt? Die deutschen Männer lasen nicht. Die waren auf den Exerzierplätzen, in den behördlichen Ämtern – oder auch am Skat-Tische – beschäftigt genug. Zur Erholung dann im Bier- und Kaffeehaus ward „Politik" getrieben. Über alle möglichen Ereignisse des Tages – nur nicht über die litterarischen – wurde da debattiert. Zu lesen gab es in den Zeitungen genug; kaum daß man alle Parlaments- und Gemeinderats-Sitzungsberichte, alle serbischen und bulgarischen Ministerkrisen, alle Bewegungen des Effekten- und Viehmarktes bewältigen konnte – was blieb da für die Bewegung des zeitgenössischen Geistes, von welcher die Tagespresse in der Regel keinerlei Notiz nahm!? Und wollte man schon einmal ein Buch zur Hand nehmen, so griff man lieber gleich zu einem „Klassiker". Auf diese Art ward die Kenntnisnahme der neuen Litteraturerzeugnisse den Frauen und den jungen Mädchen überlassen. Nach dem Gesetze der Anpassung und demjenigen des Bedarfs stellte sich mit Notwendigkeit auch eine Frauen- und Backfisch-Litteratur ein. Die Zeitschriften richteten sich natürlich

gleichfalls nach dem allgemeinen Bedürfnis – der Nachfrage zu genügen, ist ja jedes Geschäftes Bestreben – und züchteten sich ihre Schriftsteller: „Sehr geehrter Herr! Wir brauchen harmlose, tendenzlose, gedankenlose, aufregungslose Geschichten mit spannender Entwicklung und befriedigendem Abschluß." Und diesem Bedürfnis ward Genüge gethan, so viel Genüge, daß dadurch das ganze moderne deutsche Schriftstellertum in Mißkredit kam. Diejenigen Leser höherer Geistesordnung – Männer wie Frauen –, die nach kräftigerer Kost Verlangen trugen, welche sich an kühner, selbständiger, von unerschrockener Lebensspiegelung gefüllter Lektüre laben wollten, die griffen nach den Werken der Franzosen, Skandinaven und Russen. Unter dieser Hintansetzung litten auch solche vaterländische Autoren, deren Größe unbestreitbar, aber von der Masse unerkannt war, weil der Lärm fehlte, jener händeklatschende, jubelnde Beifall, der allein imstande ist, einen Künstlernamen volkstümlich zu machen. Mit Recht konnte Ernst Ziel (auch ein Bedeutender …) in seinen *Modernen Xenien*[288] seufzen:

„Du willst wie Andere zu Ruhm und Glück,
O deutscher Dichter, sein erkoren,

Kehre in den Mutterleib zurück
Und werde in Welschland geboren."

Durch diesen Mangel an öffentlicher Bewunderung, durch diese Abwesenheit rühmlicher Anerkennung, welche seit der Sieges-Ära den deutschen Dichtern gegenüber herrschte, war im Publikum ein Mißtrauen auch gegen jene Autoren entstanden, welchen doch vor einiger Zeit – einer der Litteratur günstigeren Zeit – der Kranz schon gereicht worden war. Plötzlich – unter dem Vorwande, daß eine neue Schule erstanden sei – ward es guter Ton, diese Kränze ihren Trägern wieder herabzerren zu wollen. Die alten Götzen sollten von ihren Sockeln heruntergeworfen werden. An diese Demolierungsarbeit setzten einige der „Neuen" mehr Kräfte, als sie an den Aufbau ihrer eigenen Werke wendeten. Die Nachwelt hat aber die meisten jener zertrümmerten Standbilder wieder in Ehren eingesetzt und die entrissenen Kränze wieder frisch gewunden.

Das war aber alles recht traurig für die Lebenden – auch für die „neue Schule", in welcher neben vielen verrückten Schreiern manches große Talent sich zeigte, welche aber auf das gleiche Mißtrauen stieß, das sie gegen die alte einflößen half, und auf dieselbe große Gleichgiltigkeit, die ja im ganzen deutschen Reiche gegen litterarische Dinge herrschte. Fast scheint es, als ob eine Nation nur ein gewisses Quantum von Stolz und Bewunderung zu vergeben hätte. Wo so viel von diesen beiden Regungen für Zollern-Recken, Eisenkanzler und Schlachtendenker verausgabt wurde, da blieb für die vaterländischen Dichter wohl nichts mehr übrig.

288 Ernst Ziel: Moderne Xenien. Ein Glaubensbekenntniß in Sprüchen und Strophen. Leipzig: Haessel 1889.

Die erwähnte neue Schule sollte, im Sinne der vorliegenden Studien, unsere Hauptaufmerksamkeit in Anspruch nehmen, da wir im Laufe dieser Betrachtungen vornehmlich auf jene Erscheinungen unser Augenmerk gelenkt haben, welche hier und dort durch den Kampf der neuen und alten Weltanschauung hervorgerufen wurden. Der Schrei nach „Wahrheit, Wahrheit, Wahrheit!", der aus dem Gebiete der Wissenschaft – dieser Werkstatt der Wahrheitssuchung – hervorgedrungen, der hallte aus einem Gebiete ins andere und mußte, lauter noch als anderswo, auch unter den Litteraten erschallen. „Nieder mit den Masken, nieder mit den Konventionen und Schablonen, – Wirklichkeit wollen wir, Natur wollen wir, frische, lebendige, wahre!" Und – dem alten Drange gemäß, jede Erscheinung in einen „-ismus" hineinzuschematisieren, nannte sich diese das Wirkliche, Natürliche und Wahre erstrebende Richtung auch sofort Realismus, Naturalismus und Verismus. Da stellten sich aber auch sofort die gewissen achselzuckenden Alles-Besser-Wisser ein, die da riefen: „Und das soll neu sein? War denn Natur und Wahrheit nicht seit jeher das Vorbild der Kunst? Und hat das, was ihr auf euer Banner schreibt, nicht längst schon dieser und jener gesagt?" Richtig fanden sie dann in den Werken der Verstorbenen, in Goethe und Shakespeare, bis zurück auf Lucretius, Stellen genug, die denselben Grundsatz verkünden. Sie vergessen nur, diese Aufstöberer alter Aussprüche der neu laut gewordenen Gedanken, daß a l l e s , was als sogenannte Neuheit ins Leben tritt, immer schon, ehe es der Mitwelt zum Bewußtsein gelangen kann, lange vorher von unzähligen Vorläufern gesagt worden sein muß. Damit eine Idee zur That werde, muß sie durch längere Zeit und an verschiedenen Orten als ausgesprochenes Wort gekeimt haben. Dies läßt sich an jeder Erfindung, jeder wissenschaftlichen Entdeckung, besonders an jeder durchgreifenden neuen Meinung bestätigen, welch letztere dann höhnisch angesprochen zu werden pflegt: „Neu? Sieh her – dich hat schon Kant, dich hat schon Plato gesagt …" – Ganz richtig – aber damals hat es niemand gehört; es stand in ihren Werken, aber bisher hat es niemand herausgelesen.

Was den Realismus betrifft, der in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in sämtliche Litteraturen Europas – in die deutsche etwas später als in die anderen – Eingang fand, so hatte er thatsächlich einen neuen Gehalt, denn er fußte auf den Errungenschaften der jüngsten wissenschaftlichen Forschung. Die Litteratur ist ja nichts abgetrenntes – sie ist vielmehr der Brennpunkt des Zeitbewußtseins, und wenn auch der Vorsatz: „Seien wir wahr!" nichts neues enthielt, so waren doch die Wahrheiten neu, wie sie die Dichter nunmehr sahen und wiedergaben. Dante, *Die göttliche Komödie*, und Milton, *Das verlorene Paradies*[289] schreibend, folgten wohl auch dem Drange, das, was sie für wahr hielten, symbolisch wiederzugeben; – die romantischen, kriegerischen und frommen Gesänge aus alter Zeit waren aus

289 John Miltons *Paradise Lost* (London: Parker 1667) erzählt in den jeweils zwischen 640 und 1.200 Zeilen umfassenden zwölf Büchern die Geschichte vom Höllensturz der gefallenen Engel, von der Versuchung von Adam und Eva durch Satan, dem Sündenfall und der Vertreibung aus dem Garten Eden. – Die *Divina Commedia* entstand während der Jahre von Dantes Exil, wurde wahrscheinlich um 1307 begonnen und erst kurz vor seinem Tod 1321 vollendet.

aufrichtig schwärmerischen, kampflustigen und wundergläubigen Gemütern geflossen; – was aber die neue Zeit sah: das eherne Walten der Naturnotwendigkeit, den ursächlichen Zusammenhang der scheinbar unabhängigsten Ereignisse, die pathologischen Erscheinungen der stoffgebundenen menschlichen Seele, die Einflüsse der Vererbung, die Unerbittlichkeit der Weltgesetze, die stetige Evolution aller Dinge – das und vieles andere war neu, betäubend neu, und verlangte, um dem immerhin alten Gebote gerecht zu werden, neue, ganz neue Formen.

Auf die weite Zeitentfernung hin, die uns von der damaligen litterarischen Bewegung trennt, können wir nicht gut unterscheiden, wer unter den Jungen und Jüngsten die wirklichen Bahnbrecher gewesen sind; nur so viel leuchtet mir aus den litterarischen Urkunden jener Zeit hervor, daß die Zeitgenossen ihren Schriftstellern – ich spreche von Deutschland – nicht die gebührende Würdigung zuteil werden ließen. Ein weiterer Grund zu dieser Zurücksetzung, der in den politischen Verhältnissen wurzelte, war der: die Nation, als solche, war auf ihre Lage stolz, mit ihrer Gegenwart zufrieden. Die Dichter hingegen sind Zukunftsseher; ihr Seelenauge ist auf das Kommende geheftet; auch was der Gegenwart mangelt, was ihre Not, ihre Gefahr und ihre Gebrechen sind, das fühlen sie lebhaft heraus, und daher können die Gegenwarts-Stolzen und die Gegenwarts-Zufriedenen mit ihnen nicht sympathisieren.

Sie müssen mir nicht vorwerfen, meine geehrten Zuhörer, daß ich mit der Annahme von einem Sehertum der Dichter in Mystizismus oder in jene Genie-Theorie verfalle, welche ich vorhin als einen überwundenen Aberglauben rügte. Nicht weil Einer als gottbegnadeter Dichter zur Welt kommt, ist er mit Sehergabe und mit einem den Schmerz der ganzen Menschheit mitfühlenden Herzen ausgestattet worden; sondern unter solchen, die da einen offenen Geist und ein offenes Herz haben, giebt es etliche, die – unter besonderen Umständen – dazu gedrängt werden, das Zuvoll ihrer Gedanken und Gefühle in Dichterwerken niederzulegen. Und indem sie dies thun, übt sich ihre Aufnahme- und Ausdruckskraft, schärft sich ihre Fernsichtigkeit. Immer zahlreicher werden die Eindrücke, welche von außen auf sie einstürmen, immer gewandter ihre Fertigkeit, diese Eindrücke in Form von Kunstgebilden wiederzugeben. Ihr verschärftes Ohr hört die Klagen der Mitwelt, ihr erregtes Herz pocht in der Sehnsucht der Zeit, und – verdichtet, quintessenziert, oft in eine einzige Strophe zusammengepreßt – sprechen sie es aus, was in tausend einzelnen Seelen zittert und dämmert.

Sehen wir uns die Werke der damaligen „Jungen“ an. Ein Zug, der mir besonders auffällt, ist ein umfassendes Mitleid. Was um sie herum gelitten wird – auch das stumme Leid – ist bis zu ihrem Herzen gedrungen und in schluchzenden Liedern machen sie dem in ihrem Innern wiederhallenden Weltweh Luft. Doch ist dieses nicht zu verwechseln mit dem eine frühere Litteraturepoche beherrschenden Weltschmerz. Letzteres war das egoistische Besingen des Selbstleids, das Aufbauschen des eigenen Liebes- oder sonstigen Kummers, das eitelkeitserfüllte Jammern des von

einer miserablen, kleinlichen Welt verkannten Pracht-Ichs. Der Schmerzensschrei hingegen, der dazumal in der Dichtung sich erhob, der entsprang der altruistischen Regung des Mitempfindens, der galt den Millionen Menschenbrüdern, welche inmitten einer so schönen, an möglicher Freudenfülle so reichen Welt noch unter dem Druck der Geistesknechtschaft und des Elends schmachten mußten.

Welches immer von jenen Büchern ich durchblättre, überall finde ich dieses Mitschmerz-Motiv angeschlagen. Ein Beispiel für viele:

Der Dichter wandelt auf einsamem Weg; es ist ein Septembertag. Die Hitze liegt wie ein schwerer, dumpfer Alp auf den zu grünen Mauern verwachsenen Zweigen und Ästen. Im Dahinwandeln pflückt er die reiche Brombeerenfrucht, – guckt einem Käfer zu, in dessen Flügel „sich hundert Schillerfarben eingefunkelt", – lacht einem Mäuschen nach, das vor ihm floh; da hört er unweit des Weges das Brüllen einer Kuh, mit kurzen Pausen.

„Das klang so kläglich, klang so zornig auch,
Daß mir ein Schauer durch die Seele ging ..."[290]

Warum dieser Schauer? Weil es nur eines Tones, eines Bildes, eines ganz leisen Anstoßes bedarf, um in des Dichters und Denkers Innern alle die Gefühle zu wecken, die er schon so oft und heftig durchgefühlt. Wieder faßt es ihn … beinahe so brennend wie Reue – er kann ja nichts dafür … und doch, dieses Weltweh – er kommt sich dafür verantwortlich vor, er hat die Pflicht, es mitzuleiden, so schmerzlich, als er immer kann, um dieser anderen Pflicht: es auszudrücken, so gut er immer kann, auch überzeugend zu genügen.

„Was willst du, Tier? Das ist ja unerträglich!
Bist du die Klage eines armen Menschen,
Der ungerecht verurteilt vor Gericht
Und nun, irrsinnig, nicht begreifen kann,
Daß das geschehen konnte und die Sonne
Nicht niederstürzte, als der Spruch gefällt?
Willst du durch deinen Schrei das tausendfache,
Das tausendfache, tausendfache Weh,
Das tausendmal viel Tausenden geschah,
So lang die weite Welt schon steht, bekunden?
– – – – – – – – – – – –
Ich bin zu Haus, doch klingts mir noch im Ohr,
Ich hab' den Schrei der Kreatur gehört:
Den Klageschrei – den Klägerschrei …"

(Detlev v. Liliencron)[291]

290 Detlev von Liliencron: Der stille Weg. In: D. v. L.: Sämtliche Werke. Bd. 8: Kämpfe und Ziele. Der Gesammelten Gedichte Zweiter Band. 7. Aufl. Berlin: Schuster & Loeffler [um 1904], S. 81–83, hier S. 82.

291 Vgl. ebenda, S. 82–83. Suttners Zitat weicht von der Druckfassung in den *Gesammelten Werken* ab: Vers 3 endet mit „ist"; Vers 6: „geschah" statt „gefällt"; der vorletzte Vers „Ich hab den Schrei [...]" fehlt.

Ja, das Klageschreien, das war schon durch ungezählte Jahrtausende zum Himmel – dem tauben – gestiegen, ungehört, vergebens. Erst als aus der ursprünglichen Tierheit die Menschheit sich herausgewachsen und erst als – ebenso langsam – die Menschheit sich zur Menschlichkeit emporgehoben hatte, da erst bildeten sich die Organe, welche den Klageschrei der Kreatur vernahmen. So vereinzelte feinhörige Wesen traten auch schon zu älteren Zeiten auf – Buddha, Christus – und erbebten in Mitgefühl; aber wie lange brauchte es noch, bis in der ganzen Menschheit jene zwei Dinge geweckt waren, zu welchen der Klagende und der Kläger nicht vergebens schreit: Erbarmen und Gerechtigkeit.

Aber daß unter den Mitlebenden, die da dichten und denken und schreiben, zugleich diejenigen sind, welche zuerst und am heftigsten von dem Leiden und dem Sehnen der Zeit ergriffen werden und durch ihr Mitklagen und ihr Mitseufzen dazu beitragen – beitragen müssen –, daß das Leiden gemildert, das Sehnen gestillt werde; daß sie auch die ersten sind, welche eine durch den Kampf der Geister herbeizuführende bessere Zukunft kommen sehen und selber – am heißesten kämpfend – diese bessere Zukunft herbeiführen helfen, helfen müssen – das sahen die Leute zumeist nicht ein. Sie meinten, der eine mache Bücher, gerade so, wie ein anderer Tische und Bänke macht, als Gewerbe, oder auch aus Eitelkeit, aus Überspanntheit, und je nach seinen Erzeugnissen setzte man ihn unter irgend eine litterarische Rubrik ein: Lyriker, Epiker, Romancier, Essayist; klassifizierte auch seine Denkart: Pessimist, Idealist; kritisierte seine Werke, und zwar die entgegengesetztesten Urteile über ein und dasselbe Buch: vortrefflich, mittelmäßig, stümperhaft, über jedes Lob erhaben, unter aller Kritik; oder aber – und das geschah im maschinenzeitalterlichen Deutschland am häufigsten – es kümmerte sich gar niemand um ihn.

Mehr Anerkennung als die schriftstellernden fanden die musikkomponierenden Zeitgenossen. In dieser Richtung wurde unter den Deutschen auch den Neuen Genie zuerkannt; da hatte es – ich nenne nur Richard Wagner – noch unter den Lebenden wandelnde Götter gegeben. Die solchen Olympiern dargebrachte Huldigung hatte etwas tollhäuslerisches, mysterienverzücktes an sich, und wenn wir in den Konzert- und Opernberichten des Maschinenzeitalters blättern, so begreifen wir nicht, daß jene Zeit sich anklagte, nüchtern und materiell zu sein. Wie unsere Vorfahren mit Verwunderung auf die Flagellanten und ähnliche Massenwahnsinnsausbrüche des Mittelalters zurückblickten, so staunen wir jetzt über die bei jenen verbreitete fanatische Musik-Epidemie.

Man sollte meinen, daß die sanfte Muse der Harmonie wohl nichts anderes als Eintracht und Heiterkeit habe verbreiten können, daß ihr klangvoller Dienst nur zur Ergötzung und Erholung betrieben worden und daß Gesang und Saitenspiel zu des Lebens harmlosesten Lustbarkeiten gehörten. Gewaltiger Irrtum. Die Musik war dazumal eine gar strenge und grimmige Göttin und die Musiker bildeten eine *ecclesia militans*, so zelotisch und asketisch, so ketzerverfolgerisch wie nur irgend eine finstere Priesterschaft. Diejenigen, welche der sogenannten „klassischen“ deutschen

Musik huldigten, waren sozusagen die Mönche jener Religion. Das außerhalb ihrer strengen Regel liegende Gebiet der leichten, der Tanz- oder auch der italienischen Musik war der Gegenstand ihres frommen Abscheus; es war ihnen verhaßt wie die Sünde. Und wenn sie auch der Sünde hin und wieder Schönheit – verlockende und einschmeichelnde Schönheit – zugestehen mußten, desto heftiger schrieen sie ihr *„Apage!"* Um ihren musikalischen Haß zu stärken, verbündeten sie ihn mit dem Rassenhaß, und ebenso wütend, wie die christlich-germanische Judenverachtung gewisser Hetz-Kapläne, geberdete sich der musikalisch-germanische Dünkel gewisser Bach- und Händel-Spieler den italienischen und französischen Komponisten gegenüber. Entweder sie behandelten dieselben als gar nicht vorhanden (wie man ja auch aus Sittlichkeit von lasterhaften Dingen nicht spricht) oder erwähnten ihrer nur mit Schimpf und Schmach. Das Tugendmonopol, welches das nationale Vorurteil so gern für die eigene Nation in Anspruch nimmt, ward von dieser Gattung Musiker auch für ihre nationale Kunst vindiziert – als ob die Tonkunst überhaupt etwas mit der Tugend zu thun hätte, als ob nicht ihr Gebiet – mit Ausschluß des Guten und des Wahren – nur einzig das Schöne wäre! Kann es eine wahre und eine irrtümliche Melodie geben? – ein mitleidiges und ein boshaftes Violinkonzert? – eine dumme und eine kluge Sonate? Aber dennoch brüstete sich die deutsche Musik so gern mit ihrer Gedankentiefe und mit ihrer Keuschheit. W i e eigentlich letztere, spezifisch deutsch sein wollende Tugend sich in Sechsachtel-Takt und mit mehr oder weniger # und b kundgeben konnte, ist mir unerfindlich. Doch das ist ja eben das Charakteristische aller religiösen, musikalischen und sonstigen Mysterien, daß sie über Vernunftgründe erhaben sind. Die Sprache der Zeloten deutsch-klassischer Tonkunst stand an Unduldsamkeit, Überspanntheit und Selbst-Beweihräucherung hinter keiner konfessionellen Alleinseligmachungs-Predigt zurück. In den Schriften solch verbissener patriotischer Musikpastoren trifft man Phrasen wie folgende:

> „Das hehre Wort, das jener Beethoven über Napoleon bei der Schlacht von Jena gesprochen: ‚Schade, daß ich die Kriegskunst nicht so verstehe wie die Tonkunst, ich würde ihn doch besiegen', beweist, daß hier jener hehre, alte, deutsche Geist der Kraft und Selbständigkeit, der energische Wille des eigenen völlig wiedererwacht war und die Grundlage eines ganz neuen Schaffens, ja einer neuen Welt bildete."[292]

Oder:

> „Wagner beschloß, Musiker zu werden, in jener Periode, in der ihm diese neue Weltsprache, die doch im tiefsten Sinne eine deutsche Sprache, eine Sprache des deutschen Geistes ist – die Musik –, nach ihrem Wesen aufgegangen war. Und mit der Energie, die jenes Beethovens Lebensfaser bildete und die aus dem Erwachen des deutschen Volkes heraus auch ein so ‚weiches Mannerl' wie jenen Weber zum kräftigsten Sänger deutscher Gefühle gemacht hatte, ging hier dieser Wagner ans Werk und machte in dunkler Ahnung hoher Ziele die

292 Ludwig Nohl: Das moderne Musikdrama. Für gebildete Laien. Wien; Teschen: Prochaska 1884, S. 131.

> trockenste Schule der Sache selbst durch. ‚Was Sie durch dieses trockene Studium gelernt haben, heißt Selbständigkeit,' sagte ihm sein Lehrer, jener Zögling derselben hohen Schule der Musik, von der aus der große Sebastian Bach seiner Nation und der Menschheit gezeigt hatte, daß auch in dem gegen das welsche Rom protestierenden christlichen Bekenntnis wie in jener alten Zeit ihrer ersten wahren Entstehung die Musik noch die wahre Tochter der Religion und speziell des Christentums sei."[293]

Wer das verstanden hat, melde sich.

Nun sollte man glauben, daß die Tonkunst, anläßlich welcher in so apodiktischer, strenger Form gelehrt und gepredigt wurde, eine fest kodifizierte Institution war, deren Regeln allgemein anerkannt wurden. Aber wenn man die Urteile liest, welche die Musiker über ihre gegenseitigen Werke fällten – nicht etwa von Deutschen über Italiener, von Klassikern über Nicht-Klassiker und umgekehrt, sondern a u c h von den Vertretern derselben Richtung untereinander –, so sieht man mit Schaudern, welche Verwirrung in der musikalischen Kunstkritik herrschte und wie frech die Anmaßung war, mit welcher der persönliche Geschmack sich als Erkenntnis der Kunstgesetze aufspielte.

In Spohrs Kunstgeschichte steht über jenen anderweitig so verhimmelten Beethoven geschrieben:

> „…Bis zu diesem Zeitpunkt war eine Abnahme seiner Schöpferkraft nicht zu bemerken. Da er aber von nun an bei immer zunehmender Taubheit gar keine Musik mehr hören konnte, so mußte dies lähmend auf ihn zurückwirken. Sein stetes Streben, originell zu sein und neue Bahnen zu brechen, konnte nicht mehr, wie früher, vor Irrwegen bewahrt werden. War es daher zu verwundern, daß seine Arbeiten immer barocker, unzusammenhängender und unverständlicher wurden? Zwar giebt es Leute, die sich einbilden, sie zu verstehen, und in ihrer Freude darüber sie weit über seine früheren Musikwerke erheben. Ich gehöre aber nicht dazu und gestehe frei, daß ich den letzten Arbeiten Beethovens nie habe Geschmack abgewinnen können. Ja, schon die vielbewunderte Neunte Symphonie muß ich zu diesen rechnen, deren drei erste Sätze mir trotz einzelner Genieblitze schlechter vorkommen als sämtliche der acht früheren Symphonien, der vierte Satz mir aber so monströs und geschmacklos und in seiner Auffassung der Schillerschen Ode *An die Freude* so t r i v i a l erscheint, daß ich immer noch nicht begreifen kann, wie ihn ein Genius wie der Beethovensche niederschreiben konnte. Ich finde darin einen neuen Beleg zu dem, was ich schon in Wien bemerkte, daß es Beethoven an ästhetischer Bildung und an Schönheitssinn fehle."[294]

Nachfolgend eine Kritik Schumanns über Meyerbeers „Hugenotten":

293 Ebenda.

294 Louis Spohr: Selbstbiographie. Bd. 1. Cassel; Göttingen: Wiegand 1860, S. 202–203.

„Ich kann nicht sagen, welchen Abscheu mir dieses Werk einflößt. Ich hatte alle Mühe, meinen Ekel zu besiegen, ich fühlte mich ganz toll vor Entrüstung und Zorn. Hier und da ein paar gelungene Stellen konnten einen entwaffnen, aber was gilt das, wenn die Plattheit, die Immoralität des fratzenhaften und antimusikalischen Ganzen erwogen wird? Nach öfterem Hören fand ich ein paar verzeihliche Stücke, welche ein minder strenges Urteil verdienen, aber mein Endurteil bleibt dasselbe und ich werde nicht aufhören, zu wiederholen, daß solche, welche die „Hugenotten" – auch nur im entferntesten – mit *Fidelio* oder Werken dieses Kalibers zu vergleichen wagen, von Musik rein nichts verstehen – nichts, nichts!"[295]

Je unnachweisbarer eine Meinung war, d. h. je weniger auf Thatsachen und je mehr auf subjektiver Empfindung sie beruhte, desto leidenschaftlicher und in desto unfehlbarerem Tone wurde sie vorgebracht. Von allen unfruchtbaren und dabei zornig geführten Disputen sind die allerunfruchtbarsten doch stets die ästhetischen gewesen. Schön ist ganz gewiß das, was gefällt, d. h. was dem Geschmack entspricht. Nun ist aber der Geschmack selber das wandelbarste, unsicherste, selbstherrlichste Ding, welches gar keiner anderen Begründung bedarf als seines Vorhandenseins, daher alle solche Streitigkeiten am wirksamsten durch das alte Sprichwort abgeschnitten werden: *de gustibus non est disputandum.*[296] Aber diesem bekannten Spruche zum Trotz stritten unsere Vorfahren über nichts so hitzig als über den Geschmack. Wir dürfen also – wenn wir den Schönheitswert der damals geschaffenen Kunstwerke erkennen wollen – nicht an die von den Fachkritikern der Zeit stammenden Urteile uns halten, sondern den Anwert in Anschlag bringen, welchen diese Werke bei den Massen ihrer Zeitgenossen gefunden haben. Was gefallen hat, was bei der überwiegenden Menge Begeisterung und Entzücken hervorgerufen, das hat das jeweilig geltende Schönheitsziel erreicht. Am allerwenigsten dürfen wir an die erhalten gebliebenen alten Werke den Maßstab des eigenen Geschmackes legen, sonst würden wir ungerecht. Aber unseren eigenen Geschmack verleugnen, um zu behaupten, daß uns die überlieferten Werke gerade so groß erscheinen wie deren überliefertes Lob – das werden wir sicher nicht thun, weil unter uns zum Glück die „klassische Heuchelei" zu den ausgestorbenen Dingen gehört. Es ist uns ebenso unerquicklich, alte Kunsturteile zu lesen, und wir messen ihnen ebenso wenig Glauben bei, wie es den Genossen der Maschinenzeit unerquicklich und auf ihre Meinung unbestimmend gewesen sein muß, Für-und-wider-Verhandlungen aus alten Zauber- und Hexenprozessen zu lesen. Jene wußten schon, daß es keine Zauberer und keine Hexen giebt, und wir wissen: es giebt keine absolute, vom Geschmack abstrahierte Schön-

295 Robert Schumann: Fragmente aus Leipzig. 4. In: Neue Zeitschrift für Musik 7 (1837), Nr. 19 vom 5. September, S. 73–75, hier S. 73: „Mit welchem Widerwillen uns das Ganze erfüllte, daß wir nur immer abzuwehren hatten, kann ich gar nicht sagen; man wurde schlaff und müde vom Aerger. Nach öfterem Anhören fand sich wohl manches Günstigere und zu Entschuldigende heraus, das Endurtheil blieb aber dasselbe, und ich müßte denen, die die Hugenotten nur von Weitem etwa dem Fidelio oder Aehnlichem an die Seite zu setzen wagten, unaufhörlich zurufen: daß sie nichts von der Sache verständen, nichts, nichts."

296 Lat. für „Über Geschmack lässt sich nicht streiten".

heit. Wenn einmal der Gegenstand eines Streites weggeschafft ist, so kann man sich für die darüber geführten Anklagen und Verteidigungen nicht mehr erwärmen; je mehr Weisheit auf diese Plaidoyers angewendet wird, desto unweiser erscheint uns der ganze Prozeß.

Was die bildenden Künste anbelangt, so sind uns hiervon, gerade so wie von Litteratur und Musik, herrliche Denkmäler erhalten geblieben, welche beweisen, daß alle zeitgenössischen Jeremiaden über den Verfall der Kunst ganz unbegründet waren. Daß ich über diesen Gegenstand – der es wohl verdienen würde – mich nicht des längeren auslasse, muß ich einfach mit dem Geständnisse begründen, daß mir das Verständnis dafür und die Kunde davon gar zu empfindlich abgehen. Unfehlbarkeit und Allwissenheit gehören unter uns, Gott sei dank, nicht mehr zu den Eigenschaften, die jeder Katheder-Vortragende sich feierlich anmaßen muß.

Übrigens: weder in den Künsten, noch in der Industrie und Technik – welch' letztere doch dem Zeitalter seinen Namen gegeben haben – ist des Maschinenzeitalters Glorientitel, noch dessen hervorragendste Bedeutung zu suchen, sondern in der Entfaltung der W i s s e n s c h a f t . Selbst der Triumph des Maschinenwesens: Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone, alle die Großthaten des Dampfes und der Elektrizität, waren schließlich auch nur die sichtbaren Siegeszeichen des wissenschaftlichen Eroberungszuges.

Aber trotz ihrer Siege, trotz ihrer täglich sich erweiternden Gebietsgewinnung – anerkannte Herrscherin war die Wissenschaft noch lange nicht. Von ihren materiellen Errungenschaften zog die ganze Welt Nutzen, von ihrem moralischen Lenkerrecht, von ihrer idealen Veredelungsgewalt wollten noch neunhundertneunundneunzig Tausendstel der Welt nichts wissen. Von mancher Seite wurde sie sogar arg angefeindet und zu fälschen gesucht. Dennoch: ihr Reich war im Anzuge, und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts als die Zeit betrachten, in welcher dieses Reich vorbereitet wurde. Alle vorhergegangenen Zeiten hatten mehr oder weniger wissenschaftliche Kenntnisse erlangt: Erd- und Himmelskunde, Geschichts- und Altertumsforschung, Medizin, Mathematik, Chemie, auch beschreibende Tier- und Pflanzenkunde waren seit undenklichen Zeiten gepflegt worden, aber erst der Wissenschaft des Maschinenzeitalters war es vorbehalten, das E n t w i c k l u n g s - G e s e t z zu offenbaren. Damit war eine Lehre eingeführt, in deren Lichte alle früher gewonnenen Kenntnisse unter e i n e n , überraschend klaren Gesichtspunkt gebracht werden konnten, und solche Disziplinen, welche sich früher von den Natur- und Erfahrungswissenschaften stolz abgeschlossen hatten, nämlich die moralischen und psychologischen Lehren, wurden in das Machtbereich der Entwicklungstheorie gezogen.

Das Evolutionsgesetz – nämlich die naturgebotene Differenzierung und Vervollkommnung sämtlicher Dinge – einmal angenommen, mußten alle jene Systeme fallen gelassen werden, welche das Absolute – d. h. das Unveränderliche und Vollkommene – als Ausgangspunkt nehmen, und so ward der bedeutende Umschwung

vorbereitet, den das menschliche Denken und – infolgedessen – die sozialen Einrichtungen nehmen sollten. Die jeweiligen Einrichtungen nämlich sind von dem jeweiligen Stande der Moral, die Moral von dem Stande der Weltanschauung und diese endlich von dem Stande der Kenntnisse bedingt; in letzter Linie also sind es die Kenntnisse oder, mit anderem Namen, die Wissenschaften, welche die bestimmende Grundlage aller sozialen Zustände abgeben. Nun geschieht es aber, daß die fortschreitende Wissenschaft anfänglich nur in ganz kleinen Kreisen sich verbreitet und dortselbst die veränderte Weltauffassung – welche veränderte Moral und veränderte Sitten erheischt – hervorbringt. Die Allgemeinheit huldigt indessen den Einrichtungen, die einem früheren, ebenso langsam durchgedrungenen Wissensstande entspricht. Daher die Konflikte und Kämpfe, welche seit jeher den fortschreitenden Gang der Erkenntnis begleitet haben.

Damit eine neuerstandene Idee den Geist und das Leben der Gesellschaft modifiziere, genügt es noch lange nicht, daß diese Idee von einigen Zeitgenossen erkannt und zur öffentlichen Kenntnis gebracht werde. Sie muß erst durch aufeinander folgende Generationen so lange herabgereicht worden sein, bis sie alt geworden, bis sie beinahe als intuitive Gewißheit dem Gehirn angeboren wird. Wie lange nach Christus z. B. hat es erst einen „christlichen Staat", eine „christliche Philosophie" gegeben, und wir wissen heute, wie lange erst nach Darwin die darwinistische Weltauffassung in Schwung kam.

Wenn wir die Schriften des genannten Gelehrten und seiner Anhänger – der Haeckel, Huxley, Büchner, Carus Sterne, Dodel, Carneri usw. – zur Hand nehmen und sehen, wie reichhaltig und klar gesichtet das Beweismaterial der Entwicklungslehre schon damals vorlag, wie scharfsinnig und weitsichtig die daraus entspringenden Konsequenzen bereits gezogen wurden, so begreift man kaum, daß das öffentliche Leben und der öffentliche Unterricht nicht auch schon von dem neuen Geist durchdrungen waren. Nicht nur nicht durchdrungen, sondern eigentlich gar nicht berührt. Zwar wußten die meisten Leute, daß es eine darwinistische Lehre gab, aber die allerwenigsten kannten sie. Bei den einen galt sie als „unbewiesene Hypothese" – ein Lieblingswort der konservativen Gelahrtheit –, bei den anderen gar als lästerliche Irrlehre, bei den meisten als ein von einem englischen Sonderling aufgestelltes System, von welchem man ein paar Schlagworte aufgefaßt hatte und des öfteren anwendete: „Kampf ums Dasein", „natürliche Zuchtwahl" und dergleichen mehr. Die Kirche verhielt sich dieser Lehre gegenüber feindlich, die Massen gleichgiltig, die Schulen ignorierend. „Man wird doch den Kindern nicht Darwinismus vortragen!" „So etwas" war keiner Unterrichtsbehörde beigefallen. Die sogenannte liberale Neuschule verteidigte sich gegen die vom Klerus erhobene Beschuldigung, daß sie irreligiös sei, indem sie hoch und teuer versicherte: „Es wird ja bei uns nichts gelehrt, was zum religiösen Unterricht in Widerspruch steht; so fällt es beispielsweise niemand ein, die Schüler mit der darwinistischen Theorie bekannt zu machen."

Nun ja, wenige hundert Jahre früher fiel es auch niemand ein, die Ansicht des Kopernikus als Schulwahrheit vorzutragen. Wahr sein, bewiesen sein, unwiderleglich einleuchtend sein: das war für eine Erkenntnis noch lange keine Berechtigung zu behördlich bewilligter Mitteilung. Zur Schul-Programmfähigkeit mußte ein Satz ähnliche Proben leisten wie ein Adeliger zur Hoffähigkeit: nämlich nachweisen, daß er schon sechzehn Ahnen hat. Der eine, daß seine Familie schon Jahrhunderte lang adelig, der andere, daß die in ihm enthaltene Doktrin schon hundert Jahre lang unbezweifelt ist.

Und im Grunde, die Sache hat ihre Richtigkeit. Mit einer neu entdeckten Lehre, und sei sie noch so evident, läßt sich nicht wirken und schaffen wie mit einer längst anerkannten. Statt ihre Konsequenzen auszuarbeiten, muß sie immer erst ihre Evidenz darthun, muß die hundert Beweise, auf denen sie ruht, immer alle anführen und die hundert Einwendungen, welche gegen sie in Umlauf sind, immer von neuem entkräften. Erst dann, wenn ein Beweis als schon erbracht angeführt werden kann, nicht, solange er noch demonstriert werden muß, läßt sich darauf weiter bauen. Dieselbe Zeit, dieselbe geistige Kraft und Anstrengung, welche auf das Erbringen und Erfassen eines Wahrheitsbeweises angewendet werden muß, wird, wenn letzterer erst feststeht, dann auf die Gewinnung der daraus fließenden Folgerungen – und somit auf die Abänderung der Weltauffassung und Welteinrichtung – verwendet.

Wie sehr die Lehre von der allmäligen Entwicklung aller organischen – und damit parallel aller geistigen – Gebilde auf die ganze Erkenntnis und infolgedessen auf die sozialen Einrichtungen umgestaltend einwirken m ü s s e , das sahen schon damals die Anhänger jener Lehre deutlich voraus, und so kann ich – ohne gegen mein Prinzip zu verstoßen – an einigen Beispielen anführen, wie diese Umgestaltung sich bewerkstelligt h a t .

Zuerst war es – in Erforschung und Beurteilung aller Kunst- und Wissenszweige – die M e t h o d e , welche gründlich eine andere ward. Indem man das Gegebene als Gewordenes und fortgesetzt Werdendes zu betrachten gelernt, war ein ganz veränderter Maßstab gewonnen. Man hörte auf, die Gesetze, welche man aus vergangenen und gegenwärtigen Erscheinungen abgeleitet hatte, als für zukünftige Erscheinungen bindend auszugeben. Man lernte einsehen, daß gewisse, als vorhanden erkannte Eigenschaften oder Merkmale einer Sache es sind, welche den sogenannten C h a r a k t e r dieser Sache abgeben; nicht aber, daß ein gewisser, sozusagen als präexistierend gedachter Charakter sich in diesen Merkmalen kundgethan hat und kundthun s o l l . Das leidige „soll“ überhaupt, d. h. jener hofmeisternde Geist, welcher jedem erkannten „es ist“ ein strenges „es sei“ beizufügen sich anmaßte, ist mit jener veränderten Auffassung immer bescheidener aufgetreten und endlich verschwunden.

Die Ansicht, daß eine Gattung, eine Art etwas festes und beständiges sei, beschränkte sich nicht auf die Gebilde der organischen Natur, sondern erstreckte sich auch auf die Erscheinungen des Geistes. Daraus ergab sich in der Kunstkritik die ästhetische

und in Sittenfragen die moralische Predigt. Kaum hatte so ein Kunstkritiker die von verschiedenen Künstlern mit Erfolg eingeführten Formen erkannt, klassifiziert und rubriziert, so fügte er diesem Schema womöglich das Gebot hinzu: „So sollst du es machen!“ Ebenso verhielt sich der Moralist den sozialen Erscheinungen gegenüber. Was sich als Gewohnheit, als Sitte nach und nach eingesetzt hatte, das ward als „sittlich“ zum Tugendgesetz erhoben. Dabei wurde sowohl die Tugend, welche die Norm des sittlichen, als die Schönheit, welche die Norm des künstlerischen Ideals abgab, für etwas unwandelbares, auf ewige Zeiten Geltung habendes „Absolutes“ ausgegeben, und gegen diese starren Satzungen hatten die unvermeidlichen Wandlungen des künstlerischen Schaffens und der gesellschaftlichen Verhältnisse immer höchst schmerzlich anzukämpfen. Die Entwicklung ist seit jeher ihren unaufhaltsamen Gang geschritten, aber erst der wissenschaftlichen Forschung des Maschinenzeitalters ist die Erkenntnis aufgegangen, daß dieselbe ein Naturgesetz sei; und während bis dahin jedes politische, ethische und wissenschaftliche System einen direkten Kampf gegen die Evolution darstellte – denn jedes brüstete sich seiner Unwandelbarkeit – ward fortan das Entwicklungsgesetz zur Grundlage alles Urteils und alles Strebens. Jetzt erst ward der einzig richtige ethische Maßstab gewonnen, der heute noch gilt und durch alle Wandlungen der Zukunft gelten kann, weil er sich dem Laufe der Welt anpaßt, und der sich in dem Satz ausdrückt: „Was die Entwicklung fördert, ist gut; was sie hindert, ist schlecht.“

Dem Maschinenzeitalter gebührt die Ehre, diesen Satz schon formuliert zu haben; aber ringsum waltete noch – sowohl in den Gesetzesparagraphen, als in der öffentlichen Meinung – die aus älterer, das Evolutionsprinzip nicht ahnenden Zeit stammende Moral, welche in dem Satz enthalten ist: „Was das Bestehende erhält, ist gut; was an dem Bestehenden rüttelt, ist schlecht.“ An der bestehenden Ordnung etwas ändern wollen – auch „Umsturzversuch“ genannt – war ein in Paragraph – ich weiß nicht wie viel – vorhergesehenes Verbrechen, auf welches die Kerkerstrafe stand. Je weiter zurück man in den Justizannalen blättert, desto strenger wird dieses Prinzip des dem Bestehenden geleisteten Schutzes gewahrt. Nur etwas denken oder sagen – geschweige denn schreiben oder drucken – was gegen die herrschenden Einrichtungen und Meinungen verstieß, war eine schwer zu sühnende Schuld. Im Mittelalter, als die Gewerbe-Gilden blühten, war es Handwerkern bei Strafe verboten, in ihr Handwerk Verbesserungen und Erfindungen einzuführen; neue Webstühle und dergl. wurden auf obrigkeitlichen Befehl zerschlagen. Strenger noch als in gewerblicher, verfuhr man in geistiger Hinsicht – die Webstühle neuer Ideen waren besonders verdächtige und gefährliche Dinge: im Jahre 1680 wurde Christian Thomasius, weil er gegen Hexenprozesse und Tortur geschrieben hatte, aus Mainz verbannt und mußte beim Geläute des Armensünderglöckleins aus der Stadt ziehen. Solches berichteten die Menschen des Maschinenzeitalter freilich mit mitleidigem Achselzucken und mit überlegener Entrüstung; bei ihnen aber waren noch Gesetze in Kraft, die ganz derselbe Geist belebte. Das „Bestehende“ war auch ihnen (d. h. der großen Mehrzahl unter ihnen) das Heilige und Unantastbare.

Da zog aber mit der Entwicklungslehre die Einsicht in die Köpfe, daß es „Bestehendes“ überhaupt nicht giebt, noch je gegeben hat, sondern allseitig nur Gewordenes, zu weiterem Werden Bestimmtes. Mit der Unantastbarkeit gewisser Dinge hatte es sodann sein Ende. „Alles fließt“ war schon ein altbekanntes, griechisches Wort, aber bislang unverstanden und ungiltig. Erst nachdem die Naturwissenschaft gezeigt hatte, daß auch die „Arten“ fließen, erhielt dieses Wort seinen richtigen Sinn. Das Nichtantastenlassen, welches früher alle Einrichtungen so hartnäckig durchführten, als wäre es die wichtigste Gewähr ihrer Selbsterhaltung, wurde allmälig fallen gelassen, als die Überzeugung aufstieg, daß „ändern“ nicht nur synonym mit zerstören, sondern auch mit e n t w i c k e l n ist – entwickeln im Sinne von besserwerden.

Zwar hat sich seit jeher – trotz allen Widerstandes, trotz allen Leugnens – doch alles unablässig geändert und entwickelt, weil dies eben eine Naturnotwendigkeit ist. Der Unterschied ist nur der, daß man ehedem gegen diese Naturmacht thunlichst ankämpfte, während von nun an, da man sie erkannt hatte, versucht wurde, sie sich dienstbar zu machen. Das Maschinenzeitalter hatte schon längst der in ihren Eigenschaften ergründeten Kräfte von Dampf, Wärme, Licht, Elektrizität usw. sich bemächtigt, um technisch vorzuschreiten; jetzt – mit Entdeckung der Entwicklungskraft und mit bewußter Leitung ihrer Wirkung – begann die Ära eines unabsehbar beschleunigten Fortschrittes und Umschwunges auf a l l e n Gebieten. Auch ohne absichtliches menschliches Dazuthun geht die Entwicklung ihren Gang, aber wie langsam ist dieser im Verhältnis zu der Bewegung, welche durch die Zielsicherheit jenes Dazuthuns erreicht werden kann. Es hat sich z. B. aus einer längst ausgestorbenen Tiergattung im Lauf der Jahrhunderte das heutige Pferd entwickelt, aber um wie vieles schneller vermag der absichtlich auslesende Züchter aus gewöhnlichen Pferden veredelte Renner zu bilden.

Die A u s l e s e, das war eines von den der Natur abgelauschten Verfahren, der W e t t b e w e r b ein anderes. Was half vordem alles Plaidieren für das Freigeben der Gewerbe, für die Aufhebung der Schutzzölle usw.? Das ergab nichts als endloses Debattieren über die Interessen einzelner Industriezweige, als hohle, erfolglose Streitereien; nachdem aber klar geworden, daß ungehemmte Konkurrenz der Faktor ungehemmter Weiterentwicklung ist, daß ferner nur das sich Anpassende zu überleben vermag und nur das Kräftigere zu überleben wert ist, da hörte die Unterdrückung und Eindämmung und Starrheit, welche früher als die höchste Weisheit aller Wirtschafts- und sonstigen Politik gegolten, von selber auf. Was war damals alles gestritten und gepredigt und gefaselt worden über die Verwerflichkeit oder Zulässigkeit des Krieges, über dessen sittlichenden oder entsittlichenden Charakter, ohne daß die Streiter bemerkten, daß diese bloße Fragestellung eine Absurdität war. Als nun der erwähnte Satz „Was der Entwicklung nützt, ist gut, was ihr schadet, ist schlecht“ als Grundlage der Moral zur Herrschaft kam, da entpuppte sich der Krieg als aller Verbrechen verwerflichstes, als Maximum der Schlechtigkeit. Abgesehen von dem hunderttausendfachen Todschlag – der sich gegen einen Mord wie 100000 zu 1 verhält – birgt der Krieg nach allen Richtungen hin die

Verneinung der Entwicklung. Er verhindert die weitere Entfaltung und zerstört die bisher erlangten Früchte der Kultur und was (immer nach dem neu gewonnenen ethischen Grundsatz) der Gipfel seiner Unmoralität ist: er kehrt das vorzüglichste Mittel der natürlichen Entwicklung – die Auslese durch Überlebung des Besseren und Stärkeren – in das gerade Gegenteil um; er liest die Besten aus für den Tod, nämlich die Jungen, Starken, Tüchtigen, und den Alten, Schwachen und Krüppeln überläßt er die Fortpflanzung ihrer Untüchtigkeit. Kurz, die umgekehrte natürliche Zuchtwahl – die künstliche Degeneration. Ein von den Menschen von heute an den Menschen von morgen begangener Riesenfrevel. Zugleich der Höhepunkt der Unvernunft. So überlegen auch das Maschinenzeitalter über die Thorheiten vergangener Jahrhunderte lächeln mochte, einen größeren Wahnsinn als die von ihm selber erfundene allgemeine Wehrpflicht weist keine frühere Epoche auf. Daß jeder Mann freiwillig Soldat sein m u ß t e – nicht um anzugreifen, gegen diese Absicht verwahrten sich alle –, sondern um sich gegen alle anderen, die ebenso gezwungen freiwillige Verteidiger waren – zu v e r t e i d i g e n ; daß sie ihre besten Kräfte von Arbeit, Geist und Geld, kurz, das Volkswohl opferten, um angeblich f ü r das Volkswohl Opfer zu bringen; daß sie das eigene Land ruinierten, damit das – sich gleichfalls ruinierende – Nachbarland sich nicht etwa einfallen lasse, ihnen ein paar Zoll Erde oder ein paar Festungsquadern entreißen zu wollen –: wahrlich, der brave Bär, der von seines schlafenden Herrn die möglicherweise belästigende Fliege auf dessen Schläfe mit einem Stein erschlägt, ist noch ein Ausbund zartfühlender Klugheit gegen das System des maschinenzeitlichen Militarismus – dieses plumpen, brandspeienden, bajonettborstigen, verwesungshauchenden Ungetüms, das da zur Wache der schlafenden Lande bestellt war!

Wer jedoch damals seine Stimme gegen die Zulässigkeit der Kriegführung erhob, der wurde – zwar nicht beim Geläute des Armensünderglöckleins zu den Thoren der Stadt hinaus geleitet – aber als phantastischer Träumer verlacht und als Rüttler an der „bestehenden Ordnung“ verdächtigt.

Der Antrag auf Abschaffung eines Dinges stieß immer noch auf die von vermeintlicher Weisheit aufgestellte Phrase: „Es ist seit jeher so gewesen und wird daher ewig so bleiben.“ Dieser heute furchtbar veraltet klingende – man könnte sagen: fossil gewordene – Satz wurde dazumal ganz geläufig angewendet und bildete gegen allen Ansturm des Fortschrittes einen der besten Schutzwälle. Kriege hat es immer gegeben – siehe die h. Schrift und die ganze Weltgeschichte, folglich wird es immer welche geben – also müssen alle Abrüstungspläne scheitern; Elend hat es immer gegeben, folglich sind alle Sozial-Reformpläne unerfüllbar; Herren und Knechte hat es immer gegeben usw.

Die Erkenntnis des Evolutionsgesetzes hat mit diesen Sätzen vollkommen aufgeräumt, indem es deren doppelte Unrichtigkeit aufdeckte. Falsche Prämissen: denn nichts gegenwärtiges giebt es, was „seit jeher“ bestanden hätte – alles hat sich im Lauf der Zeit geändert, wenn es die Sprache auch noch mit demselben Namen be-

zeichnet. Kriege z. B., so wie sie im Maschinenzeitalter geführt worden und wie dieselben bei der damals erreichten Waffentechnik noch bevorstanden, hatte die Vergangenheit nicht aufzuweisen; Elend – wie es den vierten Stand des neunzehnten Jahrhunderts bedrückte, war gleichfalls eine neue Erscheinung. Und ebenso falsch, eigentlich noch auffallender falsch, war der Folgerungssatz: „*ergo* wird es ewig bleiben". Das kurze Stückchen Menschengeschichte, auf das man zurückblicken konnte, aus welchem die vermeintlichen Instanzen für das beliebte „seit jeher" hervorgeholt wurden, wies doch selber genug untergegangene Institutionen auf – Menschenfresserei, Sklaventum, Tortur – um die Behauptung des „Immersobleibens" durch berichtete Thatsachen zu entkräften. Dennoch – es giebt nichts hartnäckigeres als Gemeinplätze – dennoch tauchte dieser Einwand immer wieder auf, so lange als die wissenschaftliche Überzeugung von der naturgebotenen ewigen Umgestaltung aller Dinge nicht ins öffentliche Bewußtsein gedrungen war.

Eine andere Errungenschaft der Evolutions-Theorie war die Einsicht, daß nur das im Weiterentwickeln Begriffene lebt, das Stillstehende aber dem Tode verfallen ist. Dadurch war dem starren Konservatismus, dem religiösen sowohl wie dem politischen, dem künstlerischen wie dem ethischen, der Boden entzogen. Jener Konservatismus ging nämlich von der Idee aus, daß Leben gleichbedeutend mit „verharren" sei, und mit der Bethätigung der Beharrungssucht wähnte er nur der allernotwendigsten Pflicht – der Selbsterhaltung – zu genügen. Alles, was auf Änderung zielte, war ihm von vornherein verdächtig – das wehrte er ab, wie man Dolch und Gift abwehrt. Schon der Name Fortschritt, welcher ja ein Von-der-Stelle-bewegen in sich schließt, war ihm verhaßt. Die dem Fortschritt zugeschriebenen Segnungen schienen ihm nur wie von Feindestücke ersonnene Gleißnerei; z e r s t ö r e n wollten jene unter der Maske des Verbesserns, Pfeiler umstürzen, Fundamente untergraben, Ruinen häufen … Gegen einen solchen Feind – heiße er nun Progressismus oder Liberalismus, Freidenkertum oder Freimaurertum – mußte energisch Front gemacht werden. Auf dem *status quo* erhalten oder lieber noch ein paar Schritte zurückmachen – denn der *status quo* enthielt meist schon ein paar gezwungene, unliebsame Zugeständnisse – das war in ihren Augen die Hauptaufgabe aller Einrichtungen und Systeme.

Den Ansturm gegen diese Starrheit hat es nun immer gegeben. Der dem Beharrungstrieb entgegengesetzte und kräftigere Umwandlungstrieb hat stets gewaltet, auch ehe die Wissenschaft ihn als Naturgesetz erkannt hatte. Jetzt, da letzteres verkündet worden, wurden dessen Bethätigungen den Erkennern in die Schuhe geschoben. Obwohl auch früher, im ganzen Verlauf der sogenannten Weltgeschichte der revolutionäre Geist – mitunter auf recht gefährliche, gewaltsame Weise – als Triebkraft aller gesellschaftlichen Umgestaltungen sich erwiesen hatte, so hieß es jetzt, dieser Geist gehe von den Lehrern der Naturwissenschaften, namentlich von den Evolutionisten aus; eine Behauptung, die in ihrer Weisheit jener Schülerantwort gleichkommt, welche auf die Frage: „Warum kreisen die Planeten um die Sonne?" ohne Zögern den Bescheid gab: „Weil Newton das Gravitationsgesetz entdeckt hat." Aber im Gegenteil: die neuerlangte Erkenntnis war an dem Walten des Umwäl-

zungsgeistes nicht nur unschuldig, sie lenkte denselben vielmehr in ganz andere – weil zielbewußte – viel weniger gefährliche und weniger gewaltsame Bahnen.

Der wissenschaftlich denkende Fortschrittskämpfer hatte wohl an Zuversicht gewonnen, weil er wußte, daß seine Forderungen mit der Naturordnung übereinstimmten – aber in demselben Maße hatte er auch an Einsicht und Vorsicht gewonnen. Der Fortschritt, den in früheren Zeiten der leidenschaftliche Instinkt ersehnte, den wollte dieser blinde Instinkt mit rücksichtsloser Raschheit erreichen; der Fortschritt hingegen, der als der Gang der Natur erkannt worden war, von dem wußte man auch, wie langsam und wie allmälig er sich nur entfalten durfte und nur dann entfalten konnte, wenn er den tausenderlei Bedingungen der umgebenden Mitte sich anzupassen verstand. Somit hat die evolutionistische Denkweise, da wo sie zur Geltung kam, nicht nur den reaktionären Konservatismus, sondern auch dessen Widerpart, den gewaltthätigen Umsturzdrang aufgehoben; denn ebenso sicher, als man erkannt hatte, daß es im Lauf der Welt kein Zurück und kein Auf-der-Stelle-Bleiben giebt, ebenso fraglos mußte der ungeduldigste Verbesserer zugeben, daß es da auch keine Sprünge giebt, und sich den ewigen Gesetzen fügen, nach welchen jedwede Vervollkommnung nur mit der größten Langsamkeit und nur in ununterbrochener Stufenfolge vor sich gehen kann.

Es ist uns heute nicht recht faßlich, wie dreißig Jahre nach dem Erscheinen der Darwin'schen Lehre, nachdem dieselbe doch in die ganze Gelehrten- und halbe Laienwelt gedrungen war als ein System, welches an zusammenhängender Klarheit nichts zu wünschen übrig ließ, daß da noch ein Teil der Gelehrten sich dagegen ablehnend, ein Teil des Publikums spottend und der weitaus größte Teil des letzteren gleichgiltig verhalten konnte. Wir müssen dabei nur erwägen, daß dreißig Jahre eigentlich eine kurze Zeit sind im Verhältnis zur Langsamkeit, mit welcher Lehren – wenn dieselben vom offiziellen Schulunterricht noch ausgeschlossen sind – in die Massen sickern, und das Gesetz der Trägheit und Beharrlichkeit in Betracht ziehen, welches in Sachen der Denkgewohnheiten allem neuen so gewaltigen Widerstand leistet. Die Massen können von Begriffen nur das in sich aufnehmen und verdauen, was schon von mehreren früheren Generationen durchgedacht, sozusagen wiedergekaut worden ist. Das wird dann mit autoritätsvertrauender, keiner eigenen Gedankenarbeit bedürfenden Bereitwilligkeit hingenommen und weitergereicht: Die Konstanz der Arten war auch so ein allgemein angenommener Begriff – das war ja schon auf der ersten Seite der Bibel begründet, wo es heißt, daß das Gras grüne und Samen mache nach seiner Art, ebenso die Vögel in der Luft und sämtliche Tiere des Wassers und der Erde „nach ihrer Art". Es war auch – für solche, die ihren Gegnern einräumten, daß die Theologie in wissenschaftlichen Dingen nicht unumstößlich beweiskräftig sei – es war ja auch von berühmten Naturforschern, wie Linné, Cuvier, Agassiz, festgestellt worden, daß jede Art ein „verkörperter Schöpfungsgedanke" sei – und in jüngster Zeit war ja der neu auftauchende Darwinismus von Dr. N. und von Professor X. auf wissenschaftlichem Boden gründlich widerlegt – also wozu diese Feststellungen und Widerlegungen noch weiter selber prüfen?

Ein paar aufgefangene Schlagworte aus der Terminologie der bestrittenen Thesen, ein paar landläufige Einwände – das genügte vollkommen, um den Darwinismus – zwischen zwei Cigaretten beim schwarzen Kaffee – nicht zu bekämpfen, sondern abzuthun. In Dialogform etwa so:

A. Wie sagten Sie? Hypothesen? … Mich kann das Wort ärgern, wenn es auf eine so augenscheinliche Wahrheit angewendet wird, wie auf die, daß die Arten eine aus der andern hervorgehen.

B. Wenn Sie das Wort Hypothesen ärgert, so nehme ich es zurück und setze dafür Irrlehre … Es war ohnehin nur Höflichkeit von mir, den abenteuerlichen und zugleich erniedrigenden Einfall von der Affenabstammung des Menschen als eine wissenschaftliche Hypothese gelten zu lassen; und nur weil sie von einem sonst so fleißigen Gelehrten kommt, wie ja Darwin bekanntlich einer war, und in Hinblick auf seine übrigen Verdienste, auch mit Rücksicht auf Ihre Voreingenommenheit, bin ich so höflich gewesen … Aber das müssen Sie mir doch zugeben: auch Gelehrte irren oft … Seit jeher hat es solche gegeben, die irgendwelche kühne und unnachweisbare Doktrin aufstellten, um darauf ein ganzes System aufzubauen, welches eine Zeitlang modern bleibt und dann von neueren, noch kühneren Systemen verdrängt wird … Ich begreife übrigens nicht, daß Sie, der Sie doch gewöhnlich so eifrig für die exakten Wissenschaften eintreten, in dieser Angelegenheit ganz übersehen, daß keine exakten Thatsachen vorliegen, welche den Darwinismus beweisen, und daß er sich auch durch kein Experiment verifizieren läßt … Weder finden Sie in der Vergangenheit die Spuren einer ununterbrochenen Entwicklungskette – immer Lücken und wieder Lücken –, noch können Sie in der Gegenwart auf einen einzigen Fall hinweisen, wo aus einer Esche eine Birke oder aus einem Affen ein Mensch wird.

Hier mußte der Streit wohl gewöhnlich von A. aufgegeben werden, weil er fühlen mochte, wie bei so unermeßlicher Entfernung der Standpunkte eine Verständigung überhaupt nicht zu erreichen war. Setzen wir aber voraus, er hätte sich die verlorene Mühe nicht verdrießen lassen und hätte weiter disputiert.

A. Erstens und vor allem: Darwin hat nie behauptet, daß der heutige Affe des heutigen Menschen Stammvater, sondern nur, daß er desselben Vetter sei, nämlich beide sind Sprossen desselben Stammes. Aber dies nur nebenbei. Auf Ihre vorige Bemerkung, daß niemand die Verwandlung einer Art in eine andere konstatieren kann, antworte ich: Sie sehen auch keine Panpfeife, aus welcher ein Klavier, keine Keilinschrift, aus der eine illustrierte Zeitung, keine Tierhaut, aus der ein Frack, keinen Theekessel, aus dem eine Lokomotive sich gebildet hat (und so könnte man die Beispiele ins unendliche fortführen), und Sie werden doch zugeben, daß die genannten Dinge alle durch Jahrhunderte lange Entwicklung eines aus dem andern hervorgegangen sind? … Sie werden jedoch nicht verlangen, die fossilen Überreste aller dieser Übergänge zu Gesicht zu bekommen? … Gar viele der Maschinen, welche zwischen Theekessel und Lokomotive liegen, werden wohl von der Erde verschwunden sein, obwohl die Zeit, in der die Dampfmaschinen aufeinander folgten,

eine verhältnismäßig kurze ist gegen die Jahrmillionen, in welchen die Umwandlungen der Organismen vor sich gegangen sind … Sie glauben wohl, ungeheuer wissenschaftlich zu thun, wenn Sie jenen Mangel an positiven Beweisen hervorheben, und Sie vermeinen zugleich, daß Sie uns Darwin-Anhänger einer phantastischen Vertrauensseligkeit überführen? … Aber positiv und exakt sind wir darum, weil wir von positiven und exakten Thatsachen ausgehen – und nicht von Hirngespinsten. Doch um auf diesen Thatsachen weiter zu bauen und um das daraus mit Notwendigkeit sich ergebende logische Postulat anzunehmen, genügt es uns, von ihrer Richtigkeit durchdrungen zu sein. In der Folgerungskette brauchen wir nicht mehr jedes Glied aus greifbaren Thatsachen zu schmieden …

B. Aber ich bitte Sie: es ist doch ein wissenschaftlich anerkannter Satz, daß die Nachkommen doch nur immer wieder das sind, was die Eltern waren, daß Menschen nur Menschen, Hirsche nur Hirsche und Regenwürmer nur Regenwürmer zeugen. „Le semblable engendre toujours son semblable,“[297] hat Linné gesagt. Und da nichts entstehen kann, was nicht ein gleiches Elternpaar gehabt hat, so muß dieses Elternpaar wieder von einem gleichen stammen – und so zurück bis zu der Erschaffung des ersten Paares. Dort muß man immer wieder anlangen …

A. Ein „erstes“ Paar! … Wenn Sie wüßten, wie demjenigen, der den Geist des Entwicklungsgesetzes aufgefaßt hat, der Begriff von einem „Ersten“ irgend einer Gattung überhaupt kindisch und vernunftbeleidigend erscheint, so würden Sie vermeiden, d e n ins Treffen zu führen. Jedes Ding, dessen Merkmale, dessen Existenz man konstatiert und mit einem Namen versieht, muß schon sehr lange und in zahlreichen Exemplaren dagewesen sein, sonst bemerkt und benennt es niemand … Hat es je ein erstes Rennpferd, einen ersten Franzosen gegeben? – Gerade diese Unmöglichkeit, irgendwo im Reiche der belebten wie der leblosen Dinge, der Erfindungen wie der Künste irgend ein E r s t e s zu signalisieren, – gerade diese Unmöglichkeit schließt die Theorie der gesonderten Schöpfungsakte völlig aus. Überall bildet sich eines aus dem andern. Jedes Ding ist eine Anhäufung von so vielen, in den verschiedensten Komplikationen vermischten Elementen, daß nichts plötzlich und nichts selbständig vom Himmel heruntergefallenes vorkommen kann, – ein Regenwurm ebenso wenig wie ein Oberlandesappellationsgerichtsrat.

B. Redensarten, Ausflüchte … Bringen Sie mir Beweise, dann will ich mich ja gerne fügen; so lange aber diese fehlen –

A. Sie selber würden wohl in größere Verlegenheit geraten, wenn ich von I h n e n den experimentellen Beweis eines Schöpfungsaktes und einen solchen für die Konstanz der Arten erbäte! Denn wohin immer man sieht, es läßt sich nichts u n gewandeltes zeigen – man müßte sich denn auf den Gesichtspunkt jener Eintagsfliegen beschränken, welche glauben, daß der Grashalm, auf welchem sie sitzen und auf welchem schon ihre Ahnen saßen, seit jeher derselbe geblieben – und folglich auch

297 Frz. für „Ähnliches bringt immer sein Ähnliches hervor.“

immer bleiben werde. Was uns betrifft, so sind wir um Beweise ja gar nicht verlegen und Ihr Ruf nach solchen zeigt nur, daß Sie das System, welches Sie leugnen, gar nicht studiert haben und wahrscheinlich von den Thatsachen nichts wissen, welche uns Paläontologie und Embryologie liefern, nichts von rudimentären Organen, nichts von den Analogien in der Sprachbildung, nichts von … Nun, ich will nicht erst alle Grundlagen der Lehre aufzählen – haben Sie die Güte, sich vorerst damit bekannt zu machen, und dann können wir weiter disputieren.

Ja, das war es eben: Das A B C des Darwinismus wurde nicht offiziell gelehrt; von den Schulprogrammen ferngehalten, waren dessen Elementarregeln nicht in die Massen gedrungen, aber die Massen fanden sich bewogen, über die letzten Konsequenzen einer Sache zu urteilen, von deren Prämissen sie keine Kenntnis hatten. Das gab dann für die Verfechter jener Konsequenzen einen schweren Stand – denn nicht nur zeigen zu sollen, daß und wieso b aus a folgt, sondern auch noch a selber der Länge nach erläutern zu müssen: das ist zu viel verlangt.

Die ärgsten Feinde der Evolutionslehre waren durchaus nicht die, welche ihre wissenschaftliche Berechtigung bezweifelten und sie durch wissenschaftliche Gründe zu widerlegen suchten – ihre ärgsten Feinde waren vielmehr die, welche ihr einen instinktiven Haß weihten. Ohne sich klar Rechenschaft darüber zu geben, worin der allfällige Wahrheits- oder allfällige Irrtumsgehalt der verpönten Lehre bestand, fühlten sie, daß deren Postulate im Widerspruch waren mit allen, allen ihren Lieblingsideen. Ebenso gab es auch unter den Anhängern der Evolutionstheorie solche, die sich weniger um die wissenschaftlichen Thatsachen kümmerten, die sich für Neanderschädel und Archäopterix und des Meisters Taubenzüchtung nicht erwärmten und die nur an den einen großen Gedanken ihren Glauben und ihre Begeisterung hingen: an den Begriff „Entwicklung". Denn hier fühlten auch sie instinktiv, daß die tausend Strebewünsche nach sozialer und moralischer Umgestaltung und Befreiung, welche ihre Zeit durchglühten, an der neuen Erkenntnis die kräftigste Hilfe und Stütze finden würden. Entfaltung als Naturgesetz erkannt, das war ihnen die sicherste Legitimation aller Freiheitsbestrebungen – denn was ist denn Freiheit anderes, als die ungehemmte Möglichkeit der Entfaltung? Überall hin die Kräfte wirken lassen, nach allen Seiten mit den Waffen der Überlegenheit um das Dasein kämpfen dürfen – was will die Freiheit anders? So fanden sich alle, die bislang zerstreut für Schrankenniederreißung stritten – Arbeit, Handel, Frauen, Vernunft, Erziehung – nunmehr auf Einem Felde zusammen und erkannten, daß sie im Grunde nach Einem Ziele strebten, nach einem von der Natur selber aufgestellten Ziele: volle Entfaltung. Und indem sich diese alle als Weg- und Kampfgenossen erkannten, versuchten sie auch nicht mehr, jeder einzeln, mit Hintansetzung des anderen durchzudringen; denn neben dem Entwicklungsgesetz ist ihnen zugleich das Gesetz der Korrelation klar geworden: sie wußten nun, daß ein Fortschritt, eine Wandlung auf einem Gebiete nicht möglich ist, ohne daß auf allen zusammenhängenden Gebieten mit der Umwandlung gleicher Schritt gehalten werde.

Und nicht nur ihr Ziel hatten die Evolutionisten erkannt, sie versuchten, wie schon früher gesagt, dessen Entfernung zu bemessen. Umwandlung und Fortschritt schienen ihnen wohl als naturverbürgt, aber sie hatten auch die riesige Langsamkeit erkannt, mit welcher diese Dinge vor sich gehen und die tausend eisernen Widerstandsmächte abschätzen gelernt, welche, Radsparren gleich, den Lauf der rollenden Zeitmaschine hemmen, und mit den ungeheuren Summen der in den ererbten Zuständen noch wirkenden Triebkräfte hatten sie rechnen gelernt. So gab es denn unter den evolutionsgläubigen Freiheitssuchern keine sich überhastenden, mit Feuer und Schwert dreinfahrenden „Rebellen" mehr, keine zu Mord und Plünderung hetzenden Arbeiterführer, keine Dynamitbomben schleudernden Fürstentöter. Auch die tollen Träume von Kommunismus und vom Anarchismus der That wurden in ihren Reihen nicht länger geträumt und die „Politik der zerrissenen Kittel und schmutzigen Hände" fand unter ihnen keine Vertreter. Die Philosophie des Darwinismus – d. i. die Anerkennung durch Vererbung gehäufter Vorzüge und fortschreitender Veredlung – die war durchweg eine aristokratische. Nicht nur „noblesse oblige", sondern für alle, die im Daseinskampf obsiegen wollten – noblesse obligée[298].

Freilich handelte es sich da nimmer um den mit zackigen Kronen und wappenbemalten Schildern identifizierten Adelsbegriff, sondern um den Adel der Tüchtigkeit – körperlich und seelisch – um die Attribute der Vollmenschlichkeit. Daß in diese Kategorie zu gelangen, Arbeiter und Bauer – das ganze Volk mit Einem Worte – Anspruch habe: das war die berechtigte Forderung der ganzen sozialen Bewegung.[299] Und so sahen die Anhänger der Entwicklungslehre auch deutlich kommen, daß unter der Gattung „Mensch" langsam eine höhere Varietät sich herauszudifferenzieren begann, welche einst berechtigt sein würde, auf die maschinenalterlichen Vorfahren herabzublicken, wie diese auf den vorgeschichtlichen Urmenschen herabblickten. Würde dieser künftige Vollmensch etwa in antidarwinistischem Geiste urteilen, so müßte er mit Entrüstung die Zumutung verwerfen, daß er von so niedrigen Geschöpfen abstamme, wie z. B. die in den Naturgeschichten des Maschinenzeitalters noch als „Menschen" angeführten Wilden.

Doch diese Ausblicke in fernere Entwicklungsstadien wollen wir für die Schlußvorlesung vorbehalten. Hier sei noch eines Umschwunges erwähnt, den die evolutionistische Denkweise – die Naturerkenntnis überhaupt – in das weitere Verhalten der Menschheit gebracht hat. Allen Erscheinungen, also auch den sozialen, ward von da ab mit der Überzeugung entgegengetreten, daß sie das waren, was sie sein mußten. Jedes existierende Ding, jeder Zustand ist so da, wie er nicht anders da sein könnte, eine mit Naturnotwendigkeit eingetretene Folge vorhergegangener zwingender Ursachen. Ehe sie zu dieser Auffassung gelangt war, ist die Menschheit allen Übelständen gegenüber stets im Krieg mit den Folgen gelegen, ohne nur daran

298 Suttner wandelt die Redewendung „Adel verpflichtet" sprachspielerisch um zu „der verpflichtete Adel".

299 Dieser Satz findet sich in der ersten Auflage noch nicht.

zu denken, daß vor allem die Ursachen wegzuräumen wären. Sämtliche Predigten, Vertilgungsanschläge, Heilversuche und Schutzmittel waren stets gegen Ergebnisse, gegen Symptome gerichtet worden und daher so erfolglos. Die Naturkunde, wie sie im Maschinenzeitalter durchzudringen begann, das Walten der unverrückbaren Naturnotwendigkeit entschleiernd, die zeigte, daß jeder Übelstand auf weit zurückliegenden Ursachen beruht und daher „an sich" nicht behoben werden kann und nicht geschmäht zu werden verdient; die Transmutationstheorie zeigte ferner, daß dieses „muß", welches jeden gegenwärtigen Zustand bedingt und entschuldigt, durchaus nicht bindend für die Zukunft ist, weil ja die Ursache geändert oder weggeschafft werden kann.

Die den sozialen Erscheinungen zugrunde liegenden Elemente sind ja allesamt menschliche Einrichtungen. Sobald die Einrichtungen als Ursache der folgenden Unzuträglichkeiten erkannt waren, konnte man an die Aufhebung dieser Grundursachen gehen, ohne weiter Zeit und Zorn an das vergebliche Bemühen zu verschwenden, die unvermeidlichen Unzuträglichkeiten wegzupredigen und anzugreifen. Aber auch das Gehen- und Geschehenlassen, welches man früher den Übelständen gegenüber walten ließ, wenn man die Unmöglichkeit ihrer Wegräumung eingesehen, fiel weg – denn es war die neue Einsicht hinzugetreten, daß die Wurzel besagter Übelstände etwas ausrottbares sei.

Zuerst und vor allem ließ man es sich daher angelegen sein, diese Wurzel aufzufinden und bloszulegen. Alle Ungerechtigkeiten, alle Mißbräuche in den sozialen Verhältnissen – als da sind: Sklaventum, Arbeiterelend u. dgl. – beruhten auf irgend einer fundamentalen Ungerechtigkeit, auf irgend einem von den Menschen – nicht von der Natur – begangenen Fehler. Und Fehler lassen sich gutmachen, Irrtümer lassen sich berichtigen. Freilich nur unter der Voraussetzung, daß man sie als solche erkenne. So war und bleibt die E r k e n n t n i s das Prinzip aller Kulturentwicklung; und der von uns studierten Epoche dürfen wir – trotz der zahlreichen, traurigen, alten Barbareien – das Verdienst nicht schmälern, daß in ihr die Erkenntnis durch die Auffindung der Entwicklungstheorie einen der entscheidendsten Schritte auf dem Wege ihrer eigenen Entwicklung gemacht hat.

Personenverzeichnis

Von Eveline Thalmann

Angeführt sind die in Eveline Thalmanns Einleitung sowie in Bertha von Suttners Beiträgen zitierten bzw. erwähnten Personen. – Mit Kennungen wurden nur Personen am Rande oder außerhalb des westlichen künstlerisch-literarischen Kernkanons versehen sowie Personen aus den Bereichen Soziologie, Evolutionstheorie u. a. mit Bezug zu Suttner.

Adler, Felix (Alzey 1851 – New York 1933): Gründer der *Society for Ethical Culture*, welche für einen säkulären Humanismus eintrat 20

Agassiz, Jean Louis Rodolphe (Haut-Vully, Kanton Freiburg, Schweiz 1807 – Cambridge, Mass. 1873): überarbeitete das ichthyologische Klassifikationssystem 151

Alexander der Große (Pella 356 v. Chr. – Babylon 323 v. Chr.) 71

Anaxagoras (499 – 428 v. Chr.): Vorsokratiker aus der heutigen Türkei; der Gottlosigkeit angeklagt und ins Exil verbannt 44

Aššur-nâṣir-apli II. / Aschschur-nasir-apli (9. Jhd. v. Chr.): assyrischer König (883 – 859 v. Chr.) 75

Bach, Johann Sebastian (Eisenach 1685 – Leipzig 1750) 141–142

Beethoven, Ludwig van (Bonn 1770 – Wien 1827) 114, 141–142

Berthelot, Marcelin (Paris 1827 – Paris 1907): Politiker, Chemiker und Wissenschaftshistoriker; beschäftigte sich mit den Werken von Wilhelm Ostwald 23

Büchner, Ludwig (Darmstadt 1824 – Darmstadt 1899): Arzt, Naturwissenschaftler und Philosoph; einer der erfolgreichsten Vertreter des naturwissenschaftlichen Materialismus und von Darwins Evolutionsbiologie im deutschen Sprachraum 7, 101, 115–116, 145

Buckle, Henry Thomas (Lee, Kent 1821 – Damaskus 1862): Historiker und einer der besten englischen Schachspieler seiner Zeit; sein Hauptwerk, die positivistische *History of Civilization in England,* war in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts europaweit bekannt und geschätzt 7–8, 22–23, 68

Buddha / Siddhartha Gautama (Lumbini, Nepal 563 v. Chr. – Kushinagar, Indien 483 v. Chr.) 140

Byron, George Gordon Noel, 6. Baron Byron (London 1788 – Messolongi, Griechenland 1824) 24

Cabanis, Pierre-Jean-Georges (Cosnac, Département Corrèze 1757 – bei Meulan 1808): Mediziner, Physiologe und Philosoph 100

Carneri, Bartholomäus von (Trient 1821 – Marburg an der Drau / Maribor, Slowenien 1909): Schriftsteller, Philosoph und Politiker; gehörte dem steierischen Landtag an; vertrat eine eklektische Grundanschauung, deren Ethik durch einen Darwinismus Haeckelscher Prägung beeinflusst war; enger Freund Suttners 24, 145

Eveline Thalmann: Personenverzeichnis. In: LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 10 (2017), Sonderband 4: Bertha von Suttner als Soziologin. Hrsg. von Eveline Thalmann, S. 157–166:
http://lithes.uni-graz.at/lithes/17_sonderbd_4.html
DOI: 10.25364/07.10:2017.SB4.10

CC BY NC ND

Carus, Carl Gustav (Leipzig 1789 – Dresden 1869): Arzt, Zoologe, Naturphilosoph, Maler, Universalgelehrter; nahm durch seine Schriften zur Konstitutionslehre und Theorie des Unbewussten maßgeblich Einfluss auf die Psychologie 20

Cervantes Saavedra, Miguel de (Alcalá de Henares 1547 – Madrid 1616) 133

Jesus von Nazareth / Christus (verm. Nazareth, zwischen 7 und 4 v. Chr. – Jerusalem 30 oder 31) 140, 145

Colombo, Cristoforo (Christoph Kolumbus, Genua 1451 – Valladolid 1506) 71

Comte, Auguste (Montpellier 1798 – Paris 1857): Mathematiker, Sozialphilosoph und Religionskritiker; Begründer des Positivismus und Mitbegründer der Soziologie, deren Benennung auf Comte zurückgeht; beeinflusste John Stuart Mill, Herbert Spencer und auch Karl Marx 6, 10, 12, 20, 23, 113

Cousin, Victor (Paris 1792 – Cannes 1867): Philosoph und Kulturtheoretiker 6

Cuvier, Georges (eig. Jean-Léopold-Nicholas Frédéric Cuvier, Mömpelgard 1769 – Paris 1832): Zoologe und Paläontologe; gilt als wissenschaftlicher Begründer der Paläontologie 151

Dante Alighieri (Florenz 1265 – Ravenna 1321) 24, 133, 137

Darwin, Charles Robert (Shrewsbury 1809 – Downe 1882): Naturwissenschaftler; sein evolutionstheoretisches Werk *On the Origin of Species* hatte nachhaltigen Einfluss auf das Welt- und Menschenbild seiner Zeit und gewann seitdem axiomatische Erklärungskraft 7, 22, 33, 36–37, 65, 86, 128–129, 145, 151–155

Darwin, Erasmus (Nottinghamshire 1731 – Derby 1802): Dichter, Botaniker, Arzt und Erfinder; Charles Darwins Großvater 33

Diodor / Diodoros (1. Jhd. v. Chr.): antiker griechischer Geschichtsschreiber aus dem heutigen Sizilien 69

Diogenes von Sinope (vermutlich um 410 – 323 v. Chr.): antiker griechischer Philosoph; Vertreter des Kynismus 71

Dodel-Port, Arnold (Affeltrangen, Kanton Thurgau, Schweiz 1843 als Arnold Dodel – Zürich 1908): Botaniker und Präsident des deutschen Freidenkerbundes; nahm in seinen Schriften einen evolutionistisch-monistischen Standpunkt ein und trug zur Popularisierung der modernen Evolutionslehre bei 145

Duruy, Victor (Paris 1811 – Paris 1894): Historiker und Politiker, im Second Empire Minister für Öffentliche Erziehung 1863–1869 70–71

Ebner-Eschenbach, Marie von (Schloss Zdislawitz bei Kremsier, Mähren 1830 – Wien 1916): Schriftstellerin, Erzählerin; wurde auf Initiative von Bertha von Suttner Mitglied des *Vereins zur Abwehr des Antisemitismus* 24

Eduard III. von England (Windsor Castle 1312 – Sheen Palace, Richmond 1377): 1327–1377 König von England und Wales 71

Eliot, George (eig. Mary Anne Adams, Nuneaton, Grafschaft Warwickshire 1819 – London 1880): Schriftstellerin, Übersetzerin und Journalistin; zählt zu den erfolgreichsten AutorInnen des viktorianischen Zeitalters 99

Engels, Friedrich (Barmen, preußische Provinz Jülich-Kleve-Berg 1820 – London 1895) 7

Falk, Adalbert von (Metschkau, Schlesien 1827 – Hamm 1900): preußischer Kultusminister und Präsident des Oberlandesgerichts Hamm; versuchte die Volksschule zu revolutionieren, war aber gegen eine Aufnahme von Darwins Theorien in die Lehrpläne 65

Fouillée, Alfred (La Pouëze 1838 – Lyon 1912): Philosoph; bedeutender Vertreter des philosophischen Evolutionismus 7, 23

Fried, Alfred Hermann (Wien 1864 – Wien 1921): Schriftsteller; erhielt 1911 den Friedensnobelpreis; gemeinsam mit Bertha von Suttner Herausgeber der Zeitschrift *Die Waffen nieder!* 10–11, 15, 18

Friedrich I., genannt Barbarossa (um 1122 – 1190 nahe Seleucia, Nordostanatolien) 76–77

George, Henry (Philadelphia, Penn. 1839 – New York 1897): politischer Ökonom (einflussreichster Befürworter einer Einheitssteuer auf Landbesitz); Autor des 1879 erschienenen Bestsellers *Progress and Poverty. An Inquiry into the Cause of Industrial Depressions and of Increase of Want with Increase of Wealth: The Remedy* 23

Goethe, Johann Wolfgang (Frankfurt am Main 1749 – Weimar 1832) 6, 24, 34, 67, 105, 133, 137

Goldscheid, Rudolf (Wien 1870 – Wien 1931): Soziologe und Menschenrechtler, Vorsitzender des österreichischen Monistenbundes 10–12, 18

Grandison, Lady Catherine (Ashford, Kent um 1304 – Cassington, Oxfordshire 1349): Countess of Salisbury and Isle of Man; Mätresse des englischen Königs Eduard III. 71

Gumplowicz, Ladislaus (poln. Władysław, Krakau 1869 – Warschau 1942): Übersetzer aus dem Polnischen, kurzzeitig Kinderarzt in Graz; erst Sozialist, dann Anarchist; in Berlin nach der Verhaftung von Gustav Landauer Redakteur der Zeitschrift *Der Sozialist*; in Warschau Professor für Wirtschaftsgeographie und Anthropologie; führender Theoretiker der Polnischen Sozialistischen Partei PPS 16

Gumplowicz, Ludwig (auch Gumplowitsch; poln. Ludwik G., Krakau 1839 – Graz 1909): Jurist, Professor für Staats- und Verwaltungsrecht an der Universität Graz; einer der Gründerväter der Soziologie 5, 16–17

Guyau, Jean-Marie (Laval 1854 – Menton 1888): Philosoph und Dichter; bedeutender Vertreter des philosophischen Evolutionismus; stellte früh Überlegungen zur Kunst als soziologischem Phänomen an (*L'Art au point de vue sociologique*, Paris 1889) 23

Haeckel, Ernst (Potsdam 1834 – Jena 1919): Arzt, Zoologe, Philosoph und Freidenker; Vertreter des Entwicklungs-Monismus und einer eugenischen Sozialpolitik; Wegbereiter des Darwinismus im deutschen Sprachraum 7, 23, 145

Händel, Georg Friedrich (Halle an der Saale 1685 – London 1759) 141

Hartmann, Eduard von (Berlin 1842 – Berlin 1906): Philosoph; in seinem philosophischen Hauptwerk *Philosophie des Unbewußten* (Berlin 1869, 12 Auflagen bis 1923) verband er Konzepte aus den Philosophien Schopenhauers, Leibniz', Schellings und Hegels 6

Hauptmann, Gerhart (Ober Salzbrunn / Szczawno-Zdrój, Schlesien 1862 – Agnetendorf / Agnieszków, Schlesien 1946): Dramatiker und Schriftsteller; renommiertester Vertreter des deutschsprachigen Naturalismus (1912 Nobelpreis für Literatur) 14

Heine, Heinrich (Düsseldorf 1797 – Paris 1856) 24

Hellwald, Friedrich von (Padua 1842 – Cannstatt 1892): Kulturhistoriker, Journalist, Reiseschriftsteller; extremistischer Vertreter jener rassendarwinistischen Anthropologie, nach welcher es Völker gebe, die aussterben müssten und deshalb auch ausgerottet werden dürften (z. B. die amerikanischen Ureinwohner, die südafrikanischen Khoisan und die australischen Aborigines) 68

Hesse, Hermann (Calw 1877 – Montagnola, Kanton Tessin 1962): Schriftsteller, Dichter und Maler (Nobelpreis für Literatur 1946) 14

Homer (ca. 8. Jhd. v. Chr.) 114, 132

Huch, Ricarda (Braunschweig 1864 – Schönberg im Taunus, heute Kronberg 1947): Schriftstellerin, Philosophin und Historikerin; Vertreterin der Neuromantik 24

Hugo, Victor (Besançon 1802 – Paris 1885): Dichter, Publizist und Politiker (Angehöriger der Pairskammer, Abgeordneter, Senator); gilt in Frankreich neben Molière, Voltaire und Balzac als Nationaldichter und zählte Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts zu den meistgelesenen europäischen Autoren 6, 23–24, 67, 135

Huxley, Thomas Henry (Ealing, Middlesex 1825 – Eastbourne, East Sussex 1895): Biologe, Bildungsorganisator und Hauptvertreter des Agnostizismus; einflussreicher Unterstützer des Empirismus David Humes und der Evolutionstheorie Charles Darwins; beeinflusste durch seine Forschungen und Lehrbücher die Entwicklung der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert nachhaltig 23, 145

Hypatia von Alexandria (Alexandria 355 – Alexandria 415 / 416): Mathematikerin, Astronomin und Philosophin, öffentliche Lehrerin eines vermutlich mit kynischem Gedankengut angereicherten Neuplatonismus 99

Ingersoll, Robert Green (Dresden, Yates County, N. Y. 1833 – Dobbs Ferry, N. Y. 1899): Jurist und Redner; Vertreter des Freidenkertums, als der er „The Great Agnostic" genannt wurde 20

Janet, Jules (Bourg-la-Reine, Hauts-de-Seine 1861 – ? 1940): Psychologe und Urologe; Mitglied der *Société de prophylaxie sanitaire et morale*; arbeitete mit seinem Bruder, dem Psychotherapeuten Pierre Janet (Paris 1859 – Paris 1947), an Experimenten zur Hypnose 6

Kant, Immanuel (Königsberg / Kaliningrad 1724 – Königsberg 1804) 6, 34, 137

Karl der Große (? 747 oder 748 – Aachen 814) 72

Karl V. (Gent 1500 – Kloster San Jerónimo de Yuste, Extremadura 1558) 71–72

Katharina II. (Stettin / Szczecin 1729 als Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst – Sankt Petersburg 1796) 71, 97

Kopernikus, Nikolaus (eig. Niklas Koppernigk, Thorn / Toruń, Polen 1473 – Frauenburg / Frombork 1543) 146

Kyros I. (lat. Cyrus, vor 657 – um 600 v. Chr.): König des altpersischen Achämenidenreichs; Großvater von Kyros II. 71

Kyros II. (lat. Cyrus, um 590 / 580–530 v. Chr.): König des altpersischen Achämenidenreichs; Enkel von Kyros I.; weitete durch eine Expansionspolitik die Grenzen des Reiches deutlich aus 71

Lamarck, Jean-Baptiste Pierre Antoine de Monet, Chevalier de (Bazentin-le-Petit, Département Somme 1744 – Paris 1829): Botaniker und Zoologe; Begründer der modernen Zoologie der wirbellosen Tiere 33

Lamprecht, Karl (Jessen, heute Sachsen-Anhalt 1856 – Leipzig 1915): Historiker, der im Methodenstreit der Geschichtswissenschaft entgegen den Neo-Rankeanern die Bedeutung der Kulturgeschichte, der materiellen Faktoren und von Gruppen (Assoziationen) in der Geschichte betonte 14–15

Laplace, Pierre-Simon (Beaumont-en-Auge, Normandie 1749 – Paris 1827): Mathematiker, Physiker und Astronom; beschäftigte sich unter anderem mit der Wahrscheinlichkeitstheorie und Differentialgleichungen 64

Lassalle, Ferdinand (eig. Lassal, Breslau 1825 – Carouge, Kanton Genf 1864): Schriftsteller und sozialistischer Politiker; Gründervater der SPD; Wortführer der Arbeiterbewegung 7, 23

Leopardi, Giacomo (Recanati südlich von Ancona 1798 – Neapel 1837): Dichter, Essayist und Philologe; spielte eine entscheidende Rolle bei der Erneuerung der italienischen Literatursprache im 19. Jahrhundert 67

Liliencron, Detlev von (Kiel 1844 – Alt-Rahlstedt, heute zu Hamburg 1909): Schriftsteller; vertrat eine militaristische, antisemitische Weltsicht; galt im deutschen Sprachraum als einer der bedeutendsten Lyriker seiner Zeit 139

Linné, Carl von (vor seiner Adelung 1756 Carl Nilsson Linnæus, Råshult bei Älmhult, Provinz Kronobergs län, Schweden 1707 – Uppsala 1778): Naturforscher; schuf mit der binären Nomenklatur die Grundlagen der modernen botanischen und zoologischen Taxonomie 151, 153

Littré, Émile (Paris 1801 – Paris 1881): Arzt, Lexikograph, Philologe, Philosoph und Politiker; vertrat eine positivistische Weltsicht; vor allem bekannt durch sein *Dictionnaire de la langue française* (vier Bände, 1863–1877, allgemein genannt *le Littré*) 6, 23

Lucretius / Lukrez (99–94 v. Chr. – 55 / 53 v. Chr.): Dichter und Philosoph in der Tradition des Epikureismus 34, 137

Ludwig IV. (bekannt als Ludwig der Bayer; München 1282 oder 1286 – Puch bei Fürstenfeldbruck 1347): römisch-deutscher König und Kaiser des Heiligen Römischen Reiches 71

Ludwig XIV. (Saint-Germain-en-Laye 1638 – Versailles 1715): König von Frankreich und Navarra 76

Ludwig XV. (Versailles 1710 – Versailles 1774): König von Frankreich und Navarra 71

Martineau, Harriet (1802–1876): Schriftstellerin; gilt als erste feministische Soziologin 20, 113

Marx, Karl (Trier 1818 – London 1883) 23

Mendoza, Don Pedro González de (Guadalajara 1428 – Guadalajara 1495): spanischer Kardinal und Staatsmann 71

Meyerbeer, Giacomo (eig. Jakob Liebmann Meyer Beer, Tasdorf, Mark Brandenburg 1791 – Paris 1864): Komponist und Dirigent; einer der erfolgreichsten Opernkomponisten des 19. Jahrhunderts; Hauptvertreter der französischen Grand Opéra 142

Meysenbug, Malwida von (Kassel 1816 – Rom 1903): Schriftstellerin; förderte SchriftstellerInnen und KünstlerInnen – darunter Friedrich Nietzsche (1844–1900) und Romain Rolland (1866–1944) 101

Mill, John Stuart (Pentonville, London 1806 – Avignon 1873): Philosoph, Ökonom und sozialer Reformer; einer der einflussreichsten liberalen Denker des 19. Jahrhunderts, Unterstützer der malthusianischen Konzeption, des Utilitarismus und der Frauenemanzipation; prägte den Begriff „Dystopia“ 23, 67–68, 116–117

Milton, John (London 1608 – Bunhill bei London 1674): Dichter, politischer Denker, Staatsbediensteter unter Oliver Cromwell; der schon zu Lebzeiten weltberühmte Autor schrieb in drei Sprachen (Englisch, Latein, Italienisch) und kann als früher Aufklärer gelten (er setzte sich z. B. für die Meinungsfreiheit und gegen die Vorzensur ein) 133, 137

Moltke, Helmuth von (Parchim 1800 – Berlin 1891): Offizier und Chef des Generalstabes, „der große Schweiger“ genannt; spielte eine wichtige Rolle in den deutschen Einigungskriegen 55

Montégut, Émile (Limoges 1825 – Paris 1895): Essayist, Journalist und Kritiker; schrieb u. a. für die *Revue des Deux Mondes* 130

Müller-Lyer, Franz (Baden-Baden 1857 – München 1916): Soziologe und Psychiater; Entdecker der nach ihm benannten geometrisch-optischen Müller-Lyer-Illusion 11, 13–15, 18

Napoleon Bonaparte / Kaiser Napoleon I. (eig. Napoleone Buonaparte, Ajaccio auf Korsika 1769 – Longwood House auf St. Helena im Südatlantik 1821): französischer General, revolutionärer Diktator und Kaiser 76, 111, 141

Newton, Sir Isaac (Woolsthorpe-by-Colsterworth in Lincolnshire 1642 – Kensington 1726): Naturforscher und Verwaltungsbeamter 64, 150

Nilsson de Casa Miranda, Christine (geb. Kristina Jonasdotter, Vederslöv, Småland, Schweden 1843 – Växjö, Schweden 1921): international bekannte Sopranistin 115

Nohl, Ludwig (Iserlohn 1831 – Heidelberg 1885): Musikwissenschaftler; einer der meistgelesenen Musikschriftsteller seiner Zeit; setzte sich für Richard Wagners Werke ein und beschäftigte sich intensiv mit Beethoven 36, 141

Nordau, Max (eig. Maximilian Simon Süßfeld, Pest, heute Budapest 1849 – Paris 1923): Schriftsteller, Arzt, Politiker und Mitbegründer der Zionistischen Weltorganisation; hielt Abend-Vorträge über soziale Fragen und ordinierte in Paris für Arme unentgeltlich 9

Novikov, Jakov Aleksandrovič (russ. Яков Александрович Новиков, französisch Jacques Novicow, Istanbul 1849 – Paris 1912): Soziologe und Schriftsteller, Verfasser der *Fédération de l'Europe* (1901); einige seiner Werke wurden von Alfred H. Fried aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt 15–16, 23

Oken, Lorenz (eig. Okenfuß, Bohlsbach bei Offenburg 1779 – Zürich 1851): Naturforscher, Naturphilosoph und vergleichender Anatom 33, 129

Ostwald, Wilhelm (russ. Ви́льгельм Фри́дрих О́ствальд, Riga, Gouvernement Livland 1853 – Leipzig 1932): Philosoph und Chemiker (1909 Nobelpreis für Chemie) 11–13, 15, 18

Paine, Thomas (eig. Pain, Thetford, England 1736 – New York 1809): politischer Intellektueller und einer der Gründerväter der Vereinigten Staaten von Amerika 20

Patti, Adelina (eig. Adela Juana Maria Patti, Madrid 1843 – Craig-y-Nos, Wales 1919): spanische Opernsängerin italienischer Abstammung; eine der größten Koloratursopranistinnen ihrer Zeit 115

Platon / Plato (428 / 427 – 348 / 347 v. Chr.) 6, 44, 137

Pötting-Persing, Hedwig Anna Maria Joachima von (Prag 1853 – Wien 1915): Schriftstellerin, Vereinsfunktionärin; Sekretärin und Freundin Bertha von Suttners; Vorstandsmitglied der von Suttner gegründeten Österreichischen Gesellschaft der Friedensfreunde 25

Puschkin, Alexander Sergejewitsch (russ. Александр Серге́евич Пу́шкин, Aleksandr Sergeevič Puškin, Moskau 1799 – Sankt Petersburg 1837): gilt als russischer Nationaldichter und Begründer der modernen russischen Literatur 67

Reich, Eduard (Sternberg / Šternberk, Mähren 1836 – Muiderberg, Niederlande 1919): Mediziner, Hygieniker, Naturwissenschaftler, Bibliothekar; vertrat eine neomalthusianische Anschauung und war der Phrenologie zugeneigt 98, 100, 102–103

Rousseau, Jean-Jacques (Genf 1712 – Ermenonville bei Paris 1778): Schriftsteller, Philosoph, Pädagoge, Naturforscher und Komponist der Aufklärung, Wegbereiter der Französischen Revolution 111, 113

Salter, William Mackintire (Burlington, Iowa 1853 – ? 1931): amerikanischer Philosoph und Kritiker Nietzsches; Lektor der Philosophie an der University of Chicago, Mitglied der Ethical Culture Society; unterzeichnete 1909 den Aufruf zur National

Negro Conference, die zur Gründung der National Association for the Advancement of Colored People führte 20

Šammuramat (auch Šammu-ramat oder Schamuramat, 9. Jhd. v. Chr.): assyrische Königin; soll das assyrische Reich regiert und militärisch verteidigt haben; eine Regentschaft oder Mitregentschaft gilt in der Forschung allerdings als umstritten; siehe auch Semiramis 69

Sand, George (eig. Amantine Aurore Lucile Dupin de Francueil, Paris 1804 – Nohant, Département Indre 1876): Schriftstellerin; setzte sich durch ihre Lebensweise und mit ihren Werken sowohl für feministische Ziele als auch dafür ein, dass alle Klassen an den gesellschaftlichen Gütern teilhaben sollten 97

Scherr, Johannes (Rechberg-Hinterweiler, heute zu Schwäbisch Gmünd 1817 – Zürich 1886): Anthologist, Literatur- und Kulturhistoriker, Übersetzer und Verfasser von Romanen und politischen Schriften 68

Schiller, Friedrich (Marbach am Neckar 1759 – Weimar 1805) 6, 95, 105, 142

Schumann, Robert (Zwickau 1810 – Endenich, heute zu Bonn 1856): Komponist der Romantik, Musikkritiker und Dirigent; Gründer der *Neuen Zeitschrift für Musik* 142–143

Schweppermann, Seyfried (Hillohe bei Lauterhofen, Bayern um 1257 – Deinschwang bei Lauterhofen, Bayern 1337): Feldhauptmann der Reichsstadt Nürnberg; nahm unter Ludwig dem Bayern, Herzog von Oberbayern, an mehreren Schlachten gegen den Habsburger Friedrich den Schönen, Herzog von Österreich, teil; soll sich in der Schlacht von Mühldorf 1322 durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet haben 71

Semiramis: mythologische Königin und Heldin; soll lt. Herodot (490 / 480 – 424 v. Chr.) ganz Asien regiert haben; mitunter mit Šammuramat identifiziert, doch gibt es, bis auf den Namen, zwischen den Legenden und dem historischen Leben und Wirken Šammuramats kaum einen Bezug; siehe auch Šammuramat 69

Sesostris I. (20. Jhd. v. Chr.): altägyptischer Pharao der 12. Dynastie; gilt als einer der bedeutendsten Herrscher des Mittleren Reiches und Altägyptens 68, 70

Shakespeare, William (Stratford-upon-Avon 1564 – Stratford-upon-Avon 1616) 6, 24, 51, 67, 133, 137

Simmel, Georg (Berlin 1858 – Straßburg 1918): Philosoph und Soziologe; Begründer der „formalen Soziologie“ und der Konfliktsoziologie 5, 15

Sîn-ahhe-eriba / Sanherib (etwa 745 – 680 v. Chr.): von 705 bis 680 v. Chr. assyrischer König 76

Sokrates (Alopeke bei Athen 469 v. Chr. – Athen 399 v. Chr.) 44

Sophokles (Kolonos 497 / 496 v. Chr. – Athen 406 / 405 v. Chr.) 133

Spohr, Louis (eig. Ludewig, Braunschweig 1784 – Cassel 1859): Komponist, Dirigent, Gesangspädagoge, Organisator von Musikfesten, Geiger; im 19. Jahrhundert

Geiger von internationalem Ruf; verfasste neben seinen zahlreichen musikalischen Werken auch musiktheoretische Arbeiten und eine Autobiographie 142

Staël, Anne Louise Germaine / Madame de (Paris 1766 – Paris 1817): Schriftstellerin; Vorläuferin der vergleichenden Literaturwissenschaft und der Literatursoziologie, da sie schon in ihrem Werk *De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales* (1800) deutlich die gesellschaftliche Bedingtheit der Literatur hervorhob 101

Stendhal (eig. Marie-Henri Beyle; Grenoble 1783 – Paris 1842): Schriftsteller, Militär, Journalist, Kritiker, Essayist und Politiker; zählt zu den frühen Vertretern des literarischen Realismus 7

Sterne, Carus (eig. Ernst Krause, Zielenzig / Sulęcin, Polen 1839 – Eberswalde, Brandenburg 1903): Biologe und Schriftsteller; bemühte sich in populärwissenschaftlichen Abhandlungen um die Verbreitung des Darwinismus 8, 24, 145

Strauß, David Friedrich (Ludwigsburg 1808 – Ludwigsburg 1874): Schriftsteller, Philosoph und Theologe; gilt durch seine Schrift *Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet* (2 Bände, Tübingen 1835 / 1836), die ungeheures Aufsehen erregte, als Begründer der historisch-kritischen Forschung über das Leben von Jesus von Nazareth 6, 23

Suttner, Arthur Gundaccar von (Wien 1850 – Schloss Harmannsdorf 1902): Schriftsteller; Ehemann Bertha von Suttners; Gründungsmitglied des *Vereins zur Abwehr des Antisemitismus* 7, 41, 83

Taine, Hippolyte (Vouziers, Département Ardennes 1828 – Paris 1893): Philosoph, Historiker und Kritiker; Begründer des literarhistorischen Positivismus und der Milieu-Theorie, nach welcher „race“ (gemeint ist damit die Ethnie), „milieu“ und „moment historique“ jedes soziale Phänomen prägen; wurde von Auguste Comte und John Stuart Mill beeinflusst 7, 33, 68, 130

Thomasius, Christian (Leipzig 1655 – Halle an der Saale 1728): Jurist und Philosoph; Wegbereiter der Frühaufklärung in Deutschland; trat für eine humane Strafordnung ein und trug wesentlich zur Abschaffung der Hexenprozesse und der Folter bei 147

Tizian (eig. Tiziano Vecellio, Pieve di Cadore bei Belluno, Republik Venedig um 1477 oder um 1490, wahrscheinlicher jedoch zwischen 1488 und 1490 – Venedig 1576) 72

Tolstoi, Lew Nikolajewitsch (russ. Лев Николаевич Толстóй, Lev Nikolaevič Tolstoj, Jasnaja Poljana bei Tula 1828 – Astapowo, heute Lew Tolstoi, in der Oblast Lipezk 1910): Schriftsteller, Philosoph, christlicher Anarchist und Pazifist 7

Tönnies, Ferdinand (bei Oldenswort, Nordfriesland 1855 – Kiel 1936): Soziologe, Nationalökonom und Philosoph; sein 1887 publiziertes Werk *Gemeinschaft und Gesellschaft* gilt als das erste explizit soziologische Werk in deutscher Sprache 5, 12, 15

Troll-Borostyáni, Irma von (Salzburg 1847 – Salzburg 1912): Schriftstellerin, Journalistin und Frauenrechtlerin; setzte sich für das Wahlrecht der Frauen, für Frauen- und Jugendbildung und gegen die Prostitution ein 101

Tschechow, Anton Pawlowitsch (russ. Антон Павлович Чехов, Anton Pavlovič Čechov, Taganrog 1860 – Badenweiler 1904): Arzt, Schriftsteller, Novellist, Dramatiker 7

Tukultī-Ninurta I. / Touklat-Adar I. (13. Jhd. v. Chr.): assyrischer König der mittelassyrischen Zeit 76

Tukultī-Ninurta II. / Touklat-Adar II. (9. Jhd. v. Chr.): assyrischer König von etwa 890–884 v. Chr. 75

Tylor, Sir Edward (London 1832 – Wellington, Somerset 1917): Anthropologe; gilt mit seinem einflussreichsten Werk *Primitive Culture* (1871) als Begründer der Sozialanthropologie 68

Vergil (eig. Publius Vergilius Maro, bei Mantua 70 v. Chr. – Brindisi 19 v. Chr.) 133

Virchow, Rudolf (Schivelbein, Pommern 1821 – Berlin 1902): Arzt, Archäologe und Politiker; Vertreter einer naturwissenschaftlichen und sozial orientierten Medizin; setzte sich für die medizinische Grundversorgung der Bevölkerung ein 23

Vogt, Carl (Gießen 1817 – Plainpalais, heute zu Genf 1895): Naturwissenschaftler und demokratischer Politiker; trat entschieden für Darwins Evolutionstheorie ein 9

Vogüé, Eugène-Melchior de (Nizza 1848 – Paris 1910): Diplomat und Literat; Mitglied der Académie française; schrieb regelmäßig für die *Revue des Deux Mondes* 73

Wagner, Richard (Leipzig 1813 – Venedig 1883): Komponist, Dichter, Schriftsteller, Theaterregisseur und Dirigent; Opern-Reformator 23, 140–141

Wedekind, Frank (eig. Benjamin Franklin W., Hannover 1864 – München 1918): Schriftsteller, Dramatiker und Schauspieler 14

Whewell, William (Lancaster 1794 – Cambridge 1866): Philosoph, Mathematiker, Theologe und Wissenschaftshistoriker 7

Wille, Bruno (Magdeburg 1860 – Schloss Senftenau in Aeschach, heute zu Lindau 1928): Prediger, Journalist, Philosoph und Schriftsteller; Mitglied des Berliner Naturalistenvereins und Wegbereiter des Friedenshagener Dichterkreises; war im Vorstand des Deutschen Freidenkerbundes und Redakteur der anarchistischen Zeitschrift *Der Sozialist*; vertrat als Philosoph eine „Philosophie der Befreiung" und berief sich u. a. auf den Buddhismus 22–23

Wolter, Charlotte (verh. Gräfin O'Sullivan-Wolter, Köln 1834 – Wien-Hietzing 1897): Schauspielerin; gilt als berühmteste Tragödin des 19. Jahrhunderts im deutschen Sprachraum; der nach ihr benannte „Wolterschrei" ging in die Theatergeschichte ein 115

Ziel, Ernst (Rostock 1841 – Berlin 1921): Schriftsteller und Publizist; Redakteur der Familienzeitschrift *Die Gartenlaube*, in der auch Suttner einige ihrer Romane publizierte 136

Bertha von Suttner. Internationale Bibliographie der Sekundärliteratur

Von Beatrix Müller-Kampel

Stand: Juni 2017. – Nicht aufgenommen wurden Rezensionen, Zeitungsartikel, Romanbiographien, Dramatisierungen von Leben und Romanen, Filmbiographien, Filmdokumentationen, einzelne Kapitel in übergreifenden Publikationen zum Nobelpreis, (Foto-)Portraits.

100 Jahre *Die Waffen nieder!* Bertha von Suttner. Dokumentation. Herausgegeben von der Deutschen Friedensgesellschaft und dem Bildungswerk NRW. Redaktion: Heike Lischewski. Dortmund: DFG-VK [1989].

Abrams, Irwin: Bertha von Suttner (1843–1914). Bibliographical Notes. In: Peace & Change. A Journal of Peace Research 16 (1991), Nr. 1, S. 64–73.

Abrams, Irwin: Bertha von Suttner and the Nobel Peace Prize. In: Joumal of Central European Affairs 22 (1962), Nr. 3, S. 286–307.

Abrams, Irwin: Bertha von Suttner and the Nobel Prize. (Bertha von Suttner und der Nobelpreis.) In: Friede, Fortschritt, Frauen. Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf (2007), s. d., S. 29–36.

— Unter dem Titel „Chère Baronne et Amie …“ Briefe von Alfred Nobel und Bertha von Suttner. In: *Die Waffen nieder! – Bas les armes – Lay down your arms*. 1843–1993 (1993), s. d., S. 9–13.

Ackerl, Isabella: Bertha von Suttner: *Lay down your arms!* In: Austria Today. Quarterly Review of Trends and Events (1993), S. 48–50.

Ackerl, Isabella: Vor 150 Jahren wurde die österreichische Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner (1843–1914) geboren. Wien: Bundespressedienst 1993.

Andrean, Linda: Bertha Felicie Sophie von Suttner (1843–1914). Auf: The Bertha von Suttner Project. Herausgegeben von Candice Alihusain und Hope Elizabeth May. 2012–. / Abt. Papers: http://www.berthavonsuttner.com/Papers/andrean.pdf [2017-07-24].

Andreotti, Flavia: Der triviale Gesellschaftsroman im 19. Jahrhundert. Form und Funktion am Beispiel von Bertha von Suttners Roman *Die Waffen nieder!* St. Gallen, Kantonsschule am Burggraben, Maturaarbeit 2005.

Annerl, Charlotte: Bertha von Suttner und die These einer natürlichen weiblichen Friedfertigkeit. (Bertha von Suttner and the Theory of a Natural Female Placidity.) In: Friede, Fortschritt, Frauen. Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf (2007), s. d., S. 131–142.

Anonym (Editorial Comment): The Baroness Bertha von Suttner (1843–1914). In: American Journal of International Law 8 (1914), S. 613–614.

Anonym: Bertha von Suttner und ihr Roman *Die Waffen nieder!* Ausstellungskatalog. Mörfelden-Walldorf: [o. V.] 1993.

Beatrix Müller-Kampel: Bertha von Suttner. Internationale Bibliographie der Sekundärliteratur. In: LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 10 (2017), Sonderband 4: Bertha von Suttner als Soziologin. Hrsg. von Eveline Thalmann, S. 167–194: http://lithes.uni-graz.at/lithes/17_sonderbd_4.html
DOI: 10.25364/07.10:2017.SB4.11

CC BY NC ND

Bátorová, Mária: Bojovníci pod bielou zástavou. Bertha von Suttnerová a slovenskí tolstojovci v Hornom Uhorsku. [Die Kämpfer unter der weißen Fahne. Bertha von Suttner und die slowakischen Tolstoi-Anhänger in Oberungarn.] In: Esteticko-antropologická koncepcia literatúry a Prof. PhDr. Andrej Červeňák, DrSc. Nitra / Nyitra / Neutra: Filozofická fakulta Univerzity Konštantína Filozofa v Nitre 2008, S. 124–132.

— In: Slovenské pohľady 4 (2010), Nr. 3, S. 60–65.

Belentschikow, Valentin: Bertha von Suttner in Russland. In: Literatur und Kritik (1976), Nr. 103, S. 140–152.

Belentschikow, Valentin: Bertha von Suttner und Lev N. Tolstoj. In: Zeitschrift für Slawistik 28 (1983), S. 284–301.

Belentschikow, Valentin: Bertha von Suttner und Russland. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang 2012. (= Vergleichende Studien zu den slavischen Sprachen und Literaturen. 15.) (Überarbeitete und ergänzte Fassung von: Leningrad, Staatliche Univ., Diss. 1974.)

Belentschikow, Valentin: Krieg ohne Glorie. Über die Beziehungen zwischen W. W. Wereschtschagin und Bertha von Suttner. In: Bildende Kunst und Architektur. Katalog. Teil 8. Herausgegeben vom Verband Bildender Künstler der Deutschen Demokratischen Republik. Bearbeitung: Ruth Pape. Berlin: Verband Bildender Künstler 1981, S. 314–316.

Benz, Wolfgang: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder*. In: Krieg beginnt in den Köpfen. Literatur und politisches Bewusstsein. Herausgegeben von Carl-Heinrich Bösling, Lioba Meyer, Angelika Schlößer und Thomas F. Schneider. Osnabrück: Universitätsverlag 2011. (= Erich Maria Remarque Jahrbuch – Yearbook. XXI [2011].) S. 11–17.

Berghold, Josef: Männerfantasien über eine selbstbewusste Frau. Bertha von Suttner in den Illustrationen satirischer Zeitschriften. In: „Gerade weil Sie eine Frau sind …“ (2005), s. d., S. 195–226.

Bernstorff, Madelaine: Ein Film für die Neue Zeit? Ned med Vaabnene! / Die Waffen nieder! In: Suttner im KonText, s. d., S. 121–134.

Berta Suttnerová – Život pro mír. Sborník příspěvků z odborného kolokvia k 100. výročí udělení Nobelovy ceny míru Bertě Suttnerové. [Ergebnisse der Fachtagung zum 100. Jahrestag des Friedensnobelpreises für Bertha von Suttner.] Herausgegeben von Eduard Šimek. Prag: Pedagogické muzeum J. A. Komenského v Praze 2007.

Bertha von Suttner. Ausstellung in der Bertha-von-Suttner-Schule anläßlich des 75jährigen Schuljubiläums vom 4. bis 11. Juni 1983. [Berlin]: Bertha-von-Suttner-Schule 1983.

Bertha von Suttner, der Frauenweltbund und der Krieg. [Innentitel.] Ultima Ratio Regis. Frau von Suttner, der Frauenweltbund und der Krieg. [Umschlagtitel.] Berlin: Voss 1905.

Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder!* [Aufsatzsammlung.] Herausgegeben von Johann Georg Lughofer. Wien; St. Wolfgang: Ed. Art Science 2010. (= Im Prisma. Eine interdisziplinäre Schriftenreihe. 2.)

Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder!* Reden und Schriften zur Gedenkfeier anlässlich des 100. Jahrestages der Verleihung des Friedensnobelpreises am 4. November 2005 im Rathaus Gotha. [Herausgegeben von der Thüringer Friedenskoordination; Aktionskreis für Frieden e. V. Erfurt. Ute Hinkeldein.] Erfurt: [o. V.] 2006.

Bertha von Suttner. Festschrift zum 150. Geburtstag am 9. Juni 1993. Herausgegeben von der Bertha-von-Suttner-Oberschule in Berlin-Reinickendorf. Redaktion und inhaltliche Gestaltung: Lutz Zimmermann. Berlin-Reinickendorf: Bertha-von-Suttner-Oberschule 1993.

Bertha von Suttner mit Georgiern und in Georgien. Materialien der wissenschaftlichen Konferenz vom 12. Oktober 1999 an der Staatlichen Ilia Tschavtschavadze Universität für Sprache und Kultur. Tbilissi: „Sprache und Kultur“ 2001.

Bertha von Suttner. Herausgegeben vom European Economic and Social Committee. Brüssel: European Economic and Social Committee 2006.

Bertha von Suttner und die Anfänge der österreichischen Friedensbewegung. Katalog der Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien und der Österreichischen Friedensgesellschaft (Sektion Bertha v. Suttner-Frauengemeinde und Sektion „Österreich“ der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit). Bearbeiter der Ausstellung und des Kataloges: Hubert Kaut. Wien: Ueberreuter 1950.

Bertha von Suttner. „Vorkämpferin des Friedens“. 1843–1914. [Herausgegeben vom Hauptsachgebiet Kultur- und Volkstumspflege, Sudetendeutsche Landsmannschaft.] München: Sudetendeutsche Landsmannschaft [um 1974]. (= Arbeitsbrief der Sudetendeutschen Landsmannschaft.)

Biedermann, Edelgard: „Cher monsieur et ami“. Der Briefwechsel zwischen Bertha von Suttner und Alfred Nobel 1883–1896. In: sozusagen. Eine Festschrift für Helmut Müssner. Herausgegeben von E. B. Stockholm: Germanistisches Institut 1996. (= Schriften des germanistischen Instituts, Universität Stockholm. 23.) S. 41–64.

Biedermann, Edelgard: „Eine Genossin des leibhaftigen Gottseibeiuns?“ Zu Bertha von Suttners Briefwechsel mit Irma von Troll-Borostyáni, 1886–1890. In: Österreichische Sprache, Literatur und Gesellschaft. Symposium zu Fragen des Akademischen Sprachunterrichts, Hochschule Skövde, Schweden 1998. Herausgegeben von Kurt Bäckström. Münster: Nodus 2000. (= Universitet [Skövde]: Acta Universitatis Skodvensis / Series linguistica. 2.) S. 139–151.

— In: Österreich in Geschichte und Literatur (mit Geographie) 45 (2001), S. 134–152.

Biedermann, Edelgard: Erzählen als Kriegskunst: *Die Waffen nieder!* von Bertha von Suttner. Studien zu Umfeld und Erzählstrukturen des Textes. Stockholm: Almqvist och Wiksell International 1995. (= Acta Universitatis Stockholmiensis. Stockholmer Germanistische Forschungen. 50.) Zugleich Stockholm, Univ., Diss. 1995.

Biedermann, Edelgard: Nicht nur *Die Waffen nieder!* Bertha von Suttner. In: Deutschsprachige Schriftstellerinnen des Fin de siècle. Herausgegeben von Karin Tebben. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1999, S. 313–329.

— Sonderausgabe. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2015.

Biedermann, Edelgard: Préface. Introduction. In: „Chère baronne et amie" – „cher monsieur et ami". Correspondance entre Alfred Nobel et Bertha von Suttner. Herausgegeben und eingeleitet von E. B. Aus dem Deutschen von Claudine Layre und aus dem Englischen von Annpôl Kassis. [Levallois-Perret:] Turquoise 2015, S. 9–100.

Biedermann, Edelgard: „Un legs considerable à l'œuvre de la Paix". Bertha von Suttner und Alfred Nobels Friedenspreis. In: Beiträge zur 4. Arbeitstagung schwedischer Germanisten, 3.–4. Mai 2001 in Stockholm. Herausgegeben von E. B. Stockholm: Germanistisches Institut 2002. (= Text im Kontext. 4.) S. 1–12.

Biedermann, Edelgard: Vorwort. Einführung. In: „Chère Baronne et Amie" – „Chèr Monsieur et ami [!]". Der Briefwechsel zwischen Alfred Nobel und Bertha von Suttner. Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von E. B. Hildesheim; Zürich; New York: Olms 2001, S. 9–74.

Binder, Ewald; Massiczek, Albert: Die Zukunft gehört der Güte. Bertha von Suttner in ihren Schriften. Wien: Sensen-Verlag 1966.

Birkhan, Ingvild: Das entscheidende Werk: *Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte*. (The Decisive Work: *Lay Down Arms! A Life Story*.) In: Friede, Fortschritt, Frauen. Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf (2007), s. d., S. 71–80.

Blitz, Eveline (Text); Nita Veeren (Illustrationen): Bertha von Suttner. An der Wiege des Weltfriedens. [Den Haag:] Bibliothek des Friedenspalastes [2014].

— Bertha von Suttner. At The Cradle Of World Peace. (Aus dem Deutschen von Marjolein van Zuylen.) [Den Haag:] Peace Palace Library [2014].

— Vorher in: Den Haag Centraal vom 5. Juli bis 23. August 2013.

Bock, Helmut: Bertha von Suttner, Kämpferin gegen Weltkriegsgefahr. In: Einheit. Zeitschrift für Theorie und Praxis des wissenschaftlichen Sozialismus 44 (1989), S. 747–752.

Bock, Helmut: *Die Waffen nieder!* Bertha von Suttner und Alfred Nobel. In: Krieg und Frieden in der Literatur. Zu Zeugnissen aus Literatur und Publizistik der letzten drei Jahrhunderte. Kolloquium anlässlich des Beginns des Zweiten Weltkrieges vor 70 Jahren. [Herausgegeben von „Helle Panke" – Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin.] Berlin: Helle Panke 2009. (= Pankower Vorträge. 137.) S. 27–37.

Bock, Helmut: Schreiben gegen die Katastrophe. Bertha von Suttner. In: Brüche und Umbrüche. Frauen, Literatur und soziale Bewegungen. Herausgegeben von Margrid Bircken, Marianne Lüdecke und Helmut Peitsch. Potsdam: Univ.-Verl. 2010, S. 89–121.

Bock, Sigrid: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder!* Vom Roman zur organisierten Friedensarbeit. In: Die Waffen nieder! Schriftsteller in den Friedensbewegungen

des 20. Jahrhunderts. Eingeleitet und herausgegeben von S. B. Berlin: Akademie-Verlag 1989, S. 31–43.

Bock, Sigrid: Ein Roman gibt Anlaß, sich politisch zu organisieren. Vom Zusammenhang zwischen literarischer Arbeit und organisierter Friedensarbeit. In: Weimarer Beiträge 33 (1987), S. 1313–1326.

Boos, Carla: Bertha's oorlog voor de vrede. In: Historisch Nieuwsblad. Maandblad voor Geschiedenis (2013), Nr. 12, S. 38–45.

Bosinski, Hannelore: Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva), Elisabeth von Österreich, Bertha von Suttner. Berührungspunkte bedeutender Frauen an der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Neuwied: Landkreis Neuwied 2011.

Braker, Regina Berrit: Bertha von Suttner's *Die Waffen nieder*. Moral Literature in the Tradition of Harriet Beecher Stowe's *Uncle Tom's Cabin*. Columbus, Ohio: Ohio State Univ., Diss. 1991.

Braker, Regina: Bertha von Suttner as Author. In: Peace & Change. A Journal of Peace Research 16 (1991), Nr. 1, S. 74–96.

Braker, Regina: Bertha von Suttner on the Dreyfus Affair. A Pacifist Commentary. In: Selecta. Journal of the Pacific Northwest Council on Foreign Languages 17 (1996), S. 29–32.

Braker, Regina: Bertha von Suttner, Helene Stöcker, Anita Augspurg and Lida Gustava Heymann. Pacifism or Feminist Pacifism? In: Frauen. MitSprechen, MitSchreiben. Beiträge zur literatur- und sprachwissenschaftlichen Frauenforschung. Herausgegeben von Marianne Henn und Britta Hufeisen. Stuttgart: Heinz 1997. (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik. 349.) S. 425–440.

Braker, Regina: Bertha von Suttner's Spiritual Daughters. The Feminist Pacifism of Anita Augspurg, Lida Gustava Heymann, and Helene Stöcker at the International Congress of Women at The Hague, 1915. In: Women's Studies International Forum 18 (1995), Nr. 2, S. 103–111.

Braker, Regina: Der lange Weg zur „Absicht des Erblassers" Alfred Nobel. Die Verleihung des Friedensnobelpreises an Bertha von Suttner im Jahr 1905. In: „Gerade weil Sie eine Frau sind …" (2005), s. d., S. 95–124.

Braker, Regina: *Lay Down Your Arms! – Uncle Tom's Cabin*. A Tolstoian Comparison. (*Die Waffen nieder! – Onkel Toms Hütte*. Ein Tolstoianischer Vergleich.) In: Friede, Fortschritt, Frauen. Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf (2007), s. d., S. 81–94.

Braker, Regina: Weapons of Women Writers. Bertha von Suttner's *Die Waffen nieder!* as Political Literature in the Tradition of Harriet Beecher Stowe's *Uncle Tom's Cabin*. New York [u. a.]: Lang 1995. (= Austrian Culture. 16.)

Bredendiek, Walter: Stimme der Vernunft und Menschlichkeit. In: Internationales Institut für den Frieden. Vermächtnis und Mahnung zum 50. Todestag Bertha von Suttners. [Für den Inhalt verantwortlich: Leopold Schaffer.] Wien: Internationales Institut für den Frieden 1964, S. 13–44.

Breycha-Vauthier, Arthur Carl de: Dokumente um ein Leben. Die „Bertha-von-Suttner-Sammlung“ der Vereinten Nationen. In: Festschrift des Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Teil I. Herausgegeben von Leo Santifaller. Wien: [o. V.] 1949. (= Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs. Ergänzungsbände. 2.) S. 9–12.

Briatte-Peters, Anne-Laure: „Il ne sera donné qu'aux générations futures d'apprécier son action à sa juste valeur“. La réception de Bertha von Suttner par les mouvements féministes allemands. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 93–107.

Bring, Ove: Bertha von Suttner and International Law. The Development of the Ius contra Bellum. In: Report on the Symposium on the Occasion of the 100th Anniversary of the Nobel Peace Prize Award to Bertha von Suttner, s. d., S. 21–26.

Brinker-Gabler, Gisela: Einleitung. In: Kämpferin für den Frieden. Bertha von Suttner: Lebenserinnerungen, Briefe und Schriften. Eine Auswahl. Herausgegeben und eingeleitet von G. B.-G. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch-Verlag 1982. (= Fischer Taschenbuch. 2053. = Die Frau in der Gesellschaft. Texte und Lebensgeschichten.) S. 11–36.

— 11.–12. Tsd. Ebenda 1986.

Brinker-Gabler, Gisela: „Wir leben im Rüstungskrieg“. Bertha von Suttner und die Anfänge der Friedensbewegung. In: Frauen & Wissenschaft. Ringvorlesung. Dokumentation der Vorträge aus dem Wintersemester 1982 / 83. Herausgegeben von der Universität Köln / Allgemeiner Studentenausschuss / Frauenreferat / Frauenforschungsgruppe. Köln: Frauenforschungsgruppe des ASTA-Frauenreferats der Universität zu Köln 1983, S. 146–159.

Brummer, Therese: To Kvindeportraiter. [Zwei Frauenporträts.] I: George Eliot. II: Bertha von Suttner. Kopenhagen: Hostrup Schultz 1895.

Budde, Gunilla: „Kein Blaustrumpf – Gott bewahre!“ Oder: Warum Bertha von Suttner es den Frauen nicht leicht macht. In: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder!* (Aufsatzsammlung 2010), s. d., S. 99–113.

Bugnion-Secretan, Perle: Bertha von Suttner, une pionnière du pacifisme. In: Femmes Suisses et le Mouvement féministe. Organe officiel des informations de l'Alliance de Sociétés Féminines Suisses Bd. 71 (1983), Nr. [10], [o. S.].

Burns, Barbara: Bertha von Suttner's *Die Waffen nieder!* The Roots and Reception of a Pacifist Manifesto. In: Fontane and Cultural Mediation. Translation and Reception in Nineteenth-Century German Literature. Essays in Honour of Helen Chambers. Herausgegeben von Ritchie Robertson und Michael White. Cambridge: Legenda 2015. (= Germanic Literatures. 8.) S. 158–169.

Clemens, Gabriele: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder*. In: Wider den Krieg. Große Pazifisten von Immanuel Kant bis Heinrich Böll. Herausgegeben von Christiane Rajewsky und Dieter Riesenberger. München: Beck 1987. (= Beck'sche Reihe. 322.) S. 47–52.

Cohen, Laurie R.: Across a Feminist-Pacifist Divide. Baroness Bertha von Suttner's Tour of the United States in 1912. In: Gender & 1968. Herausgegeben von Ingrid

Bauer und Hana Havelková. Köln; Wien: Böhlau 2009. (= L'homme. European Review of Feminist History 20 [2009]. 2.) S. 85–104.

Cohen, Laurie R.: Aussteiger. Arthur und Bertha von Suttners entscheidende Jahre im russischen Kaukasus, 1876–1885. In: „Gerade weil Sie eine Frau sind …" (2005), s. d., S. 15–54.

Cohen, Laurie R.: Bertha von Suttners und Rosa Mayreders konsequenter moralischer Widerstand gegen den Krieg. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv (Innsbruck) 33 (2014), S. 39–50.

Cohen, Laurie R.: Einleitung. Bertha von Suttner. Schlaglichter auf ihr Leben und Fortwirken. In: „Gerade weil Sie eine Frau sind …" (2005), s. d., S. 1–10.

Cohen, Laurie R.: „Fighting for Peace amid Paralyzed Popular Opinion". Bertha von Suttner's and Rosa Mayreder's Pacifist-Feminist Insights on Gender, War and Peace. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing 2016.

Cohen, Laurie R.: „Jedem die Hälfte vom Unrecht gebührt, der es zu hindern die Hand nicht rührt!" Bertha von Suttners Engagement in der Friedens- und Frauenbewegung. In: Suttner im KonText, s. d., S. 185–194.

Cohen, Laurie R.: Seite an Seite, gegen den Strom. Die frühen Jahre der österreichischen Friedensbewegung und der Vereinigung gegen Judendiskriminierung. In: „Gerade weil Sie eine Frau sind …" (2005), s. d., S. 55–94.

Cohen, Laurie: Looking in from the Outside: Bertha and Arthur von Suttner in the Caucasus, 1876–1885. In: Ab Imperio. Studies of New Imperial History and Nationalism in the Post-Soviet Space (2005), Nr. 3, S. 257–284.

Cooper, Sandi E.: Bertha von Suttner's Daughters: Pacifist Sisterhood. Bertha von Suttner's „Sisters in Arms": Feminists' Pacifist Visions of a World at Peace. (Die Töchter der Bertha von Suttner: Pazifistische Schwesterlichkeit.) In: Friede, Fortschritt, Frauen. Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf (2007), s. d., S. 143–154.

Dacrema, Nicoletta: Aspetti del pacifismo tedesco intorno a Bertha von Suttner. In: Il Confronto Letterario. Quaderni di letterature straniere moderne e comparate dell'Università di Pavia 8 (1991), Nr. 15, S. 157–161.

Dániel, Anna: A világ szinpadán. Bertha von Suttner élete. Budapest: Kossuth 1982. (= Nök a történelemben.)

Demel, Julie Anne: Bertha von Suttner und die österreichisch-französischen Beziehungen. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 227–239.

Dengg, Hannelore: Bertha von Suttner und ihr publizistischer Beitrag zur Geschichte der Österreichischen Friedensbewegung. Wien, Univ., Diss. 1983. [Masch.]

Denska, Marketa: Le public et la presse en face du travail pour la paix de Bertha von Suttner. (Classement d'une collection de manuscrits de la Bibliothèque des Nations Unies.) [Genf: o. V.] 1950.

Deutsche Stiftung Friedensforschung. 2001 bis 2006. 100 Jahre Friedensnobelpreis: Bertha von Suttner. Osnabrück: DSF 2006. (= Deutsche Stiftung Friedensforschung. Forum. 3.)

Donath, Adolf: Bertha von Suttner und die ‚kleine Form'. In: Germanica Wratislaviensia 20 / Acta Universitatis Wratislaviensis Bd. 221 (1974), S. 83–95.

Donath, Adolf: Bertha von Suttner und die Polen. In: Lenau-Forum. Vierteljahresschrift für vergleichende Literaturforschung 3 (1971), S. 79–96.

Dujin, Nicolas: Bertha von Suttner et la génération pacifiste avant 1914. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 197–211.

Dungen, Peter van den: The Political Engagement of Bertha von Suttner. (Das politische Wirken der Bertha von Suttner.) In: Friede, Fortschritt, Frauen. Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf (2007), s. d., S. 95–106.

Dungen, Peter van den: Towards a Bertha von Suttner Peace Museum in Vienna (1914–2014). In: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder!* (Aufsatzsammlung 2010), s. d., S. 211–237.

Enichlmair, Maria: Abenteurerin Bertha von Suttner. Die unbekannten Georgien-Jahre 1876 bis 1885. Maria Enzersdorf: Roesner 2005.

— In: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder!* (Aufsatzsammlung 2010), s. d., S. 11–35.

Enichlmair, Maria: Bertha von Suttner im Kaukasus. Eine ethnografische Bewertung von Werk und Nachlass der österreichischen Nobelpreisträgerin. Wien, Univ., Diss. 2001.

Enichlmair, Maria: Evolution – Fortschritt – Edelmensch. Bertha von Suttners Annäherung an den Pazifismus. (Evolution – Progress – Noble Man. Bertha von Suttner's Approach to Pacifism.) In: Friede, Fortschritt, Frauen. Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf (2007), s. d., S. 65–70.

Estelrich, Pilar: Die Rezeption von *Die Waffen nieder!* der Bertha von Suttner in Spanien. Eine Annäherung. In: Österreich, Spanien und die europäische Einheit. / Austria, España y la unidad europea. Herausgegeben von Paul Danler. Innsbruck: IUP, Innsbruck Univ. Press 2007, S. 237–258.

Estournelles de Constant, Paul Henri Benjamin Bastuat d': Bertha von Suttner. In: Die Friedens-Warte. Zeitschrift für zwischenstaatliche Organisation 16 (1914), S. 254–255.

Eulenberg, Herbert: Für Bertha von Suttner. Die Friedens-Warte. Zeitschrift für zwischenstaatliche Organisation 16 (1914), Nr. 7: Bertha von Suttner Gedenk-Nummer, S. 241.

Eyffinger, Arthur: „The stars of eternal truth and right". Bertha von Suttner's Campaigning for Peace, Social Justice, and Womanhood. Oisterwijk, NL: Wolf 2013.

Faßbinder, Klara Marie: Bertha von Suttner. In: Die Grossen der Weltgeschichte. Bd. 8: Darwin bis Nietzsche. Herausgegeben von Kurt Fassmann. Zürich: Kindler 1977, S. 786–801.

Faßbinder, Klara Marie: Bertha von Suttner und ihre Töchter. Ein Versuch. Das Leben der Friedensnobelpreisträgerin und ihr großes Ziel. Die Frauenbewegung in Deutschland und der Friedensgedanke. Die Friedensarbeit der deutschen Frau in unserer Zeit. Gelsenkirchen: Westdeutsche Frauenfriedensbewegung [um 1964].

Frankenberger, Stefan: Der unbekannte Soldat. Zum Andenken an Bertha von Suttner. Konzept und Musik von Stefan Frankenberger. Wien: MONO [2014].

Freytag, Carl, s. Jennifer Tharr

Fried, Alfred H.: Bertha von Suttner. Charlottenburg: Virgil-Verlag [1908]. (= Persönlichkeiten. Illustrierte Essays über führende Geister unserer Tage. 14.)

Fried, Alfred H.: Generalleutnant v[on] Pelet-Narbonne und Bertha von Suttner. In: Die Friedens-Warte. Zeitschrift für internationale Verständigung 9 (1907), Nr. 6, S. 104–105.

Fried, Alfred H.: Persönliches von Bertha von Suttner. In: Die Friedens-Warte. Zeitschrift für zwischenstaatliche Organisation 16 (1914), Nr. 7: Bertha von Suttner Gedenk-Nummer, S. 246–248.

Friede, Fortschritt, Frauen. Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf. Herausgegeben vom Internationalen Bertha-von-Suttner-Verein. Wien [u. a.]: LIT 2007. (= Austria. Forschung und Wissenschaft: Philosophie. 7.)

Frieling, Simone: Alfred Nobel. Der erfolgreiche Erfinder des Dynamits, der gescheiterte Dichter und seine vergebliche Liebe zur Pazifistin Bertha von Suttner. Auf: literaturkritik.de. rezensionsforum (2015), Nr. 1 (Januar): http://literaturkritik.de/id/20143 und http://literaturkritik.de/public/druckfassung_rez.php?rez_id=20143 (Druckversion) [beide 2017-07-24].

„Gerade weil Sie eine Frau sind …“. Erkundungen über Bertha von Suttner, die unbekannte Friedensnobelpreisträgerin. Herausgegeben von Laurie R. Cohen. Wien: Braumüller 2005.

Glosíková, Viera: Suttners Verhältnis zu den Tschechen aufgrund ihrer Memoiren. In: Suttner im KonText, s. d., S. 159–170.

Götz, Christian: Die Rebellin Bertha von Suttner. Botschaften für unsere Zeit. Elsdorf: Klein und Blechinger 1996. (= KBV Sachbuch.)

Gregor-Dellin, Martin: Bertha von Suttner. Aus Menschenliebe gegen den Krieg. In: Der Friedensnobelpreis von 1901 bis heute. [Herausgegeben von Michael Neumann.] Zug: Pacis 1988, S. 30–93.

Grossi, Verdiana: „She made of her life an opinion: her opinion made her life“. The Origins of Bertha von Suttner's *Die Waffen nieder!* Through Her Peregrinations. (Die Ursprünge von Bertha von Suttners *Die Waffen nieder!* anhand ihrer Reisen.)

In: Friede, Fortschritt, Frauen. Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf (2007), s. d., S. 155–168.

Grossmaier-Forsthuber, Christa: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder*. Die Geschichte einer Frau und ihres Romans. Salzburg, Paris Lodron Univ., Diss. 1991.

Gürtler, Christa: Bertha von Suttner. Frauenfrage und Pazifismus. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 77–91.

Gürtler, Christa; Schmid-Bortenschlager, Sigrid: Eigensinn und Widerstand. Schriftstellerinnen der Habsburgermonarchie. Wien: Ueberreuter 1998, S. 93–102.

Haaf, Fanny: Vortrag über *Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte* von Bertha v. Suttner, gehalten in Bern im kleinen Museumssaale den 29. April [1892]. St. Gallen: Wirth 1892.

Haedrich, Martina: Frauen im Völkerrecht. Von Bertha von Suttner bis zur Gegenwart. In: Gender und Internationales Recht. Herausgegeben von Andreas Zimmermann und Thomas Giegerich unter Mitwirkung von Ursula E. Heinz. Berlin: Duncker & Humblot 2007. (= Veröffentlichungen des Walther-Schücking-Instituts für Internationales Recht an der Universität Kiel. 166.) S. 11–29.

Hamann, brigitte: Bertha von Suttner and Alfred Hermann Fried. In: The Nobel Peace Prize and the Laureates. The Meaning and Acceptance of the Nobel Peace Prize in the Prize Winners' Countries. Herausgegeben von Karl Holl und Anne C. Kjelliung. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang 1994, S. 83–93.

Hamann, Brigitte: Bertha von Suttner and the Women's Question – Women and Peace. In: Bertha von Suttner (European Economic and Social Committee 2006), s. d., S. 27–34.

Hamann, Brigitte: Bertha von Suttner. A Life for Peace. (Bertha von Suttner. Ein Leben für den Frieden, englisch. Aus dem Deutschen von Ann Dubsky.) Syracuse, NY: Syracuse Univ. Press 1996. (= Syracuse Studies on Peace and Conflict Resolution.)

— Ebenda 2002.

Hamann, Brigitte: Bertha von Suttner. Ein Leben für den Frieden. München; Zürich: Piper 1986.

— 2. Aufl. 17.–21. Tsd. München; Zürich: Piper 1987.

— Zürich: Buchclub Ex Libris 1988.

— Neuausgabe. 3. Aufl. 22.–29. Tsd. (1.–8. Tsd. dieser Ausg.) München: Piper 1991. (= Serie Piper. 922.)

— Unveränderte Taschenbuchausgabe. 2. Aufl. Ebenda 1996.

— Ungekürzte Taschenbuchausgabe. Ebenda 2002. (= Serie Piper. 3784.) (Früher als: Serie Piper. 922.)

— 3. Aufl. Ebenda 2006.

— 4. Aufl. Ebenda 2009.

— Ebenda 2015.

Hamann, Brigitte: Bertha von Suttner. Kämpferin für den Frieden. Vollständig überarbeitete und neu bebilderte Ausgabe. Bildauswahl und Redaktion von Georg Hamann. Wien: Brandstätter 2013. Online-Ausgabe Wiesbaden: Divibib 2013.

— Ungekürzte Taschenbuchausgabe. München; Zürich: Piper 2015.

Hamann, Brigitte: Bertha von Suttner. Une vie pour la paix. Biographie. (Bertha von Suttner. Ein Leben für den Frieden, französisch. Aus dem Deutschen von Jean-Paul Vienne.) [Levallois-Perret (Hauts-de-Seine):] Turquoise [2015].

Hamann, Brigitte: Bertha von Suttner. Život pro mír. (Bertha von Suttner. Ein Leben für den Frieden, tschechisch. Aus dem Deutschen von Alena Bláhová.) Prag: One Women Press; Gender Studies 2006.

Hamann, brigitte: „Femininity is not identical with pacifism". In: Bertha von Suttner, Advocate for Peace. Genf: United Nations Office 1993, S. 6–8.

Hamann, Brigitte: Heiwa no tameni sasageta shōgai. Beruta fon Zuttonā den. (Bertha von Suttner. Ein Leben für den Frieden, japanisch / Han, Hiragana und Katakana. Aus dem Deutschen von Itoigawa Osamu, Nakamura Mitsuo und Minami Morio yaku.) Tokyo: Akashi Shoten 2016. (= Sekai jinken mondai sōsho. 96.)

Hamann, Brigitte: Some Remarks on Suttner's Hard Struggle for Peace. In: Report on the Symposium on the Occasion of the 100th Anniversary of the Nobel Peace Prize Award to Bertha von Suttner, s. d., S. 10–15.

Hamann, Brigitte: „Weibliches Wesen ist nicht identisch mit Pazifismus". Bertha von Suttner, die Mahnerin für den Frieden. In: Die Frau im Korsett. Wiener Frauenalltag zwischen Klischee und Wirklichkeit 1848–1920. Katalog zur Ausstellung Wien, Hermesvilla, Lainzer Tiergarten, 14. April 1984 – 10. Februar 1985. Ausstellungskatalog: Tino Erben. Wien: Eigenverl. der Museen d. Stadt Wien 1985. (= Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. 88.) S. 91–93.

— In: *Die Waffen nieder! – Bas les armes – Lay down your arms*. 1843–1993 (1993), s. d., S. 6–8.

Häntzschel, Günter: „Das Buch wirkte wie eine Bombe". Bertha von Suttners pazifistische Kampfschrift *Die Waffen nieder!* In: Dennoch leben sie. Verfemte Bücher, verfolgte Autorinnen und Autoren. Zu den Auswirkungen nationalsozialistischer Literaturpolitik. Herausgegeben von Reiner Wild in Zusammenarbeit mit Sabina Becker. [München:] Text und Kritik 2003, S. 387–394.

Häntzschel, Günter: *Die Waffen nieder!* Bertha von Suttners Antikriegsroman. Zur Poetik und Ideologie der Frauenliteratur. In: Poetik und Geschichte. Viktor Žmegač zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von Dieter Borchmeyer. Tübingen: Niemeyer 1989, S. 102–117.

Hatzig, Hansotto: Bertha von Suttner und Karl May. In: Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft (1971), S. 246–258.

— Auf: http://www.karl-may-gesellschaft.de/kmg/seklit/jbkmg/1971/246.htm [2017-07-24].

Hauptmann, Carl: Baronin Bertha von Suttner. In: Die Friedens-Warte. Zeitschrift für zwischenstaatliche Organisation 16 (1914), Nr. 7: Bertha von Suttner Gedenk-Nummer, S. 255–256.

Hedinger, Sandra: Frauen über Krieg und Frieden. Bertha von Suttner, Rosa Luxemburg, Hannah Arendt, Betty Reardon, Judith Ann Tickner, Jean Bethke Elshtain. Frankfurt am Main: Campus 2000. (= Politik der Geschlechterverhältnisse. 14.)

Heid, Birgit: Bertha von Suttner und ihre Themen. Norderstedt: Books on Demand 2016.

Hertz, Fanny: A Palm of Peace From German Soil: *Die Waffen nieder! Eine Lebensgeschichte* (*Lay Down Your Arms! The Story of a Life*). Bertha von Suttner. In: The International Journal of Ethics 2 (1892), Nr. 2, S. 201–217.

Hierdeis, Irmgard: Gefühle und Ahnungen. Eine persönliche Revue der Tendenzromane von Bertha von Suttner. In: „Gerade weil Sie eine Frau sind …“ (2005), s. d., S. 125–141.

Hispano, Mariano: Bertha von Suttner. Barcelona: AFHA Internacional 1979. (= El Premio Nobel. 17.)

— 2. Aufl. Madrid: Auriga 1982.

Hofman, Alois: Bertha von Suttner. Zum 50. Todestag der österreichischen Schriftstellerin. In: Philologica Pragensia 7 (1964), S. 244–257.

Holt, Niles: The „Popular Pacifism“ of Bertha von Suttner. In: Peace Research. The Canadian Journal of Peace and Conflict Studies 34 (2002), Nr. 1, S. 117–125.

Hoock-Demarle, Marie Claire: „Das werdende Europa“, le rêve européen d'une pacifiste fin de siècle. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 185–195.

Hoock-Demarle, Marie Claire: Bertha von Suttner, 1843–1914. Amazone de la paix. Villeneuve d'Ascq: Presses Universitaires du Septentrion 2014.

Hoock-Demarle, Marie Claire: Der Europa-Diskurs Bertha von Suttners im Umfeld des internationalen Pazifismus der Jahrhundertwende. Vom Umgang mit dem europäischen Raum zu den Erwartungen an ein „werdendes Europa“. In: Der literarische Europa-Diskurs. Festschrift für Paul Michael Lützeler zum 70. Geburtstag. Herausgegeben von Peter Hanenberg und Isabel Capeloa Gil. Würzburg: Königshausen & Neumann 2013, S. 75–84.

Jaeg, Paul: Wir geben keinen Frieden. Ausstellung und Performance zum 100. Todestag von Bertha von Suttner, Galerie Art BV in der Berchtholdvilla Stadt Salzburg. Gosau, Oberösterreich: Arovell 2014.

Jahraus, Oliver: Keine Einladung zur Parallelaktion. Bertha von Suttner und Robert Musil. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 133–145.

Ji, Dafu: Bertha von Suttners pazifistische Ideologie. Versuch über Bertha von Suttner und *Die Waffen nieder!* In: Literaturstraße. Chinesisch-deutsches Jahrbuch für Sprache, Literatur und Kultur 3 (2002), S. 135–149.

Jorfald, Ursula: Bertha von Suttner og Nobels fredspris. Oslo: [o. V.] 1963.

— 2. Aufl. Sandvika: Forum Boktrykkeri 1963.

Jorfald, Ursula: Bertha von Suttner. Aus dem Norwegischen ins Schwedische von Elisabeth Wærn-Bugge. Stockholm: Utg. 1944. (= Internationella kvinnoförbundets för fred och frihet skriftserie. 1.)

Kahlweit, Cathrin: Ein Leben wie eine Operette. Bertha von Suttner 1843–1914. In: Das Gewissen ihrer Zeit. Fünfzig Vorbilder des Journalismus. Herausgegeben von Hans-Jürgen Jakobs und Wolfgang R. Langenbucher. Wien: Picus 2004, S. 86–90.

Katscher, Leopold: Allgemeine Würdigung der Baronin Bertha von Suttner. In: Die Friedens-Warte. Wochenschrift für internationale Verständigung 5 (1903), Nr. 9 / 10, S. 65–68.

Katscher, Leopold: Bertha von Suttner, die „Schwärmerin" für Güte. Dresden: Pierson 1903.

— Nachdruck der Original-Ausgabe von 1903. Hamburg: Severus 2013.

Kempf, Beatrix: Bertha von Suttner – Biographische Notizen. In: *Die Waffen nieder! – Bas les armes – Lay down your arms.* 1843–1993 (1993), s. d., S. 1–5.

Kempf, Beatrix: Bertha von Suttner. Das Lebensbild einer großen Frau. Schriftstellerin, Politikerin, Journalistin. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1964.

— 2., unveränderte Aufl. Ebenda 1965.

— München: Heyne 1987. (= Heyne-Bücher. 12. Heyne-Biographien. 149.)

Kempf, Beatrix: Bertha von Suttner. Eine Frau kämpft für den Frieden. Gekürzte Neuausgabe. Freiburg im Breisgau [u. a.]: Herder 1979. (= Herderbücherei. 697.)

Kempf, Beatrix: Bertha von Suttner und die ‚bürgerliche' Friedensbewegung. (Bertha von Suttner and the Civil Peace Movement.) In: Friede, Fortschritt, Frauen. Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf (2007), s. d., S. 45–64.

Kempf, Beatrix: Suffragette for Peace. The Life of Bertha von Suttner. Aus dem Deutschen von R[ex] W[illiam] Last. London: Wolff 1972.

Kempf, Beatrix: Woman for Peace. The Life of Bertha von Suttner. Aus dem Deutschen von R[ex] W[illiam] Last. Park Ridge, N.J.: Noyes Press 1973.

Kerschbaumer, Marie-Thérèse: Bertha von Suttner. In: Österreichische Porträts. Leben und Werk bedeutender Persönlichkeiten von Maria Theresia bis Ingeborg Bachmann. Herausgegeben von Jochen Jung. Bd. 1. Salzburg [u. a.]: Residenz 1985, S. 362–378.

— In: Eine Frau ist eine Frau ist eine Frau … Autorinnen über Autorinnen. [Sammlung der Beiträge des Symposions „eine frau ist eine frau ist eine frau …", 3.–5.

März 1985, Wien.] Zusammengestellt von Elfriede Gerstl. Wien: Promedia 1985, S. 36–57.

Kerschbaumer, Marie-Thérèse: Geschlechterrollen bei Bertha von Suttner und Catherine Colomb. In: „Das Weib existiert nicht für sich". Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft. Herausgegeben von Heide Dienst und Edith Saurer. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1980. (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik. 48.) S. 205–209.

Key, Ellen: Florence Nightingale und Bertha von Suttner. Zwei Frauen im Kriege wider den Krieg. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen durch Felix Moeschlin. Zürich: Rascher 1919.

Kirchmeier, Christian: Die Geburt des Pazifismus aus dem Geist des Kampfes. Bertha von Suttner als Darwinistin. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 213–226.

Kjelling, Anne C.: Bertha von Suttner as Nobel Prize Nominator. (Bertha von Suttners Nominierungen für den Friedensnobelpreis.) In: Friede, Fortschritt, Frauen. Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf (2007), s. d., S. 37–44.

Klapeer, Christine M.: Zwischen oberflächlicher Bewunderung und feministischer Marginalisierung. Sichtweisen österreichischer frauen- und friedenspolitischer Aktivistinnen zu Bertha von Suttner nach 1945. In: „Gerade weil Sie eine Frau sind …" (2005), s. d., S. 143–173.

Kleberger, Ilse: Bertha von Suttner. In: Menschen, die die Welt bewegten. Kurzfassung. Stuttgart; Wien; Zürich: Das Beste 1998.

— Stuttgart; Zürich; Wien: Reader's Digest Deutschland, Schweiz, Österreich 2001, S. 174–293.

Kleberger, Ilse: Die Vision vom Frieden – Bertha von Suttner. Berlin: Klopp 1985.

— Bertha von Suttner. Die Vision vom Frieden. Ungekürzte Ausgabe. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1988. (= dtv. 79026. = dtv-Junior: Biographie.)

— [2. Aufl.] Ebenda 1989.

Kleberger, Ilse: Die Vision vom Frieden – Bertha von Suttner. In: Vergessene Frauen. Herausgegeben von Gisela Breitling. Berlin: GEDOK [2005], S. 66–80.

Kooijmans, Pieter H.: Bertha von Suttner and the Development of the Law of Disarmament and Arms Control. In: Report on the Symposium on the Occasion of the 100th Anniversary of the Nobel Peace Prize Award to Bertha von Suttner, s. d., S. 16–20.

Korherr, Helmut: Drei literarische Frauenbilder: George Sand 1804–1876, Bertha von Suttner 1843–1914, Eleonora Duse 1859–1924. Eisenstadt: Roetzer 2002.

Košťálová, Dagmar: Bertha von Suttner oder das Recht auf Sentimentalität. In: Brücken. Germanistisches Jahrbuch (Prag) 13 (2005), S. 439–446.

Kovács, Henriett: Zwei Zukunftsbilder des ewigen Friedens in Österreich-Ungarn. Bertha von Suttner und das utopische Maschinenalter – Mór Jókai und der satirische Roman des künftigen Jahrhunderts. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 147–161.

Kozlik-Voigt, Babette: Bertha von Suttner. Die Auflehnung des Verstandes und die Empörung des Herzens. In: Die Frau als Kulturschöpferin. Zehn biographische Essays. Herausgegeben von Katharina Kaminski. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 51–82.

Kreisky, Eva; Löffler, Marion: Eine nicht politikwissenschaftsfähige Friedensvision? Einige Gründe, warum Bertha von Suttners Pazifismus nicht in den Kanon politischer Ideengeschichte gelangte. In: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder!* (Aufsatzsammlung 2010), s. d., S. 37–58.

Kronenbitter, Günther: Kakanischer Militarismus. In: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder!* (Aufsatzsammlung 2010), s. d., S. 115–133.

Landa, Jutta: Declaring War on War. Bertha von Suttner and the Peace Movement. In: The European Legacy. The Official Journal of the International Society for the Study of European Ideas (ISSEI) 1 (1996), Nr. 3, S. 926–930.

Landa, Jutta: Progress in Peace. Bertha von Suttner. In: Vienna. The World of Yesterday. 1889–1914. Herausgegeben von Stephen Eric Bronner und F. Peter Wagner. Amherst, NY: Humanity Books 1999, S. 221–236.

Larcati, Arturo: Jeremias und Kassandra. Stefan Zweig und Bertha von Suttner. Zwei Intellektuelle im Dienste des Friedens. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 109–131.

Laurence, Richard R.: Bertha von Suttner and the Peace Movement in Austria to World War I. In: Austrian History Yearbook Bd. 23 (1992), S. 181–201.

Le Rider, Jacques: Contre l'antisemitisme: un autre combat d'Arthur et Bertha von Suttner. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 175–184.

Lefaivre, Albert: La Propagande de la paix: Mme la Baronne de Süttner [!]. La Chappelle-Montligeon: L'Œuvre expiatoire 1895.

Leitich, Ann Tizia: Bertha von Suttner. In: Neue österreichische Biographie ab 1815. Große Österreicher. Bd. 1. Wien [u. a.]: Amalthea-Verlag 1957, S. 66–75.

Lengyel, Emil: And All Her Paths Were Peace. The Life of Bertha von Suttner. Nashville, NY: Nelson 1975.

Levenson, Alan T.: Theodor Herzl and Bertha von Suttner. Criticism, Collaboration and Utopianism. In: Journal of Israeli History 15 (1994), Nr. 2, S. 213–222.

Libæk, Ivar: Bertha von Suttner and the Nobel Peace Prize in a Norwegian Perspective. In: Report on the Symposium on the Occasion of the 100th Anniversary of the Nobel Peace Prize Award to Bertha von Suttner, s. d., S. 33–37.

The Life of Bertha von Suttner and Her Legacy for Women Peacemakers Today. Herausgegeben von Cora Weiss, dem International Peace Bureau und dem International Fellowship of Reconciliation. Genf: International Peace Bureau; [Alkmaar:] International Fellowship of Reconciliation 2005. (= Patterns in reconciliation. 8.)

Lindenstruth, Gerhard: Bertha von Suttner. Eine Bibliographie [der Primärliteratur]. Gießen: Privatdruck (Lindenstruth) 1993.

Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur. Bertha von Suttner zum 100. Todestag. Herausgegeben von Johann Georg Lughofer und Stéphane Pesnel. Würzburg: Königshausen & Neumann 2016.

Löffler, Marion, s. Eva Kreisky

Lueger-Schuster, Brigitte: Vom Girlie zur Intellektuellen. Reifung durch Traumatisierung. In: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder!* (Aufsatzsammlung 2010), s. d., S. 135–155.

Lughofer, Johann Georg: Bertha von Suttner. A Prototypical European Writer. In: Pismo. Časopis za Jezik i Književnost / Letter. Journal for Linguistics and Literary Studies 9 (2011), Nr. 1, S. 186–209.

Lughofer, Johann Georg: Erinnerungskultur in Österreich. Eine Annäherung anhand des Fallbeispiels Bertha von Suttner 2005. In: Acta Neophilologica (Ljubljana) 40 (2007), Nr. 1–2, S. 155–165 und S. 217.

Lughofer, Johann Georg: „Lage prachtvoll, aber abseits aller Kultur". Die Bedeutung der Provinz für das Schaffen Bertha von Suttners. In: Provinz als Denk- und Lebensform. Der Donau-Karpatenraum im langen 19. Jahrhundert. Herausgegeben von Harald Heppner und Mira Miladinović Zalaznik. Frankfurt am Main: Lang [2015]. (= Neue Forschungen zur ostmittel- und südosteuropäischen Geschichte. 7.) S. 183–194.

Lughofer, Johann Georg: Naivität, Sentimentalität und aristokratische Borniertheit. Stereotypen und Vorwürfe in Sachen Bertha von Suttner. In: Suttner im KonText, s. d., S. 1–16.

Lughofer, Johann Georg: Nicht mehr lieferbar. Zu Bertha von Suttners Stellung in Kanon und Forschung. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 17–26.

Lughofer. Johann Georg: „Der Pazifismus ist geradezu der Überwinder des nationalen Chauvinismus". *Die Waffen nieder!* aus interkultureller Perspektive. In: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder!* (Aufsatzsammlung 2010), s. d., S. 169–191.

Lughofer, Johann Georg: Suttner, Bertha (Sophia Felicita) Freifrau von; geb. Gräfin Kinsky von Wchinitz (Chinic) und Tettau; Ps. Elisa Arnold, B. Oulot, Jemand (1843–1914), Schriftstellerin, Journalistin und Friedensaktivistin. In: Österreichisches biographisches Lexikon. 1815–1950. Bd. 14: Stulli Luca – Tuma Karel. Wien: Verl. der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2012, S. 64–65.

— Auf: http://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_S_43/Suttner_Bertha_1843_1914.xml [2017-07-24].

Lughofer, Johann Georg: Vorwort. In: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder!* (Aufsatzsammlung 2010), S. 5–10.

Lughofer, Johann Georg; Pesnel, Stéphane: Vorwort. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), S. 9–15.

Lughofer, Johann Georg; Tvrdík, Milan: Vorwort. In: Suttner im KonText, s. d., [o. S.].

Lutz, Gottlob: Gedächtnisrede an der Totenfeier für Bertha von Suttner: Gehalten am 25. Juni 1914. Luzern: Verlag des Schweizerischen Friedensvereins [1914].

Mader, Gerald: Perspektiven von Friedensforschung und Friedenspolitik. Bertha von Suttner und die Welt von heute. (Perspectives of Peace Research and Peace Politics. Bertha von Suttner and the World of Today.) In: Friede, Fortschritt, Frauen. Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf (2007), s. d., S. 223–230.

Maeldere, Gust van den: Het gevecht met de dynamietkoning: een verhaal dat is ingegeven door de ontmoeting van de vredesapostel Bertha von Suttner met de dynamietkoning Alfred Nobel. Antwerpen: Opdebeek 1955. (= Helden zonder zwaard. 1.)

Manczyk-Krygiel, Monika: An der Hörigkeit sind die Hörigen schuld. Frauenschicksale bei Marie von Ebner-Eschenbach, Bertha von Suttner und Marie Eugenie delle Grazie. Stuttgart: Heinz 2002. (= Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik. 405.) (Gekürzte und leicht überarbeitete Diss. Wrocław, Uniwersytet Wrocławski 1999.)

Manczyk-Krygiel, Monika: „Nationale Grenzüberschreitungen" bei Bertha von Suttner und Rudolf von Gottschall. In: „Nation und Geschlecht" – Wechselspiel der Identitätskonstrukte. Herausgegeben von Christa Ebert und Małgorzata Trebisz. Schöneiche bei Berlin: Scrîpvaz 2004. (= Schriftenreihe Ost-West-Diskurse. 5.) S. 87–100.

Manczyk-Krygiel, Monika: Schwangerschaft und Geburt in den Texten der Bertha von Suttner und Marie Eugenie delle Grazie. In: Mutterbilder und Mütterlichkeitskonzepte im ästhetischen Diskurs. Herausgegeben von Mirosława Czarnecka. Wrocław: Oficyna Wyd. ATUT 2000, S. 85–90.

Mandere, Henri van der: Bertha von Suttner. Haarlem: Willink [1910]. (= Mannen en vrouwen van beteekenis in onze dagen. 40 / 3.)

Manges, Johanna: Fragmente einer Frauenfreundschaft. Die Briefe Hedwig von Pöttings an Bertha von Suttner. Saarbrücken: AV Akademikerverlag 2012.

Marboe, Irmgard: *„Die Waffen nieder"* als Postulat des modernen Völkerrechts. Vom *ius ad bellum* zum absoluten Gewaltverbot. In: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder!* (Aufsatzsammlung 2010), s. d., S. 73–98.

Marcucci, Edmondo: Bertha von Suttner (1843–1914). [O. O.: o. V. 1948.]

Marteil, Marie Antoinette: Bertha von Suttner (1843–1914), militante laïque, féministe, pacifiste. L'œuvre d'une aristocrate autrichienne en rupture avec la tra-

dition. Paris: L'Harmattan 2014. (= Allemagne d'hier et d'aujourd'hui.) Zugleich Tours, Univ., Diss. 2012.

Marteil, Marie Antoinette: Bertha von Suttner et ses séjours aux eaux à travers ses mémoires et ses romans autobiographiques. In: Villégiatures à l'allemande. Les origines germaniques du „tourisme vert", 1850–1950. Herausgegeben von Marc Cluet. Rennes: Presses Universitaires de Rennes 2009, S. 249–257.

Marteil, Marie Antoinette: L'œuvre littéraire de Bertha von Suttner, vectreur de diffusion d'une pensée novatrice. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 51–62.

Massiczek, Albert, s. Ewald Binder

Mead, Edward D.: Erinnerungen an Bertha von Suttner. In: Die Friedens-Warte. Zeitschrift für zwischenstaatliche Organisation 16 (1914), Nr. 7: Bertha von Suttner Gedenk-Nummer, S. 257–258.

Melach, Anna: … wie aber führt man Frieden? Menschen, die die Welt verändern. Bertha von Suttner, Mahatma Gandhi, die Geschwister Scholl, Martin Luther King, Mutter Teresa, Frère Roger, Erzbischof Oscar Romero, Nelson Mandela, Betty Williams und Mairead Corrigan, Dalai Lama, Wangari Maathai, P. Georg Sporschill, Rigoberta Menchú Tum, Daniel Barenboim, Shirin Ebadi. Innsbruck; Wien: Tyrolia 2010.

Miksovsky, Katja: The Open Book – A Memorial Plaque by Lilo Schrammel for Bertha von Suttner. In: Bertha von Suttner (European Economic and Social Committee 2006), s. d., S. 57–60.

Millner, Alexandra; Teller, Katalin: Auf Reisespuren in Bertha und Arthur Gundaccar von Suttners Literatur. In: Suttner im KonText, s. d., S. 45–76.

Moritz, Käthe: Bertha von Suttner. Ihr Leben und Wirken. Wiesbaden: Friede durch Recht 1924.

Morris-Keitel, Helen G.: (R)Evolution. From „Edelleute" to „Edelmenschen". Bertha von Suttner's Pathway to Peace. In: Representations of War Experiences from the Eighteenth Century to the Present. Herausgegeben von Stephan Jaeger und Susanne Vees-Gulani. Toronto: Univ. of Toronto Press 2014. (= Seminar. A Journal of Germanic Studies 50 [2014], Nr. 1: Special theme issue.) S. 34–50.

Morris-Keitel, Helen G.: „Der wissende Mensch". Das Bildungskonzept Bertha von Suttners. In: Sinn und Form. Beiträge zur Literatur 59 (2007), Nr. 3, S. 378–384.

Müller-Kampel, Beatrix: Bürgerliche und anarchistische Friedenskonzepte um 1900. Bertha von Suttner und Pierre Ramus. In: „Krieg ist der Mord auf Kommando". Bürgerliche und anarchistische Friedenskonzepte. Mit Dokumenten von Lev Tolstoj, Petr Kropotkin, Stefan Zweig, Romain Rolland, Erich Mühsam, Alfred H. Fried, Olga Misař u. a. Herausgegeben von B. M. K. Nettersheim: Verlag Graswurzelrevolution 2005. (= Texte zu historischen Friedensbewegungen.) S. 7–95.

— 2. Aufl. Ebenda 2006.

— 3. Aufl. Ebenda 2008.

Müller-Kampel, Beatrix: Friedenskrieger des Hinterlandes. Bertha von Suttner (1843–1914) und Pierre Ramus (1882–1942). In: Nachhaltige Bildung für Alle. Beiträge von Vortragenden der Montagsakademie 2003 / 04 und 2004 / 05. Graz: Grazer Universitätsverlag – Leykam – Karl-Franzens-Universität Graz 2005. (= Montagsakademie. 1.) S. 223–241.

Müller-Kampel, Beatrix: Krieg, Friede und Gedächtnispolitik am Beispiel Bertha von Suttners. In: Kollektive und individuelle Identität in Österreich und Ungarn nach dem Ersten Weltkrieg. Herausgegeben von Helga Mitterbauer und Szilvia Ritz. Wien: Praesens 2007, S. 45–62.

Müller-Kampel, Beatrix: Krieg gegen den Krieg. Jesus, Tolstoj, Bertha von Suttner und Pierre Ramus. In: Spinnrad. Zeitschrift des Internationalen Versöhnungsbundes (2005), Nr. 4, S. 3–7; (2006), Nr. 2, S. 3–6.

Müller-Kampel, Beatrix: Naturalistischer Pazifismus oder pazifistischer Kitsch? Zu Bertha von Suttners Erzählprosa. In: Sonderweg in Schwarzgelb? Auf der Suche nach einem österreichischen Naturalismus in der Literatur. Herausgegeben von Roland Innerhofer und Daniela Strigl. Innsbruck: Studienverlag 2016, S. 139–150.

Myšlenky Berthy von Suttner v současnosti. [Die Ideen Bertha von Suttners heute. Gesammelte Vorträge der Konferenz in Prag, 12.–13. November 2005.] Herausgegeben von Matice Čech. Prag: Společnost Berty Suttnerové ve spolupráci s Maticí Čech, Moravy a Slezska 2006.

Nagel, Anne Christine: Fanfare der Friedensbewegung: *Die Waffen nieder!* von Bertha von Suttner (1889). In: Literatur, die Geschichte schrieb. Herausgegeben von Dirk van Laak. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011, S. 72–85.

Neureiter, Karin: Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner. Ihre Verbundenheit mit Kärnten. Klagenfurt: Selbstverlag 1994.

Nielsen, Frederic W.: Bertha von Suttner. Ein Leben für den Frieden. 3., gekürzte Aufl. Freiburg im Breisgau: Freiburger Echo-Verl. 1991. (= Frederic W. Nielsen: Eine Auswahl aus dem umfangreichen Werk des Dichters. In preiswerten Heftchen zum Kennenlernen. = Echo-Heft. 5.)

Nielsen, Frederic W.: Krieg dem Mord. 4 Wort-Porträts aus 4 Ländern, sowie Gedanken, Glossen und Gedichte zum Thema Krieg und Frieden. Dokumentarische Kurzbiographien. [Suttner – Dunant – Liebknecht – Luxemburg.] Aufgezeichnet und kommentiert von F. W. N. Freiburg im Breisgau: Toleranz-Verlag 1983.

Nolz, Bernhard: Die Waffen nieder! Annäherungen an einen Schulnamen; eine Projektcollage. In: Grenzüberschreitungen. Friedenspädagogik, Geschlechter-Diskurs, Literatur – Sprache – Didaktik. Festschrift für Wolfgang Popp zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von Gerhard Härle. Essen: Verlag Die Blaue Eule 1995, S. 227–236.

Nusselblatt, Tulo: Bertha v. Suttners ställning till antisemitism och zionism. Med anledning av hundraårsminnet. In: Judisk tidskrift 16 (1943), S. 176–182.

Nussenblatt, Tulo: Ein Volk unterwegs zum Frieden. Theodor Herzl – Bertha von Suttner. Mit erstmaliger Veröffentlichung von Archiv-Dokumenten aus dem

Leben und Wirken von Theodor Herzl, Bertha und Arthur Gundaccar, Baron von Suttner, Heinrich Graf Coudenhove-Kalergi, Kanonikus Rohling und anderen Zeitgenossen. Wien; Leipzig: Reinhold 1933. (= Kleine historische Monographien. Beilage der Berichte zur Kultur- und Zeitgeschichte. 43.)

Obier, Marlies: „Die Waffen nieder! Sag' es vielen!" Bertha von Suttner. [Zur Ausstellung „Die Waffen Nieder! Sag' Es Vielen!". Bertha von Suttner. Gustav-Heinemann-Friedensgesellschaft Siegen.] Siegen: Winddruck 2014.

Oerke, Petra: *Die Waffen nieder.* Ein Film gegen den Krieg. Zur Verfilmung *Ned med Vaabnene* (1914) nach Bertha von Suttners Roman *Die Waffen nieder!* (1889). In: Kriegserlebnis und Legendenbildung. Das Bild des ‚modernen' Krieges in Literatur, Theater, Photographie und Film. / The Experience of War and the Creation of Myths. The Image of ‚Modern' War in Literature, Theatre, Photography, and Film. Herausgegeben von Thomas F. Schneider. Bd. 3: ‚Postmoderne' Kriege? Krieg auf der Bühne. Krieg auf der Leinwand. / ‚Postmodern' Wars? War on Stage. War on the Screen. Göttingen: V&R Unipress 1999, S. 975–990.

Ostwald, Wilhelm: Bertha von Suttner. In: Die Friedens-Warte. Zeitschrift für zwischenstaatliche Organisation 16 (1914), Nr. 7: Bertha von Suttner Gedenk-Nummer, S. 256–257.

Pesenti, Rosangela: Bertha von Suttner, la rimossa. In: Donne disarmanti. Storie e testimonianze su nonviolenza e femminismi. Herausgegeben von Monica Lanfranco und Maria G. di Rienzo. Neapel: Intra Moenia 2003. (= Frammenti dal dissenso.) S. 109–117.

— Auf: Il Dialogo. Periodico di Monteforte Irpino (2005): http://www.ildialogo.org/donna/bertha28022005.htm [2017-07-24].

Pesnel, Stéphane, s. Johann Georg Lughofer

Pick, Hella: Bertha von Suttner. Living for peace. The 100th Anniversary of the Nobel Peace Prize Award to Bertha von Suttner. An Essay. Vienna: Austrian Federal Ministry for Foreign Affairs [2005].

Pithart, Petr: Bertha von Suttner. In: Friede, Fortschritt, Frauen. Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf (2007), s. d., S. 9–28.

Pivec, Franci: Začetki mirovnega gibanja – ob 100. obletnici smrti Berthe v. Suttner in velike vojne [Anfänge der Friedensbewegung – Zum 100. Todestag von Bertha von Suttner zum 10. Jahrestag des großen Kriegs.] In: Vezi med ljudmi. Zbornik Kulturnega Društva Nemško Govorečih Žena „Mostovi". [Zwischenmenschliche Bindungen. Sammelband des Kulturvereins Deutschsprachiger Frauen „Brücken".] Maribor: Kulturno Društvo Nemško Govorečih Žena „Mostovi" 2014, S. 95–100.

Playne, Caroline E.: Bertha von Suttner and the Struggle to Avert the World War. London: Allen & Unwin 1936.

Polt-Heinzl, Evelyne: „Sie lebte nah, mitten in unserer Welt in Wien". Bertha von Suttner (1843–1914). In: E. P.-H.: Zeitlos. Neun Porträts. Von der ersten Krimiautorin Österreichs bis zur ersten Satirikerin Deutschlands. Wien: Milena 2005. (= Reihe Dokumentation. 30.) S. 11–30.

Polt-Heinzl, Evelyne: „Wenn aber der tragische Karneval verrauscht ist …, werde ich sie für eine Frau halten". „Mannsrausch", Misogynie und die „Friedens-Bertha". In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 63–76.

Popova, Kristina: The Pacifist Movement and the Russo-Ottoman War 1877–1878. Bertha von Suttner and her Memoirs. In: Balkanistic Forum / Балканистичен Форум 3 (2016), S. 20–41.

Rabenstein-Michel, Ingeborg: Bertha von Suttner. Un combat pour un canon européen de la paix. In: Pour une réelle culture européenne? Au-delà des canons culturels et littéraires nationaux. Herausgegeben von Ralf Zschachlitz und Fabrice Malkani. Paris: Harmattan 2012. (= De l'Allemand.) S. 85–100.

Ragaz, Leonhard: Bertha von Suttner. In: Neue Wege. Zeitschrift des religiösen Sozialismus 37 (1943), S. 288–291.

Ramklint, Ulla Britta: Bertha von Suttner & Alfred Nobel. Den innerliga berättelsen om fredsängeln och den melankoliske dynamitarden. Hörbuch. Stockholm: Santérus 2013.

— Johanneshov: MTM 2014.

Ravy, Christiane: *Bas les armes* de Bertha von Suttner. Un roman d'engagement à la cause pacifiste. In: Austriaca. Cahiers universitaires d'information sur l'Autriche 21 (1996), Nr. 42, S. 81–88.

Reicke, Ilse: Bertha von Suttner. Ein Lebensbild. Bonn: Röhrscheid 1952.

Reinhart, Heinrich: Bertha von Suttner. Dokumente um ein Leben. Bebilderter Katalog der Sonderausstellung der Krahuletz-Gesellschaft im Krahuletz-Museum. (1. Mai bis 31. Oktober.) Eggenburg: [o. V.] 1972. (= Krahuletz-Museum, Eggenburg. 1. Katalogreihe.)

Report on the Symposium on the Occasion of the 100th Anniversary of the Nobel Peace Prize Award to Bertha von Suttner, Organized by the Embassies of Austria, Norway and Sweden in Cooperation with the Carnegie Foundation in the Peace Palace on 18 April 2005. The Hague: Embassy of Austria [u. a.] 2005.

Reut-Nicolussi, Eduard: Drei österreichische Rufer zum Frieden: Bertha von Suttner, Alfred Fried [!], Professor Heinrich Lammasch. In: Gemeinschaft des Geistes. Ein Symposion. Wien: Austria Edition 1957. (= Schriftenreihe der Österreichischen Unesco-Kommission. 14.) S. 121–160.

Reutter, Angelika U.; Rüffer, Anne: Frauen leben für den Frieden. Die Friedensnobelpreisträgerinnen von Bertha von Suttner bis Schirin Ebadi. Erweiterte Taschenbuchausgabe. München; Zürich: Piper 2004. (= Serie Piper. 4209.)

— Peace women. The eleven women who received the Nobel Peace Prize: Bertha von Suttner, Jane Addams, Emily Greene Balch, Betty Williams and Mairead Corrigan, Mother Teresa, Alva Myrdal, Aung San Suu Kyi, Rigoberta Menchú Tum, Jody Williams, Schirin Ebadi: 1905–2003. Aus dem Deutschen von Salomé Hangartner. Zürich: Rüffer & Rub 2004.

Riemens, Michael: „This is Wonderland". Baroness Bertha von Suttner, the Peace Movement and the Hague Peace Conference of 1899. In: Report on the Symposium

on the Occasion of the 100th Anniversary of the Nobel Peace Prize Award to Bertha von Suttner, s. d., S. 27–32.

Riemens, Michael: Baroness Bertha von Suttner and the Organized Peace Movement. Towards a New International Political Culture. In: Bertha von Suttner (European Economic and Social Committee 2006), s. d., S. 43–54.

Rüdiger, Axel: „Pazifismus heißt es fortan – ebenbürtig den übrigen ‚ismen' Sozialismus, Feminismus etc.". Ein politischer Essay über Bertha von Suttner. In: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder!* (Aufsatzsammlung 2010), s. d., S. 59–72.

Rüffer, Anne, s. Angelika U. Reutter

Ruser, Konrad: Eine wissenschaftliche Bibliothek und die Bücher der Bertha von Suttner. In: *Die Waffen nieder! – Bas les armes – Lay down your arms*. 1843–1993 (1993), s. d., S. 14–15.

Sagner, Dorett; Tittlepp, Dieter: Bertha Sophia Felicita Baronin von Suttner: 1843–1914. Pazifistin, Schriftstellerin und Friedensnobelpreisträgerin. Gotha: Urania Kultur- und Bildungsverein [2003]. (= Mosaiksteine Gothaer Geschichte.)

Sala, Marta: Bertha von Suttner (1843–1914). Życie i działalność na rzecz pokoju. Toruń: Wydawnictwo Adam Marszałek 2009.

Salomon, Alice: Bertha von Suttner, Jane Addams. To som har fått Nobel-fredsprisen. Oslo: Aschehoug 1935.

Schacherl, Ingrid; Steiner, Iris: Auf der Suche nach dem Geist der Friedenskämpferin. Gespräche über Frieden und Krieg mit Schülerinnen und Schülern des Bertha-von-Suttner-Bundesgymnasiums in Wien. In: „Gerade weil Sie eine Frau sind …" (2005), s. d., S. 175–194.

Schéele, Ingegerd von: Bertha von Suttner, Frans G. Bengtsson och jag. Stockholm: Norstedt 1986.

Schéele, Ingegerd von: Fredspristagaren Bertha von Suttner. Vänskapen med Alfred Nobel. [Bromma:] [I. Schéele] 1988.

Schmid-Bortenschlager, Sigrid, s. Christa Gürtler

Schmoeckel, Reinhard: Bertha von Suttner. In: R. S.: Stärker als Waffen. Düsseldorf: Hoch 1957.

— Frankfurt am Main; Wien; Zürich: Büchergilde Gutenberg 1962.

— 17.–23. Tsd. Düsseldorf: Hoch 1963.

— 33.–41. Tsd. Ebenda 1979.

— Starkare än vapen. Vom Deutschen ins Schwedische von Margareta Edgardh. Stockholm: Diakonistyrelsens Bokförl. 1960. Più forti delle armi. Vom Deutschen ins Italienische von den Benediktinerinnen des Monastero di S. Magno in Amelia. Brescia: La Scuola Editrice 1957. (= Il deltaplano.)

— 2. Aufl. Ebenda 1965. (= L' Alfiere. 6.)

— 3. Aufl. Ebenda 1967.

— 4. Aufl. Ebenda 1969.

— 5. Aufl. Ebenda 1970.
— 6. Aufl. Ebenda 1974.
— 7. Aufl. Ebenda 1977.
— [8. Aufl.] Ebenda 1978.
— 9. Aufl. Ebenda 1980.
— 10. Aufl. Ebenda 1982.
— 11. Aufl. Ebenda 1983.
— 12. Aufl. Ebenda 1984.
— 13. Aufl. Ebenda 1985.
— 14. Aufl. Ebenda 1987. (= Il deltaplano.)
— 15. Aufl. Ebenda 1988.
— Nachdruck. Ebenda 1990.
— Nachdruck. Ebenda 1992.
— Nachdruck. Ebenda [1994?].
— Nachdruck. Ebenda [1999?].

Schnedl-Bubeniček, Hanna: Pazifistinnen. Ein Resümee zu theoretischen Ausführungen und literarischen Darstellungen Bertha von Suttners und Rosa Mayreders. In: Friedensbewegungen. Bedingungen und Wirkungen. Herausgegeben von Gernot Heiss und Heinrich Lutz. Wien: Verlag für Geschichte und Politik 1984. (= Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit. 11.) S. 96–113.

Schönemann, Petra: Engagement für den Frieden. Studien zum literarischen Werk der Bertha von Suttner. Braunschweig, TU Braunschweig, Magister-Arbeit 1986.

Schönholzer, Ernst: Bertha von Suttner (1843 bis 1914). Eine Würdigung im Jahr der Frau 1975. In: Neue Wege. Blätter für religiöse Arbeit 69 (1975), S. 180–181.

Schücking, Walther: Bertha von Suttner und die Wissenschaft vom Völkerrecht. In: Die Friedens-Warte. Zeitschrift für zwischenstaatliche Organisation 16 (1914), Nr. 7: Bertha von Suttner Gedenk-Nummer, S. 252–254.
— In: Friedens-Warte 35 (1935), S. 243–245.

Shepela, Anja: Bertha von Suttner. Eine Frau steht ihren Mann. In: Patentlösung oder Zankapfel? „German Studies“ für den internationalen Bereich als Alternative zur Germanistik – Beispiele aus Amerika. Herausgegeben von Peter Pabisch. Bern [u. a.]: Lang 2005. (= Jahrbuch für internationale Germanistik. Reihe A: Kongressberichte. 72.) S. 227–250.

Simensen, Anne Synnøve: „Chère Baronne et Amie. Cher monsieur et ami“. Les lettres, les rencontres et le dialogue entre Bertha von Suttner et Alfred Nobel. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 163–174.

Simensen, Anne Synnøve: Kvinnen bak fredsprisen. Historien om Bertha von Suttner og Alfred Nobel. [Oslo:] Cappelen Damm 2012.

Sinopoli, Nicola: Una donna per la pace. Bertha von Suttner accanto ad Alfred Nobel. Cronache, scritti, idee. Rom: Palombi 1986.

Sivieri, Mariateresa: Bertha von Suttner, Wangari Maathai: donne Nobel per la pace. Padova: CLEUP 2009.

Skorupa, Holger: Der Pazifismus der Bertha von Suttner. Quellen, Herkunft und Charakteristika ihrer Friedenspolitik. München: GRIN 2009.

Sochal, Agnieszka: Die Erziehung des Einzelnen zur pazifistischen Haltung als Hauptmotiv des Romans *Die Waffen nieder* von Bertha von Suttner. In: Studia niemcoznawcze [Studien zur Deutschkunde] (Warschau) Bd. 32 (2006), S. 165–183.

Sochal, Agnieszka: Die Friedensauffassung Bertha von Suttners (1843–1914). In: Studia niemcoznawcze [Studien zur Deutschkunde] (Warschau) Bd. 24 (2002), S. 321–329.

Spatzier, Astrid: One Woman – Two Sides of the Same Coin? Journalism and Public relations: The case of Bertha von Suttner, Austria. In: Public Relations Review. A Journal of Research and Comment 42 (2016), Nr. 5, S. 787–791.

Stachowiak, Marina: Die Waffen nieder! Bertha von Suttner, ein Leben für Frieden und Abrüstung. Reinheim: Temporik-art 2015. (= Institut für Integrale Bewusstseinsbildung. Schriftenreihe. 5.)

Stalfort, Anne: *Das Maschinenzeitalter* und *Der Menschheit Hochgedanken*. Bertha von Suttners literarische Utopien. In: Bei Gefahr des Untergangs. Phantasien des Aufbrechens. Festschrift für Irmgard Roebling. Herausgegeben von Ina Brueckel, Dörte Fuchs, Rita Morien und Margarete Sander. Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 197–217.

Steffahn, Harald: Bertha von Suttner. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1998. (= rowohlts monographien. 50604.)

Steiner, Iris, s. Ingrid Schacherl

Stockwell, Rebecca S.: Bertha von Suttner and Rosika Schwimmer. Pacifists from the Dual Monarchy. In: Seven Studies in Medieval English History and Other Historical Essays Presented to Harold S. Snellgrove. Herausgegeben von Richard H. Bowers. Jackson: UP Mississippi 1983, S. 141–156.

Stollreiter, Josef: Bertha von Suttner. Lebensbild der erfolgreichsten Vorkämpferin für Weltfrieden. Kiel: Schwentine 1959.

Streeruwitz, Marlene: Marlene Streeruwitz über Bertha von Suttner. Wien: Mandelbaum 2014. (= Autorinnen feiern Autorinnen.)

Suttner im KonText. Interdisziplinäre Beiträge zu Werk und Leben der Friedensnobelpreisträgerin. Herausgegeben von Johann Georg Lughofer und Milan Tvrdík unter Mitarbeit von Konstantin Kountouroyanis. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2017. (= Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. [Dritte Folge.] 349.)

Tanzer, Ulrich: „Wahre Typen eines gottentfremdeten Culturweiberthums". Marie von Ebner-Eschenbach und Bertha von Suttner. In: Suttner im KonText, s. d., S. 87–104.

Tatasciore, Claudia: Letteratura per ragazzi e pacifismo. *Die Waffen nieder!* di Bertha von Suttner e il suo adattamento per ragazzi *Marthas Tagebuch*. In: Tessere trame, narrare storie. Le donne e la scrittura per l'infanzia. Herausgegeben von Antonella Cagnolati. Rom: Aracne 2013. (= L' isola che non c'è. 7.) S. 73–92.

Tauschinski, Oskar Jan: Frieden ist meine Botschaft. Bertha Suttners Leben und Werk. Wien: Österreichischer Bundesverlag [1964]. (= United World Library. 2.)

— Peace Is My Message. Life and Work of Bertha Suttner. Aus dem Deutschen von Harry Crawshaw. Issued in cooperation with the International Board on Books for Young People. Wien: Österreichischer Bundesverlag [1964]. (= United World Library. 2.)

Teller, Katalin, s. Alexandra Millner

Teske, Martin: Frauen gestalten die Welt. Roswitha von Gandersheim, Hildegard von Bingen, Elisabeth von Thüringen, Katharina von Bora, Christiane Erxleben, Amalie Sieveking, Bertha von Suttner, Rosa Luxemburg. [1. Aufl. nicht ermittelbar.]

— 2. Aufl. Lüneburg: Jansen 1995.

— 3. Aufl. Ebenda 2000.

— Frauen gestalten die Welt. 21 Porträts als Korrektur zur Männer-Geschichte. 4., erweiterte und durchgesehene Aufl. Winsen (Luhe): Eigenverlag manuskript [2000].

Thalmann, Eveline: Kriegsgeheule – Friedensklänge. Diskursanalytische Studien zu Theaterstücken im Deutschen Kaiserreich mit Bezug auf Bertha von Suttners Roman Die Waffen nieder! Graz, Univ., Masterarbeit 2013. – Auch auf: Kasperl & Co. Theater des Komischen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Beatrix Müller-Kampel. Abt. Forschung: http://lithes.uni-graz.at/forschung.html [2017-07-24].

Thalmann, Eveline: Die Waffen nieder! Die Waffen nieder! Dramatisierungen von Bertha von Suttners Roman im deutschen Kaiserreich. In: Suttner im KonText, s. d., S. 105–120.

Tharr, Jennifer; Freytag, Carl: Chimärisch, kitschig, merkwürdig, eigenwillig? Die pazifistischen Romane *Die Katrin wird Soldat* von Adrienne Thomas und *Die Waffen nieder!* von Bertha von Suttner im Spannungsfeld von Gender und Genre. Mit einem Ausblick auf ihre filmischen Umsetzungen. In: Narrative des Ersten Weltkriegs. Herausgegeben von Miriam Seidler und Johannes Waßmer. Frankfurt am Main: Lang 2015. (= Ästhetische Signaturen. 4.) S. 157–194.

Tittlepp, Dieter, s. Dorett Sagner

Tvrdík, Milan: Bertha von Suttner, geb. Gräfin Kinsky, ein Sprössling aus dem berühmten böhmischen Adelsgeschlecht. In: Suttner im KonText, s. d., S. 135–159.

Tvrdík, Milan, s. a. Johann Georg Lughofer

Tunner, Erika: Conscience contre violence: *Bas les armes!* (*Die Waffen nieder!*) de Bertha von Suttner. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 45–50.

Unger, Kathrin: Eine Frau für den Frieden. Bertha von Suttner. Bertha von Suttners entscheidende Jahre im Kaukasus 1876–1885 und die Anfänge der Friedensbewegung. München: GRIN 2010.

Uvíra, Rudolf: Zum Aufbau einer Novelle Bertha von Suttners. In: Amici amico. Teil III. Herausgegeben von Ingeborg Fiala-Fürst und Jaromír Czmero. Olomouc / Olmütz: Univ. 2011. (= Beiträge zur deutschmährischen Literatur. 17.) S. 453–458.

Veeren, Nita, s. Eveline Blitz

Veits-Falk, Sabine: Bertha von Suttner (1843–1914) – Biographical introduction. In: Bertha von Suttner (European Economic and Social Committee 2006), s. d., S. 21–26.

Vienne, Jean-Paul: Bertha von Suttner: De l'intervention du militantisme à celle de l'action internationale. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 241–253.

Vinzenz, J. [d. i. Vinzenz Jerabek]: Erinnerungen an Bertha von Suttner. In: Die Friedens-Warte. Zeitschrift für zwischenstaatliche Organisation 16 (1914), Nr. 7: Bertha von Suttner Gedenk-Nummer, S. 311–313.

Vuilliomenet, Jeanne: Une femme précurseur de l'idée de désarmement: Bertha von Suttner (1843–1914). In: Le mouvement Féministe. Organe officiel des publications de l'Alliance nationale des Sociétés féminines suisses 20 (1932), Nr. 372 vom 6. Februar, S. 10.

Vuissa, Kirsten W.: Bertha von Suttner's *Die Waffen nieder*. A Rhetorical Analysis. Provo, Utah, Brigham Young University, Master Thesis of German Literature, 2002.

Die Waffen nieder! – Bas les armes – Lay down your arms. 1843–1993. Bertha v. Suttner (1843–1914) und andere Frauen der Friedensbewegung. [Umschlagtitel.] 1843–1993. Bertha von Suttner (1843–1914) und Andere Frauen der Friedensbewegung [!]. [Innentitel.] [Ausstellungskatalog.] Die Bibliothek der Vereinten Nationen, Genf, Das Völkerbundarchiv in Zusammenarbeit mit der Ständigen Vertretung Österreichs beim Büro der Vereinten Nationen und den Spezialorganisationen in Genf. Genève: United Nations Office at Geneva 1993.

Wehrli-Knobel, Betty: Bertha von Suttner. Ein Leben für die Friedensidee. Zürich: Schweizerisches Jugendschriftenwerk 1974. (= Schweizerisches Jugendschriftenwerk. 1283.)

Weinzierl, Erika: Bertha von Suttner. In: E. W.: Emanzipation? Österreichische Frauen im 20. Jahrhundert. Wien; München: Jugend und Volk 1975. (= j[ugend] & v[olk] antworten. Schriftenreihe für Information und Aufklärung. [18.]) S. 151–157.

Weiss, Cora: Bertha von Suttner's Challenge to the Peace and Justice Movement Today. (Bertha von Suttners Anspruch an die Friedens- und Gerechtigkeitsbewe-

gung heute.) In: Friede, Fortschritt, Frauen. Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf (2007), s. d., S. 183–190.

Wiener, P[hilip] B.: Bertha von Suttner and the Political Novel. In: Essays in German Language, Culture and Society. Herausgegeben von Siegbert S. Prawer, R. Hinton Thomas und Leonard Forster. London: Institute of Germanic Studies 1969, S. 160–176.

Wintersteiner, Marianne: Die Baronin Bertha von Suttner. Eine erzählende Biographie. Mühlacker; Irdning (Steiermark): Stieglitz; Händle 1984.

Wintersteiner, Werner: Der Kampf um die Vermeidung des Weltkriegs. Bertha von Suttner und die Österreichische Friedensbewegung vor 1914 aus heutiger Sicht. In: Suttner im KonText, s. d., S. 17–44.

Wintersteiner, Werner: *Die Waffen nieder!* – Ein friedenspädagogisches Programm? Friedenserziehung in Österreich-Ungarn und im Deutschen Reich am Vorabend des Ersten Weltkriegs. (*Lay Down Your Arms!* – A Program For Peace Education? Peace Education in Austria-Hungary and in the German Reich on the Eve of World War I.) In: Friede, Fortschritt, Frauen. Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner auf Schloß Harmannsdorf (2007), s. d., S. 107–130.

Wintersteiner, Werner: „Die Waffen nieder" – ein immer noch zeitgemäßes Projekt. In: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder!* (Aufsatzsammlung 2010), s. d., S. 193–210.

Wintersteiner, Werner: „Lay down your Arms!" Teaching the Message of Peace. Bertha von Suttner and her Campaign to Instil a Culture of Peace. In: Bertha von Suttner (European Economic and Social Committee 2006), s. d., S. 35–41.

Wintersteiner, Werner: Mitten im Getümmel. Poetischer und politischer Pazifismus im Werk der Bertha von Suttner. In: Literarischer Pazifismus und pazifistische Literatur (2016), s. d., S. 27–43.

„Wir sind die Ersten, die es wagen". Biographien deutschsprachiger Wissenschaftlerinnen, Forscherinnen, intellektueller Frauen. [Herausgegeben vom Bundesministerium für Unterricht und Kunst, Abt. Präs. 3.] Redaktion: Ilse Korotin. Wien: Bundesministerium für Unterricht und Kunst 1993.

Wirth, Günter: Bertha von Suttner und ihr Dresdner Verlag. In: G. W.: Landschaften des Bürgerlichen. Ausgewählte Abhandlungen. Herausgegeben von Frank-Lothar Kroll. Berlin: Duncker & Humblot 2007, S. 357–363.

Wolff-Rohé, Stephanie: Bertha von Suttner (1843–1914). In: Klassiker des europäischen Denkens. Friedens- und Europavorstellungen aus 700 Jahren europäischer Kulturgeschichte. Herausgegeben von Winfried Böttcher. Baden-Baden: Nomos 2014, S. 413–419.

Woodford, Charlotte: Bertha von Suttner's *Die Waffen nieder!* and Gabriele Reuter's *Aus guter Familie*. Sentimentality and Social Criticism. In: The German Bestseller in the Late Nineteenth Century. Herausgegeben von Ch. W. und Benedict Schofield. Rochester, NY; Woodbridge, Suffolk: Camden House 2012, S. 206–223.

Woodford, Charlotte: Political Literature and Pacifism. Minna Kautsky's *Stefan vom Grillenhof* and Bertha von Suttner's *Die Waffen nieder!* In: Ch. W.: Women, Emancipation and the German Novel 1871–1910. Protest Fiction in its Cultural Context. London: Leganda, Modern Humanities Research Association and Maney Publishing 2014, S. 38–57.

Wührer, Sophia: Bertha von Suttner. In: Neue Wege. Blätter für religiöse Arbeit 58 (1964), Nr. 6, S. 167–170.

Zalaznik, Mira Miladinović: „… Der Friede droht sich unabsehbar auszudehnen." Bertha von Suttners Weg einer Pazifistin. In: Suttner im KonText, s. d., S. 195–214.

Zalaznik, Mira Miladinović: „… Ich hab's gewagt […] Ich hab's gesagt!": Bertha von Suttners *Die Waffen nieder!* In: Bertha von Suttner: *Die Waffen nieder!* (Aufsatzsammlung 2010), s. d., S. 157–167.

Zeile, Elisabeth: Frauen für den Frieden. Vorbilder in Vergangenheit und Gegenwart im Kampf gegen Militarismus und Krieg. Daten, Lebensläufe, Abbildungen, Zitate, Aktionen, Kongresse, Bewegungen, Organisationen. Essen: DFG-VK-Druck 1981. (= Deutsche Friedensgesellschaft: Extra. 8.)

Zelewitz, Klaus: *Die Waffen nieder* und der explizite bzw. implizite Vorwurf der Trivialität. In: Studia Austriaca. An International Journal Devoted to the Study of Austrian Culture and Literature 16 (2008), S. 9–22.

Zindel-Staehelin, Salome: Bertha von Suttner. In: Neue Wege. Beiträge zu Christentum und Sozialismus 80 (1986), S. 50–54.

Zweig, Stefan: Berta [!] von Suttner. Eine Ansprache, inmitten des Weltkrieges 1917 anläßlich der Eröffnung des Internationalen Frauenkongresses für Völkerverständigung in Bern. In: St. Z.: Begegnungen mit Menschen Büchern Städten. (ED Wien; Leipzig; Zürich 1937.) Berlin; Frankfurt am Main: S. Fischer 1955, S. 187–194.

— In: „Krieg ist der Mord auf Kommando". Bürgerliche und anarchistische Friedenskonzepte. Mit Dokumenten von Lev Tolstoj, Petr Kropotkin, Stefan Zweig, Romain Rolland, Erich Mühsam, Alfred H. Fried, Olga Misař u. a. Herausgegeben von Beatrix Müller-Kampel. Nettersheim: Verlag Graswurzelrevolution 2005. (= Texte zu historischen Friedensbewegungen.) S. 145–184.